Holzmindische
Schul = Leihbiblio-
thec.
It. coll. 76 (7

Gymnasialbibliothek
XXXV, 2
15
2. A. 20 (23)

Aus den Beständen der Niedersächs. Staats- und Universitätsbibliothek ausgeschieden.
Göttingen, den 16. JULI 1963

<36626508930013

<36626508930013

Bayer. Staatsbibliothek

1769.

B. A. 20

Sammlung
der besten und neuesten
Reisebeschreibungen
in einem ausführlichen Auszuge,

worinne

eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, natürlichen Geschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedener Länder und Völker gegeben wird.

Aus verschiedenen Sprachen zusammen getragen.

Siebenter Band.

Mit vielen nützlichen Kupfern.

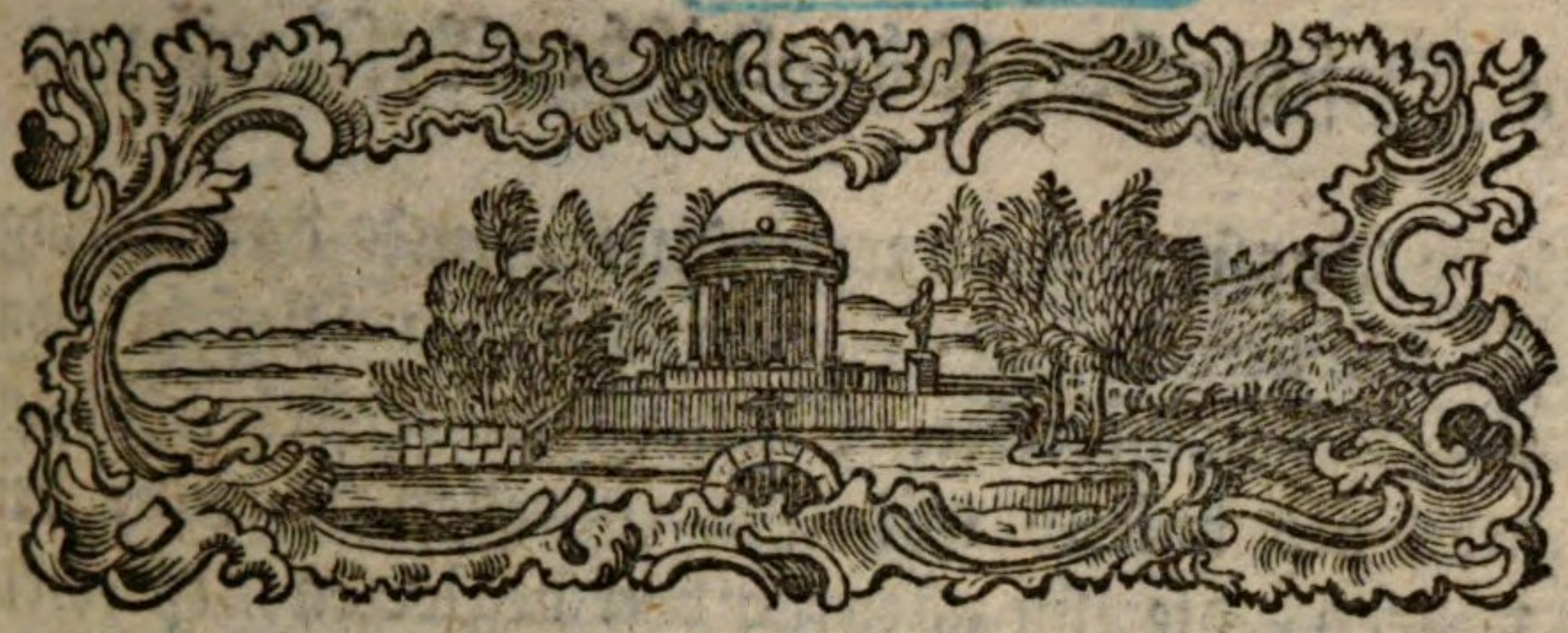
BIBLIOTHEK DES HERZOGL. GYMNASIUMS ZU HOLZMI...

Berlin,
verlegts August Mylius 1769.

Vbt/63/91

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Staatsbibliothek München



Beschluß
der
Dühaldischen Beschreibung
des chinesischen Reichs
und der großen Tatarey.

Fünftes Hauptstück.

Von dem Ansehen eines Chinesischen Kayſers, von seinen Einkünften, vom Kriegsetat, Stärke des Reichs, Festungen, Soldaten, Waffen, und Artillerie der Chineser. Von der Policey der Chineser, von ihren Zöllen und Posten, von ihrem Adel. Von der Künstler Witz und des Pöbels Fleiß in China.

Es ist wol kein Reich in der Welt, wo es monarchischer zugienge, als in China. Der Kayſer dieses Reichs hat eine ganz unumschränkte Macht, und wird fast als eine Gottheit verehret. Die Ehrerbietung, die man ihm erweiſet, ist nichts anders als eine Anbetung; seine Worte werden als

liche Aussprüche angenommen, und das geringste Wollen desselben wird als ein Befehl vom Himmel vollstrecket. Niemand unterstehet sich anders als kniend mit ihm zu reden. Nur den Herren, die ihn allenthalben begleiten, ist es erlaubt, ihn stehend zu bedienen, und nicht niederzuknien, wenn sie mit ihm reden. Eben dieses Niederknien wird auch gegen die Bedienten des Kaysers beobachtet, wenn sie seine Person vorstellen, seine Befehle bekannt machen, oder seine Abgeordnete sind. Diese unvergleichliche Ordnung trägt mehr als alles andere zur Ruhe und Stille im Reiche bey. Man sieht da nicht darauf, wer man ist, sondern wessen Person man vorstellet. Nicht nur die Mandarins und Großen des Hofes erweisen dem Kayser diese Ehrerbietung, sondern es geschiehet solches auch von den Prinzen vom Geblüte. Ja dieselbe pflegt sich auch wol auf des Kaysers Lehnstuhl, auf seinen Thron, auf alles, was er braucher, zu erstrecken, worinn sie manchmal so weit gehen, daß sie vor seinem Kleide und seinen Gürteln die Knie beugen. Bey dieser Ehrfurcht sind sie inzwischen nicht so blind, daß sie seine Fehler billigen oder nicht sehen sollten. Im Grunde ihres Herzens tadeln sie des Kaysers Fehler. Sie glauben aber, daß sie dergleichen öffentliche Ehrenbezeugung ihrem Herrn schuldig sind, um diejenige Subordination zu erhalten, die einer jeden Regierung wesentlich eigen ist.

In einer jeden Woche, oder wenigstens in einem jeden Monate, sind gewisse Tage festgesetzet, da alle Großen des Hofes in Ceremoniellkleidern

in

in einem bestimmten Saale des Pallastes erscheinen, dem Kayser ihre Unterthänigkeit zu bezeigen, und sich vor seinem Throne bis auf die Erde zu beugen, ob er gleich nicht selbst in Person dabey erscheinet. Wird er krank, so daß es etwa gefährlich um sein Leben aussieht, so ist alles in voller Bestürzung. Man hat wol ehe erlebt, daß alle Mandarins aus allen Ständen sich in einem großen Saale des Pallastes versammlet, und daselbst Tag und Nacht auf den Knien gelegen haben, um die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu erbitten. Wenn der Kayser leidet, so leidet der ganze Staat. Sein Sterben ist das einzige Unglück, das seine Unterthanen fürchten.

Mitten im Hofe des kayserlichen Pallastes ist ein von großen Steinen gepflasterter Weg, auf welchem der Kayser gehet, wenn er öffentlich erscheinet. Wer über diesen Weg gehet, der muß geschwinde laufen. Denn das ist das Merkmal der Ehrerbietung, das man gegen Personen hohen Standes zu beobachten pfleget, wenn man vor ihnen vorüber gehet. Es giebt aber eine gewisse Art des Laufens, darinn der Chineser eben so eine Geschicklichkeit besitzet, als wenn der Europäer eine geschickte Beugung seines Leibes machet. Die gelbe Farbe ist die Kayserliche, die folglich kein anderer sich unterstehen darf zu tragen. Sein Kleid ist mit lauter Drachen gestücket. Dieses ist sein Sinnbild, und kein anderer darf es mit fünf Klauen tragen. Würde sich jemand unterstehen, ohne seine Erlaubnis dieses kayserliche Ehrenzeichen zu tragen, so würde er gewiß ein großes Verbrechen begehen, welches in

harte Strafe verfallen. Seine Briefe, Befehle, und alle andere öffentliche Acten werden mit dem Jahre seiner Regierung und dem Tage des Monats datiret. Die tiefe Ehrfurcht, dazu die Chineser von ihrer ersten Jugend an gegen ihren Kayser angehalten werden, wird auch durch die Gesetze sehr befestiget, welche den Kayfern ein ganz unumschränktes Ansehen beylegen. Er ist allein der höchste Gebieter über ihr Leben und Glück; niemand, weder ein Vicekönig, noch ein Tribunal, noch sonst ein Hofgericht, kann das Todesurtheil an einem Uebelthäter vollstrecken, wo es nicht erst von dem Kayser ist bestätiget worden.

So groß auch der Vorzug der Prinzen vom Geblüte vor andern Großen des Hofes ist, so haben sie doch weder Macht noch Ansehen am Hofe. Man giebt ihnen zwar den königlichen Titel; man läfset sie in eigenen Palläften wohnen, und hält ihnen ihrem Stande gemäß eine Hofstaat und Bedienten. Aber den Unterthanen haben sie nichts zu befehlen, ob diese ihnen gleich sehr grosse Ehrerbietung beweisen. Ehedem, und als sie noch in den Provinzen hin und her zerstreuet waren, mußten ihnen die Cronbedienten alle drey Monate ihren Gehalt zuschicken, damit sie sich nicht in den Sinn kommen ließen, etwas zu sammlen, und das gesammlete zur Unterhaltung eines Aufruhrs anzuwenden. Ja es war ihnen sogar bey Lebensstrafe verboten, aus demjenigen Orte zu verreisen, der ihnen zum Aufenthalt war angewies[illegible] worden. Nachdem aber die Tatarn Her[illegible] von China geworden sind, haben sich die S[illegible]n geändert. Der Kayser glaubet nun, daß

es

es zuträglicher und besser sey, wenn die Prinzen vom Geblüte an seinem Hofe leben, und vor seinen Augen aus- und eingehen. Ausserdem, was ihre Hofstaat zu unterhalten kostet, haben sie auch eigene Ländereyen, Häuser, und Einkünfte. Sie wissen auch, vermittelst ihrer Bedienten, recht gut zu wirthschaften, und einige unter ihnen sind überaus reich.

Der Kayser erwählet denjenigen unter seinen Söhnen zum Nachfolger, den er für den fähigsten dazu erkennet. Und im Fall er unter seiner eigenen Familie keinen finden sollte, der tüchtig wäre zu regieren; so stehet es ihm frey, einen von seinen Unterthanen, den er für den würdigsten hält, dazu zu bestimmen. Man hat dergleichen Exempel in den ältesten Zeiten erlebet, und diese Kayser stehen noch bis auf den heutigen Tag in der größesten Hochachtung, daß sie das allgemeine Beste des Staats der Ehre und Majestät ihrer eigenen Familie vorgezogen haben. Inzwischen ist es doch nun seit etlichen Jahrhunderten so gehalten worden, daß der Kayser allemal einen Prinzen vom Geblüte zum Erben seiner Krone bestimmet hat.

So unumschränkt aber auch das Ansehen eines Kaysers ist, mit welchem er regieret; so findet er doch einen Zügel und eine Einschränkung selbst in denjenigen Gesetzen, die seine Autorität unterstützen. Es ist ein Grundgesetz dieses Reichs, daß der Staat nichts anders als eine große Familie sey, daß ein Regent in Absicht auf seine Unterthanen dasjenige seyn müsse, was ein Va-

ter in Absicht auf seine Kinder und Familie ist, und daß er sie mit eben solcher Zuneigung und Gütigkeit regieren müsse. Nach diesem Grundsatze beurtheilet jeder Chineser seinen Kayser. Der vornehmste Zügel, wodurch die Gesetze die höchste Gewalt des Kayserς einschränken, im Fall, daß er sich einkommen ließe, dieselbe zu misbrauchen, ist in der Freyheit zu suchen, die den Mandarins eigen ist, daß sie in demüthigen und ehrfurchtsvollen Schriften dem Kayser die Fehler vorhalten, die bey Verwaltung seiner Regierung mit unterlaufen, und ihm zeigen, daß sie vermögend wären, die gute Ordnung des Reichs zu zerrütten. Würde er nun auf eine solche Vorhaltung nicht achten, oder gar auf denjenigen Mandarin, der ihm solches vorzuhalten das Herz gehabt hat, eine Ungnade werfen; so würde er sich bey seinen Unterthanen einen schlechten Namen machen; der heldenmüthige Mandarin aber, der sich für das allgemeine Beste aufgeopfert hätte, würde die allergrößten Lobsprüche erhalten, und in dem ganzen Reiche verewiget werden. Man hat in China mehr als ein Exempel solcher Staatsmärtyrer aufzuweisen, die sich weder durch die härtesten Strafen, noch durch den Tod selbst zum Stillschweigen haben bewegen lassen, wenn ein Kayser seine Regierung nicht recht verwaltet hat.

Wenn der Kayser die Autorität der Reichsgesetze nicht zu erhalten sucht; so ist es mehrentheils um ihn geschehen. Die Chineser sind so gesinnet, daß, wenn der Kayser und sein Geheimerrath nicht fest genug wären, und auf alle diejeni-

jenigen ein genaues Auge hätte, die unter dem Volke in Ansehen stehen, die Vicekönige und die weit entfernten Mandarins das Volk leichtlich nach ihrem eigenen Gutdünken regieren, und in den unter ihnen stehenden Provinzen kleine Tyrannen vorstellen würden, wodurch gar bald die Billigkeit von allen Gerichtshöfen würde entfernet werden. Das Volk, dessen Anzahl in China unbeschreiblich groß ist, würde, wenn es den Druck und die Ungerechtigkeit fühlete, zusammenlaufen, und dieser Zusammenlauf würde einen unfehlbaren Aufruhr in der Provinz nach sich ziehen. Der Aufstand in der einen Provinz würde sich bald in die andere einschleichen, und das ganze Reich würde in kurzer Zeit im Feuer stehen. Denn das ist der Character dieser Nation, daß der erste Saame eines Aufruhrs, wenn er nicht bald durch ein überwiegendes Ansehen erstickt wird, in kurzer Zeit den allergefährlichsten Aufruhr erwecket. Davon sind viele Exempel in China vorhanden, welche die Kayser gelehret haben, daß ihre Autorität länger nicht ohne alle Gefahr sey, als bis sie über die Erhaltung derselben unermüdet wachen.

Eines von den herrlichsten Merkmalen der kayserlichen Autorität ist dasjenige Siegel, wodurch alle Acten, Urkunden, und Urtheile der Reichsgerichte rechtskräftig gemacht werden müssen. Das Siegel des Kayſers bestehet aus dem feinesten Jaspis, welches ein in China sehr hochgeachtetes Edelgestein ist. Niemand als der Kayser darf daher auch ein Siegel von dieser Materie führen. Die Siegel, die man den Prinzen ertheilet, sind von Gold; die Siegel der Vicekönige

aber, der Mandarins und Magistráte, von Silber. Die geringere obrigkeitlichen Personen dürfen keine andere, als kupferne Siegel führen. Seitdem die Tatarn in China regieret haben, sind die Siegel mit chinesischen und tatarischen Buchstaben bezeichnet, so wie die Collegia selbst mit Chinesern und Tatarn besezt werden. Diejenigen Obrigkeiten, die vom Kayser ein Siegel empfangen haben, lassen es mit großen Ceremonien vor sich hertragen, sonderlich alsdann, wenn sie bey einer Person einen Besuch ablegen, der sie eine vorzügliche Ehre erweisen wollen. Dergleichen Siegel sind in einem vergoldeten Kasten verwahret, der von zwo Personen vor dem Wagen des kayserlichen Bedienten hergetragen wird. Wenn er an den Ort kommt, wo er seinen Besuch ableget, so wird ein Tisch, der mit einer Tapete behangen worden, hingestellet, darauf man indessen den Kasten setzet, worinn das Siegel lieget.

Man kann sich aus der Weitläuftigkeit und Bevölkerung des Chinesischen Reichs leicht vorstellen, daß der Kayser sehr große Einkünfte haben müsse. Solche fließen ihm aber theils an Gelde, theils an Lebensmitteln zu; und um den Tribut herbey zu führen, der ihm an Reis, Seide, Stoffen, und dergleichen, jährlich aus dem Reiche geliefert wird, unterhält er auf seine Unkosten zehntausend Schiffe. Man hält gemeiniglich dafür, daß 58 Millionen Menschen diesen Tribut entrichten. Wenn man alles, was der Kayser an Lebensmitteln erhält, zusammenrechnet und zu Gelde machet, so werden sich seine Einkünf-

künfte ohngefähr auf 200 Millionen Taels jährlich belaufen. Ein Tael aber ist so viel als eine Unze Silber, die am Werthe so viel als 100 französische Sols betragen. In der in Petersburg von dem chinesischen Translateur Leontiev gemachten Uebersetzung der chinesischen Reichs-Geographie, die im Jahr 1744 auf speciellen Befehl des Kaysers ist verfertigt worden, findet sich folgende Berechnung:

Im ganzen chinesischen Reiche sind 1525 Städte und 26,212514 Seelen; eine Seele bedeutet aber in der Rußischen Steuersprache ein Leibeigener-Bauer. Die Einkünfte im ganzen Reiche betragen 6,425388 chinesische Maaße Getrayde oder 8,031735 Rußische Tschetwert, und 28,400873 Lau Silber oder 48,281484 Rubel 10 Kopeiken, welches nach Sächsis. Geld 56328398 Thlr. 4 Gr. beträgt.

Der Kayser kann auch seinen Unterthanen neue Abgaben auflegen, wenn es die Noth erfodert. Es ist aber dieses ein Recht, dessen sich der Kayser fast nie bedienet, indem seine regulirte Einkünfte schon den äusserordentlichen Aufwand übertragen können. Ja es gehet vielmehr kein Jahr hin, da nicht eine oder die andere Provinz von den gewöhnlichen Abgaben befreyet werden sollte, wenn sich ein Mangel in derselben äussert, oder sie ein Unglück betroffen hat.

Von der Regierungsform des Chinesischen Staats haben wir hin und wieder schon etwas beygebracht. Hier wollen wir von der Kriegsmacht reden. Gleichwie man in den vorigen Zeiten in Frankreich Waffenritter und Gesetzritter, d. i. den Kriegsadel und den gelehrten Adel, ge-

habt hat; so giebt es in China Doctores der Gelehrsamkeit und Doctores im Kriege. Die erstern braucht man bey der Regierung des Staats. Die leztern sind dazu bestimmt, daß sie im Reiche die Ruhe, die benachbarten Völker in der Furcht erhalten, und allen Aufruhr stillen sollen. Die Kriegsmandarins oder Officiers müssen durch verschiedene Examina gehen, sowol als die Gelehrten. Sie haben unter sich drey Stufen, durch welche sie nach und nach gehen müssen. Erst müssen sie Kriegsbaccalaurei, hernach Kriegslicentiaten, und dann Kriegsdoctores werden.

Zu Peking befinden sich fünf Kriegstribunale, welche einen Präsidenten und zween Assessores haben. Man erwählet gemeiniglich die vornehmsten Herren im Reiche dazu, unter deren Befehl alle Officiers am Hofe und alle Soldaten stehen. Diesen fünf Tribunalen aber ist ein Oberkriegscollegium vorgesetzet. Der Präsident dieses leztern ist allemal einer von den vornehmsten des Reichs. Sein Ansehen erstrecket sich über alle Officiere und Soldaten. Um aber allem Misbrauch eines so großen Ansehens zuvor zu kommen, hat er einen gelehrten Mandarin zum Beysitzer, der den Titel eines Oberaufsehers der Armen führet; nebst zween Inspectoren, die der Kayser selbst ernennet, und die an allen Kriegsangelegenheiten Theil nehmen. Ja, wenn es zur Ausführung eines gewissen Vorhabens kommen soll, so dependiren sie schlechterdings von dem vierten Oberhofgerichte, unter welchem die ganze Miliz im Reiche stehet.

Obgleich die größten Herren des Reichs ihrem Range, Verdiensten, und Bedienung nach nicht unter dem Befehl der Mandarins stehen; so findet sich doch keiner unter ihnen, der sich nicht aus dem Titel eines Mandarinats und aus dem Charakter des Präsidenten der Kriegscollegien eine Ehre machte. Keine stärkere Leidenschaft ist unter den Chinesern, als über andere zu herrschen. Darinn setzen sie alle ihre Herrlichkeit, wenn sie im Staate was zu sagen haben. Unter dem ersten Kriegsmandarin stehen gewisse Oerter, und vier oder zuweilen nur zwey Mandarinen, welche lezte wieder vier Subalternofficiers unter sich haben. Diese leztern befehlen wieder über einige Hauptleute, die wieder geringere Officiers unter sich haben. Ein jeder von diesen Mandarins hat in seinem Range gemäßes Gefolge, und allemal einige zu seinem Tribunal gehörige Officiers bey sich.

Ordentlicher Weise müssen diese Officiers ihre Soldaten in beständiger Uebung erhalten. Diese Uebungen bestehen nun darinn, daß sie entweder wild und unordentlich durch einander laufen, wo sie die Mandarins hinführen; oder daß sie Esquadrons formiren, oder in guter Ordnung defiliren, oder unter dem Schall der Hörner und Trompeten bald gegeneinander anrücken, oder sich wieder ordentlich setzen. Ihre größte Geschicklichkeit bestehet in dem fertigen Gebrauche des Bogens und Säbels. Es werden auch von Zeit zu Zeit Revüen mit den Truppen angestellet. Alle ihre Waffen müssen sie sehr rein halten. Wenn man den geringsten Rost daran siehet, so

werden sie bestrafet, und zwar der Chineser mit dem Stocke, der Tatar aber mit der Geißel. Außer diesen Uebungen ist ihnen erlaubt, Handel und Wandel zu treiben, wie sie wollen; es sey denn, daß sie auf einem Posten stehen, wo sie doch genug zu thun haben. Man wirbt nicht mit Gewalt. Die meisten sehen es für ein Glück an, Soldaten zu werden, und suchen durch Fürsprache guter Freunde, oder wol gar durch Geld, darzu zu gelangen. Sie sind meistens aus dem Lande gebürtig, darinn sie dienen, und haben in demselbem ihre Familien. Die drey mitternächtlichen Provinzen geben sehr viele Soldaten zum Dienste des Kayfers her. Alle drey Monate wird ihnen ihr Sold gezahlet.

Man zählet ordentlicher Weise 18000 Kriegsmandarins und 700000 Soldaten, die in allen Provinzen, Festungen, Städten, Waffenplätzen, und längst der großen Mauer zerstreuet liegen. Diese Truppen sind wohl bekleidet und gut bewaffnet. Aber sie können weder mit der Herzhaftigkeit noch Mannszucht der Europäer verglichen werden. Der geringste Anfall ist vermögend, sie aus der Fassung zu setzen, ja in Unordnung zu bringen. Außerdem daß die Chineser von Natur weichlich, und die Tatarn fast zu Chinesern geworden sind; so giebt ihnen auch der lange Frieden, den sie bisher genossen haben, wenig Gelegenheit, das Kriegshandwerk zu treiben. Die Hochachtung gegen die Wissenschaften und Gelehrsamkeit, die sie allen andern Profeßionen vorziehen, die Dependenz, in welcher die Kriegsbedienten unter den Gelehrten stehen, die Auferzie-

erziehung, die sie von Jugend auf genießen, da man ihnen nichts als Buchstaben und Sinnbilder vorleget, mit ihnen scharf und ernstlich umgehet, und von nichts andern als Policey und Gesetzen mit ihnen redet; diese Auferziehung ist nicht vermögend, große Krieger aus ihnen zu machen.

Diese Truppen dienen zu weiter nichts, sonderlich seitdem die Tatarey Reichsunterthänig gemacht worden ist, als daß dem bürgerlichen Aufruhr vorgebeuget, und die erste Bewegung unterdrücket werde, die sich entweder in einer Stadt oder in einer Provinz hervorthut. Vier und zwanzig Officiers haben im kayserlichen Pallaste die Würde der Generalcapitains, und eben so viel Marschälle sind auch daselbst. Die Tatarn haben diese Charge eingeführet. Außer diesen Officiers sind auch einige aus dem Kriegscollegio bey Hofe. Diese haben beständig Couriers zur Hand, welche die nöthigen Befehle in großer Geschwindigkeit ausbreiten müssen, wiewol es dabey ganz geheim zugehet. Ihre Hauptsorge ist, das Land von Dieben zu reinigen. Wenn solche Executionen angestellet werden sollen, so werden die Befehle an diejenigen Städte geschicket, bey welchen sich die Diebe am nächsten befinden; und wenn es nöthig ist, so müssen mehrere Städte zusammentreten, und ihre Kräfte vereinigen. Ehe die Tatarn mit den Chinesern vereiniget wurden, war längst der großen Mauer eine erstaunliche Menge Truppen bestellet, die dieselbe bedecken, und das Reich gegen die Anfälle so fürchterlicher Feinde bedecken mußten.

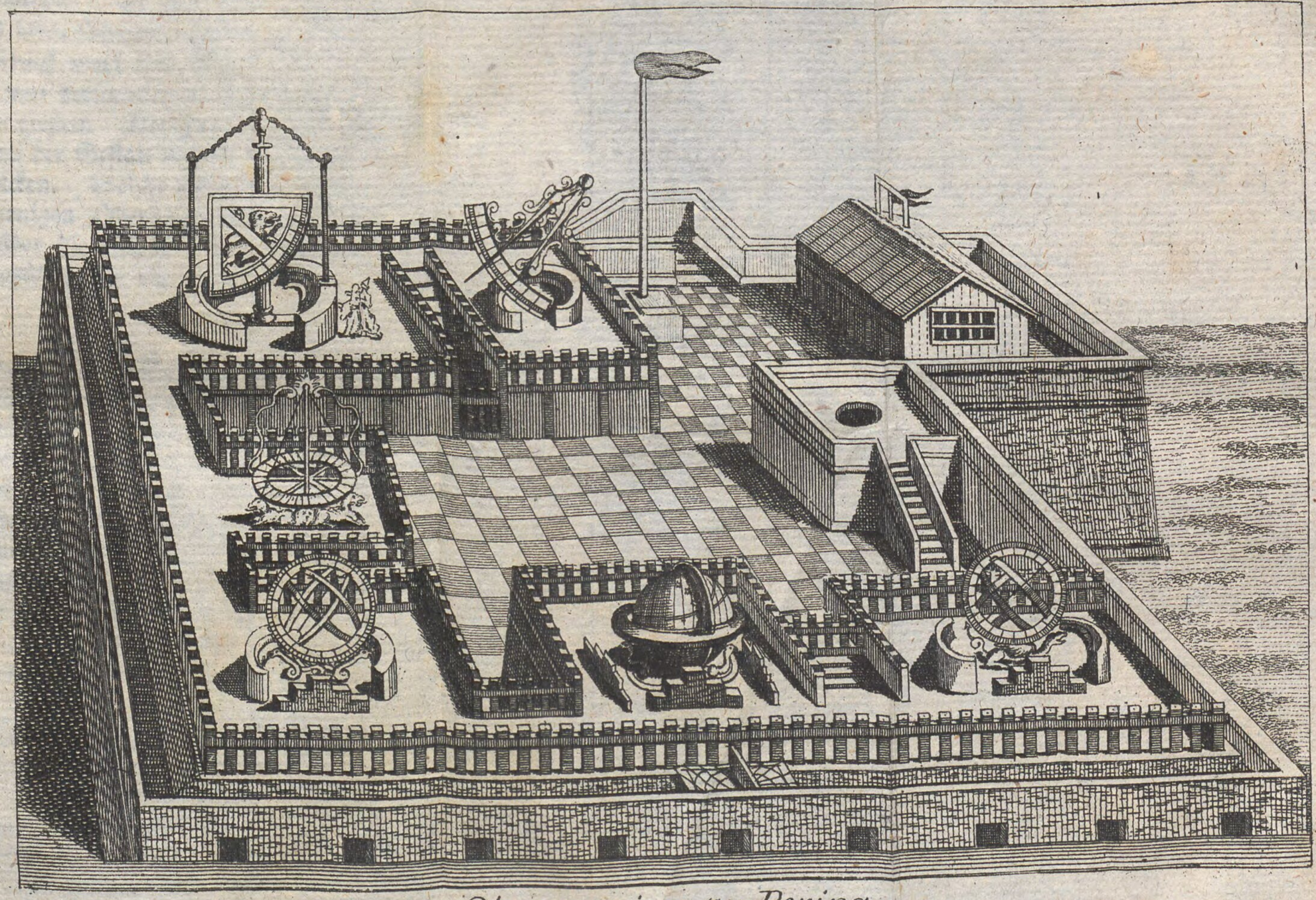
Jezt aber liegt nur in den allerwichtigsten Plätzen Besatzung. Die Natur hat recht dafür gesorget, das chinesische Reich an solchen Gegenden selbst zu vertheidigen, wo es etwa leicht überfallen werden könnte. Das Meer, woran sechs Provinzen grenzen, ist an den Küsten so niedrig und seicht, daß kein einziges großes Schiff ans Ufer kommen kann, ohne zu zerscheitern. Und die Sturmwetter werden dort so oft wahrgenommen, daß keine einzige Kriegsflotte daselbst sicher liegen könnte. Gegen Abend ist es mit unersteiglichen Bergen bedeckt.

Was die Kriegs- und Waffenplätze der Chineser anbelanget, so macht sie nur die Lage derselben schwer zu erobern. Die ganze Wissenschaft der chinesischen Ingenieurs besteht darinn, daß sie einen vortrefflichen Wall anlegen, eine Mauer von gebrannten Steinen herumziehen, denselben hin und wieder mit Thürmen besetzen, und dieses alles mit einem tiefen und breiten Wassergraben umgeben. Diese Art der Befestigung ist auch schon in diesem Lande genug, wo man geschickter ist, im freyen Felde zu fechten, als in einem eingeschränkten Orte sich zu vertheidigen. Die Festungen, Citadellen, und dergleichen werden in China in großer Menge angetroffen, unter welchen auch einige Freystädte sind. Außerdem zählet man 3000 Thürme oder Schlösser, wo zu allen Zeiten Schildwachen ausgestellet sind, die, sobald sie nur eine Unordnung merken, ein Zeichen geben. Ist es am Tage, so stecken sie oben an der höchsten Spitze eine Fahne aus, in der Nacht aber eine brennende Fackel, um durch dieses

ſes Zeichen die benachbarten Beſatzungen zu benachrichtigen.

Obgleich der Gebrauch des Pulvers ſehr alt in China iſt, ſo iſt doch der Gebrauch des Geſchützes ziemlich neu; und man hat ſich ehedem des Pulvers zu weiter nichts als zu Kunſtfeuern bedienet, worinn die Chineſer rechte Meiſter ſind. Doch hatten ſie ohngefähr drey oder vier Büchſen zu Nanking, die ſo alt waren, daß man daraus urtheilen konnte, daß die Chineſer ſchon vor Zeiten eine Wiſſenſchaft von der Artillerie gehabt haben. Nur der Gebrauch war ihnen unbekannt geworden, und ſie bedienten ſich derſelben blos zum Beweiſe eines ſeltenen Alterthums. Im Jahr 1621 beſchenkte die Stadt Macao den Kayſer mit drey Canonen und darzu gehörigen Canonirern. Man machte damit zu Peking in Gegenwart der Mandarins eine Probe, welche ſich anfangs verwunderten, hernach aber auch erſchraken, als bey Löſung der Canone ein Portugieſe und drey Chineſer ihr Leben verloren, die nicht geſchwinde genug bey Seite kommen konnten. Man führte dieſe Stücke auf die Grenzen der Tatarn, welche, als ſie einſtens haufenweiſe an die große Mauer anrückten, dergeſtalt erſchraken, als unter ſie gefeuert, und viele auf einmal weggeriſſen wurden, daß ſie die Flucht ergriffen. Im Jahr 1636, als die Verfolgung gegen die Miſſionarien ausbrach, thaten die Tatarn einen neuen Einfall ins Reich. Die Mandarins berathſchlageten ſich, wie ſie den Streifereyen der Barbaren begegnen wollten, und faßten den Entſchluß, die Grenzplätze zu befeſtigen, und ſie mit Artillerie zu verſehen.

Man erinnerte sich bey dieser Gelegenheit, daß man den D. Paul Siu, diesen für das Christenthum so eifrig bemühten Staatsminister, oft habe sagen hören, daß die Mißionarien die Stückgießerey verstünden. Man wußte auch bereits, daß der Pater Adam Schall eine Erfarung in dieser Kunst besäße. Die Mandarins würkten daher vom Kayser einen Befehl aus, daß dieser Pater sollte Canonen gießen lassen. Lezterer weigerte sich anfänglich, und bezeugete, daß die Theorie von der würklichen Uebung gar sehr unterschieden sey. Es half aber nichts; er mußte gehorchen, und die Leute unterrichten. Man wieß ihm nahe bey dem Pallaste einen bequemen Platz an, damit ihm die Verschnittenen vom Hofe zur Hand gehen konnten. In den folgenden Zeiten überzeugten die vielen optischen und statischen Instrumente, die Risse in der bürgerlichen und Kriegs-Baukunst, und die hölzernen und kupfernen Gefäße, die der Pater Verbieß zum Observatorio in Peking hatte machen lassen, alle diese Instrumente überzeugten die Mandarins, daß er auch die Geschicklichkeit besitzen müsse, Canonen zu gießen. Da nun die Tatarn, vornämlich aber gewisse Räuber, die Grenzen von China sehr beunruhigten, und man solche nicht auseinander treiben konnte, wurde diesem Pater ein kayserlicher Befehl zugeschicket, die Unterthanen in der Stückgießerey zu unterweisen. Dieser Mißionarius, der im Archiv der Kirche von Peking gelesen hatte, daß man sich unter der lezten Familie der Chinesischen Kayser dieses Mittels bedienet habe, eine große Anzahl christlicher Handwerksleute ins Reich zu bringen, glaubete, daß der Dienst, den er hier dem Kayser lei-



Observatorium zu Peking.

leistete, der christlichen Religion sehr zu statten kommen werde. Er lies daher 130 Canonen mit einem bewundernswürdigen guten Effect gießen. Hierauf ward ihm Befehl ertheilet, 320 Canonen von verschiedenem Calibre zu den Festungen zu gießen. Der Pater mußte die Zeichnungen von der Gestalt und Größe dieser Canonen einschicken. Solche wurden übergeben, und von demjenigen Oberhofgerichte, welches die Aufsicht über die Gebäude hat, gebilliget, und zur Herbeyschaffung alles nöthigen der Befehl ertheilet.

Man brachte über ein Jahr mit der Zubereitung der Stückgießerey zu. Die größte Schwürigkeit legten einige Verschnittene des kayserlichen Pallastes dem Pater in den Weg. Diesen Leuten war es unerträglich, daß ein Fremder sich in der Gnade des Kayſers so fest setzen sollte. Sie versuchten daher alle nur mögliche Mittel, einen glücklichen Erfolg dieser Unternehmung zu hindern. Alle Augenblicke beschwerten sie sich, daß es so langsam dabey hergehe, und ließen den Mißionarien unter der Hand von geringen Hofbedienten das nöthige Metall stehlen. Sobald die erste Canone fertig, und ehe sie noch inwendig abgeglättet worden war, ließen sie eiserne Kugeln mit aller Gewalt in dieselbe hereintreiben, um sie dadurch unbrauchbar zu machen. Nachdem aber der Pater durch das Zündloch eine gehörige Menge Pulver hatte einlaufen und solches anzünden lassen, fuhr die gewaltsam eingetriebene Kugel mit so heftigem Knalle heraus, daß der Kayser, der ihn in seinem Pallaste gehöret hatte,

auf der Stelle noch mehrere Proben machen lies. Als die Canonen insgesammt fertig waren, wurden sie in Gegenwart des Kayſers und der ganzen Hofstaat probiret. Der Kayſer gab dabey ein herrliches Tractament, und man verschoß 23000 Kugeln zum größten Vergnügen der Mandarins, die ihre eigene Bedienten zu Canonirern brauchten. Um dieselbe Zeit schrieb gedachter Pater ein Buch von der Stückgießerey und vom Gebrauche der Canonen, nebst Zeichnungen und Rissen, die zum bessern Verstande dieser Wissenschaft dienen, wie auch dererjenigen Werkzeuge, die zum Laden, Reinigen, und Lösen der Canonen gehören, und übergab es dem Kayſer.

Er wurde nicht allein vom Kayſer reichlich beschenket, sondern auch mit einem großen Ehrentitel beleget. Um jedoch allem Aberglauben der Chineser zuvorzukommen, welche gewohnt sind, den Luftgeistern, Bergen und Flüssen diejenigen Werke zu widmen, die sie entweder anfangen oder endigen; so setzte P. Verbiest einen Tag an, da er die gegossenen Canonen aufs feyerlichste einweyhete. Er lies einen Altar im Gießhause errichten, auf welchem ein Crucifix gestellet ward. Darauf legte er das Meßgewand an, betete in demselben zu dem wahren Gott, fiel neunmal nieder, und berührte mit seinem Haupte die Erde. Und wie es in China üblich ist, daß man dergleichen Werken einen Namen beyleget, so that der Pater solches auch, und gab einer jeden Canone den Namen eines Heiligen, den er selbst darauf schrieb, daß er hernach eingegraben werden sollte. Die Feinde der Jesuiten breiteten in Spanien

und

und Italien allerley Schriften wider den Pater Verbiest aus, und schalten ihn, daß er den Unglaubigen Waffen in die Hände gegeben habe. Er verantwortete sich, und zeigte den großen Vortheil, den die Ausbreitung der christlichen Religion dadurch in China gehabt hat. Der Pabst Innocentius XI. rechtfertigte und lobte ihn deswegen.

In einem so großen Reiche als China ist, worinn man eine sehr große Anzahl Städte und eine unbeschreibliche Menge Volks antrifft, würde lauter Verwirrung und Unordnung herrschen, wenn nicht die schöne Policey, die in allen Stücken recht pünktlich beobachtet wird, allen und den geringsten Unordnungen zuvorkäme. Die Ruhe, die in diesem Reiche herrschet, ist eine Würkung der weisen Gesetze, die in demselben eingeführet worden sind.

Jede Stadt ist in gewisse Quartiere abgetheilet. Jedes Quartier hat seinen Aufseher über eine gewisse Anzahl von Häusern. Dieser muß vor alles stehen, was in seinem Gebiete vorgehet. Und wenn ein Tumult entstünde, davon er seinem Mandarin nicht zeitig genug Nachricht gäbe; so würde er gewiß sehr hart dafür angesehen werden. Die Hausväter müssen gleichfalls von dem Verhalten ihrer Kinder und Hausgenossen Rechenschaft geben. Man hält sich an den, der das größte Ansehen hat, wenn diejenigen, die ihm billig untergeben seyn sollen, etwas strafbares ausgeübet haben.

Alle Thore einer jeden Stadt sind mit einer guten Wache besetzet, von welcher alle eingehende Personen examiniret werden. Wenn nun jemand nur einigermaßen verdächtig ist, oder wenn man aus seiner Gesichtsbildung, Mienen oder Sprache die Merkmale eines Fremden erkennet; so wird er augenblicklich in Arrest genommen, und man ertheilet dem Mandarin Nachricht davon. Denn es ist eine von ihren Hauptregeln, von welcher sie glauben, daß sie vieles zu einer erwünschten Regierung beytrage, daß sie nämlich den Fremden nicht gestatten, sich in ihrem Reiche niederzulassen. Außer dem angebornen Hochmuth und der stolzen Verachtung gegen alle andere Nationen, die sie für Barbaren halten, glauben sie auch überzeugt zu seyn, daß die Verschiedenheit der Völker auch eine Verschiedenheit der Sitten, Gewohnheiten, und Gebräuche verursachen werde; diese aber werde allerhand persönliche Streitigkeiten und mit der Zeit Factionen nach sich ziehen, die am Ende nichts anders als eine Zerrüttung des Reichs verursachen würden. Wenn die Nacht einbricht, so werden die Thore sorgfältig verschlossen, und die Zugänge der Straßen verwahret. In gewissen Entfernungen sind Schildwachen ausgestellet, die alle diejenigen in Arrest nehmen, die sich nicht zu rechter Zeit nach Hause begeben. Ja an gewissen Orten gehet eine Patrouille zu Pferde herum, und hält beständig Ronde. Die Nacht, sagen die Chineser, ist zur Ruhe geschaffen, und der Tag zur Arbeit. Dieses Gesetz wird so genau beobachtet, daß sich Leute von Ehre und Reputation nicht leicht des Nachts auf der Straße finden lassen.

sen. Geschiehet es ja, daß einer aufgegriffen wird, so betrachtet man ihn als einen zum Pöbel gehörigen Menschen oder Dieb, der in der Finsterniß einen gefährlichen Streich hat ausführen wollen; und nimmt ihn in Arrest. Daher ist es was gefährliches, zur Nachtzeit außer seinem Hause zu seyn, und es hält schwer, dem Arm der strengen Gerechtigkeit zu entgehen, gesezt auch, daß man unschuldig wäre. In einer jeden Stadt wird eine große Glocke oder eine Trommel von ausserordentlicher Größe gehalten, welcher man sich bedienet, um des Nachts die Stunden anzuzeigen.

Gewehr zu tragen, wird sonst niemanden als den Soldaten erlaubt, und auch diese führen es nur alsdann, wenn sie würkliche Dienste thun. Wenn unter dem Pöbel ein Lerm entsteht, und es dabey nach harten Worten und Schmähungen zu Thätlichkeiten kommt, so wird sehr genau darauf gesehen, daß kein Blut vergossen werde. Im Fall einer von den Streitenden einen Stock in Händen haben sollte, so wirft er solchen gleich hinweg, und begnüget sich damit, daß er sich mit seinem Gegner auf die Faust herumbalget. Gemeiniglich legen sie ihre Streitigkeiten in der Güte bey, und vergleichen sich vor ihrem Mandarin. Dieser sizt mit einem ernsthaften Amtsgesichte auf einem Lehnstuhle. Um ihn herum stehen die zu seinem Gerichte gehörigen Bedienten. Er höret beyde Partheien mit einer großen Gleichgültigkeit an. Hernach läßt er den Schuldigen, zuweilen aber auch beyde Partheien, auf chinesische Art mit einem Stocke derb abprügeln.

In China giebt es, wie an allen Orten, öffentliche Huren. Gleichwie aber um dieser unkeuschen Personen willen insgemein viel Unordnung entstehet; so ist ihnen nicht erlaubt, sich in der Ringmauer der Stadt aufzuhalten. Sie dürfen auch keine besondern Häuser für sich haben, sondern es sind ihrer etliche beyeinander einquartiret, und stehen unter der Aufsicht eines Mannes, der für alle unter ihnen etwa vorfallende Unordnungen Rede und Antwort geben muß. Uebrigens werden dergleichen Personen blos geduldet, und man hält sie für infam. Daher sind auch einige Gouverneurs der Städte so strenge, daß sie durchaus keine Huren in ihrem Gebiete leiden.

Endlich trägt auch die Art und Weise, wie die Jugend auferzogen wird, sehr vieles zu der in den Städten herrschenden Ruhe und Ordnung bey. Denn da niemand in diesem Reiche zu Ehren und Würden gelangen kann, der nicht in Künsten und Wissenschaften etwas gethan hat; so muß sich die Jugend von der ersten Zeit an mit Erlernung derselben beschäftigen. Spiele und zeitvertreibende Ergötzlichkeiten sind ihr schlechterdings untersaget. Kaum lässet man sie frische Luft schöpfen. Durch diese unaufhörliche Beschäftigungen ihres Gemüths und Gedächtnisses gewöhnet sie sich bey Zeiten, die Leidenschaften zu dämpfen, und entgehet den Lastern gar leicht, die sonst von einer faulen Lebensart unzertrennlich zu seyn pflegen.

Die Chineser haben sehr für die Sicherheit, Zierde, und Bequemlichkeit der Straßen gesorget. Die Canäle, womit China allenthalben durchschnitten ist, und welche dem Lande in der Handlung so großen Vortheil bringen, sind in verschiedenen Provinzen mit großen viereckigten Steinen eingefasset; in niedrigen, morastigen, und wasserreichen Gegenden aber hat man zur Bequemlichkeit der Reisenden lange und breite Dämme aufgeworfen. Man hat Wege über die höchsten Berge durch Sprengen der Felsen gangbar gemacht, die Spitzen derselben geebenet, und die Thäler ausgefüllet. In einigen Provinzen sind die Hauptstraßen nicht anders als große Alleen. Man findet auf diesen Straßen hin und wieder Ruheplätze, die sehr bequem eingerichtet, und sowol in strengem Winter, als auch bey großer Sommerhitze, zu gebrauchen sind. Man findet keinen Mandarin, der, wenn er seinen Posten verwechselt, oder in sein Vaterland zurückkehret, sich nicht durch dergleichen Werke ein Andenken stiften sollte. Daselbst sind auch Tempel oder Pagoden, darinnen man bey Tage einkehren kann. Die Bonzen, welche sehr frey mit ihren Göttern umgehen, brauchen ihre Tempel, wozu sie solche brauchen können, und glauben ohne vieles Bedenken, daß solcher Gebrauch mit der ihnen schuldigen Ehrerbietung ganz wohl bestehen könne.

Auf den Straßen fehlt es nicht an Wirthshäusern; ja ihre Anzahl ist recht groß. Aber man kann sich kaum was elenders und unsaubers vorstellen, nur die Hauptstraßen des Reichs ausgenommen, da man Gasthöfe findet, die groß

und schön sind. Man muß aber allenthalben sein Bette mit sich führen, oder sich entschließen, auf einer geflochtenen Strohdecke zu schlafen. Der Chineser, und sonderlich der gemeine Mann, weiß nichts von Betten; sondern er wickelt sich oft ganz nackend in eine Decke ein, die mit Leinewand gefüttert ist. Die Herbergen der Mandarins heissen Cong quan, und dergleichen finden sie bey jedem Beschluß einer Tagereise. Sie bedienen sich bey ihren Reisen eines gedruckten Reisebuches, darinne alle Straßen zu Wasser und zu Lande angezeigt sind, die von Peking aus nach allen Gegenden des Reichs gehen. Auf den Hauptstraßen findet man hin und wieder Thürme, auf welchem Schilderhäuser für die Schildwachen und lange Stangen zum Lermmachen aufgestellet sind. Diese sind mit Soldaten besetzet, die beständig Wache halten, einander ablösen, und allen Frevel verhüten.

Wenn die Wege allzurauh und steil sind, daß sie mit Pferden nicht paßiret werden können, so bedienet man sich der Chaisen. Diese sind aus einem Bambusrohre zusammengesezt, nämlich aus einem solchen, das eben so fest als leicht ist, und welches man kreutzweise ineinander leget, und mit einem andern Rohre verbindet, das stark und fest ist, und sich auf der Erde oft 100 bis 1000 Ellen lang kriechend ausbreitet. Dieses Gewebe wird über und über mit einem Tuche, oder auch mit einem wollenen oder seidenen Zeuge bedecket, nebst einer andern Decke von einem mit Oele getränkten Taffet, den man, wenn es regnet, überzuhängen pflegt. Diese Chaise, die

so

ſo geräumlich iſt, daß eine Perſon ganz bequem darinn ſitzen kann, wird an zwo Armen angefaſſet, wie unſere Portechaiſen. Wird ſie nur von zwo Perſonen getragen, ſo nehmen ſie dieſelbe auf die Schulter. Werden aber vier Träger dazu erfordert, ſo ſind an den Vorder- und Hinder-Stangen Knoten von einem ſtarken und ſchlanken Seile befeſtiget, welches die Träger auf die Schultern nehmen. Alsdann aber nimmt man gemeiniglich acht Träger, daß ſie einander ablöſen können.

Wenn man wegen großer Hitze die Reiſe des Nachts fortſetzet, ſonderlich längſt den Gebürgen, die mit Tiegerthieren angefüllet ſind; ſo nimmt man Leute mit ſich, welche angezündete Fackeln tragen. Dieſe Fackeln geben einen ſehr hellen Schein, und laſſen dieſe Thiere nicht nahe herbey kommen, weil ſie ſich natürlicher Weiſe vor dem Feuer fürchten. Die Fackeln ſind aus Fichtenholz, das am Feuer getrocknet worden iſt, dergeſtalt zubereitet, daß Wind und Regen ſie nur noch mehr anflammen. Mehrentheils thun nur die Mandarins dergleichen Nachtreißen, weil ſie wegen ihres großen Gefolges und der ſtarken Bedeckung ſich weder vor den Tiegern, noch vor den Räubern fürchten dürfen. Zu Fortbringung des Gepäcke bedienet man ſich eigener dazu beſtellter Träger, oder eines Wagens mit einem Rade.

Allenthalben, wo Poſten in China angeleget ſind, befindet ſich ein Mandarin, der darüber die Aufſicht hat. Die Poſtpferde gehören insgeſammt

sammt dem Kayser, und niemand, als die Couriers des Kayserś und Abgesandten des Hofes, kann sich derselben bedienen. Die Posten, wo man die Pferde wechselt, liegen nicht gleich weit von einander. Die meisten Postillions haben ihr Felleisen auf dem Rücken, welches bey der Bewegung im Reiten auf einem Küssen ruhet, das auf dem Creutze des Pferdes befestiget ist.

Die größte und fast die einzige Unbequemlichkeit, der man sonderlich im Winter und in den mitternächtlichen Provinzen des chinesischen Reichs unterworfen ist, bestehet in dem Staube. Denn es regnet fast den ganzen Winter über nicht, sondern es fällt eine große Menge Schnee, sonderlich in einigen Provinzen, und weniger zu Peking. Wenn der Wind heftig ist, so erregt er einen so dicken Wirbel von Staub, daß der Himmel ganz dadurch verfinstert wird, und man kaum Athem schöpfen kann. Oft wird man genöthiget, das Gesicht zu verdecken, oder wenigstens die Augen mit Gläsern zu verwahren, die mit einem seidenen Tuche hinter dem Kopf zugebunden werden, durch welche man sehr helle sehen kann, ohne vom Staube incommodiret zu werden. Gleichwie das Erdreich daselbst sehr leicht ist, so löset es Luft und Sonne bald auf, und macht es zu Staub, wenn es in langer Zeit nicht geregnet hat.

Der Adel ist in China nicht erblich, ob es gleich sonst einige Würden giebt, die bey der Familie bleiben. Die meisten aber müssen sich durch Geschicklichkeit empor schwingen. In China ist al-

les

les in den Pöbel, Gelehrten und Mandarin eingetheilet; die von der kayserlichen Familie ausgenommen, als welche einen besondern Fürstenrang haben. Die Prinzen von Geblüte, welche noch von den vorigen Kayfern abstammen, sind in großer Anzahl, und diese ihre Menge entfernet sie immer weiter vom Throne, und macht sie verächtlich; sonderlich diejenigen, die weder Titel noch Ehrenämter haben. Sie tragen zum Unterschiede der andern ein gelbes Ordensband, und viele darunter sind sehr arm. Den eigentlichen Adel machen die Gelehrten und Mandarins aus, und denen unter ihnen, die sich vorzüglich hervorthun, giebt der Kayser noch besondere prächtige Ehrentitel.

Will man ja einen erblichen Adel in China annehmen, so ist er bey den Prinzen von Geblüte und bey der Familie des Confucius, die sich in gerader Linie seit 2000 Jahren in der Person eines seiner Enkel erhalten hat, den man Ching gin ti chi ell, d. i. den Enkel des großen Mannes, zu nennen pflegt. Unter den diesem Stande eigenen Ehrenbezeugungen gehöret auch, daß der Nachkomme des Confucius durch die Straßen von Peking ziehet, wenn er nach Kio feou in der Provinz Canton, als den Geburtsort seines berühmten Vorfahren, eine Wallfarth anstellet. Ja ein Gelehrter von dieser Familie wird allemal zum Gouverneur gedachter Stadt Kio feou vom Kayser ernennet.

Sechstes Hauptstück.

Von der Fruchtbarkeit in China. Vom Ackerbau und Ackerfeste. Fleiß der Chineser. Geschicklichkeit der Künstler und Handwerker. Moralischer Character der Chineser. Von ihrer Gesichtsbildung und Kleidung. Von ihren Gebäuden, und deren innern Ausschmückung. Pracht der Chineser auf ihren Reisen. Vom Porcellainthurme. Von den Tempeln und Pagoden. Von den Festen der Chineser. Von ihrem Ceremoniel bey Gastgeboten, Hochzeiten, und Beerdigungen.

Obgleich natürlicher Weise in einem so weitläuftigen Reiche, als das Chinesische ist, das Erdreich von verschiedener Beschaffenheit und Güte ist; so ist doch der Fleiß der Landleute so groß, daß man eigentlich keine einzige Provinz unfruchtbar nennen kann. Eine jede bringt wenigstens so viel hervor, als zur Unterhaltung einer unbeschreiblichen Menge von Menschen erfordert wird. Außer dem würklich guten Lande trägt auch die erstaunliche Menge von Canälen, womit das Reich allenthalben durchschnitten ist, nicht wenig zu dessen Fruchtbarkeit bey. Sobald auch etwa eine Unfruchtbarkeit in einer Provinz zu besorgen wäre; so suchen die Mandarins, die in einer vieljährigen Erfahrung stehen, derselben zuvorzukommen, und verbieten sofort die Verfertigung der vielen Weine und anderer Getränke, welche sonst aus dem Getraide bereitet werden.

In den mittäglichen Provinzen wird die meiste Arbeit auf den Reißbau verwendet, und die Chine-

Chineser pflegen an einigen Orten die darzu bestimmten Felder mit Schweineborsten und Menschenhaaren zu düngen. In den nordlichen und westlichen Provinzen aber säet man anderes Getraide und Hülsenfrüchte. Auf den Ebenen ist jeder Fleck so angebauet, daß man nirgends einen Zaun, Graben, oder sogar einen Baum findet. Die meisten Berge haben ein gutes Erdreich, und man bebauet sie bis auf die äußersten Klippen. Wo aber die Berge würklich felsigt sind, brechen die Chineser die Steine aus, und machen davon kleine Mauern, ihre Terraßen zu unterstützen. Diese füllen sie mit guter Erde aus, und säen gutes Getraide hinein. Da der Reiß nicht ohne Wässerung seyn kann; so legen sie in gewissen Entfernungen und unterschiedenen Höhen besondere Wasserbehälter an, darinnen sie den Regen und das von den Bergen abfließende Wasser sammlen, um solches auf den Reißäckern gleich auszutheilen. Sie müssen aber dieses Wasser aus den Wassergefäßen auch oft durch Kunst von einem Absatz zum andern in die Höhe treiben. Dazu bedienen sie sich gewisser hydraulischer Maschinen, die man ein Paternosterwerk zu nennen pfleget, vermittelst welcher das Wasser immer in ihren Aeckern umlaufen, und ihnen die nöthige Feuchtigkeit ertheilen kann. Diese Maschinen brauchen sie auch zu Reinigung der Canäle und um aus denselben das Wasser heraus zu plumpen. Einige Provinzen werden sehr von Heuschrecken geplaget und verwüstet.

Der Fleiß der Chineser auf dem Felde ist unermüdet. Aber nicht der Eigennutz allein, son-

dern die besondere Hochachtung, in welcher der Ackerbau stehet, und die große Ehre, die den Ackersleuten von der ersten Gründung dieses Reichs an von den Kayfern erwiesen worden, treibet sie dazu an. Der Kayser Yao erwählte den Chun, einen gemeinen Landmann, zu seinem Nachfolger in der Regierung; und Yu, der dem Chun folgte, gelangte ebenfalls vom Ackerbau auf den Thron. Lezterer hat selbst verschiedene Bücher von Düngung, Bearbeitung, und Bewässerung der Aecker geschrieben, und ist der Erfinder von Anlegung der Canäle und Ableitung des überflüßigen Wassers in das Meer gewesen. Viele andere Kayser haben eine eifrige Neigung für den Ackerbau bewiesen, und der Kayser Venti selbst grub mit seinen eigenen Händen das Land in seinem Garten um.

Alle Jahre wird in allen Chinesischen Städten ein großes Ackerfest gefeyert, an dem Tage, da die Sonne in den funfzehnten Grad des Wassermanns tritt, welche Zeit sie als den Anfang des Frühlings betrachten. An diesem Tage gehet der Gouverneur oder erste Mandarin aus seinem Pallaste, und vor ihm her werden Fahnen, angezündete Fackeln, und allerhand Werkzeuge getragen. Er ist mit einem Blumenkranze gekrönet, und gehet in dieser Tracht nach demjenigen Stadtthor zu, das gegen Morgen liegt, als ob er dem Frühlinge entgegen gehen wollte. Ihn begleiten verschiedene gemalte und mit seidenen Tapeten ausgeschmückte Sänften, auf welchen diejenige Personen abgemalet sind, die den Ackerbau mit besonderm Fleiße getrieben haben, nebst

den Abbildungen anderer dahin gehöriger Begebenheiten. Die Straßen sind alsdann mit Tapeten beleget; hin und wieder sind Triumphbogen aufgerichtet; man stecket Laternen aus, und macht ansehnliche Illuminationen. Unter den Figuren findet sich auch eine Kuh von gebrannter Erde, die so erstaunlich groß ist, daß oft vierzig Männer genug daran zu tragen haben. Hinter dieser Kuh, deren Hörner verguldet sind, folgt ein kleines Kind mit einem entblößten Fuß; sie nennen es den Geist der Arbeit und des Fleißes. Dieses Kind schlägt die irrdene Kuh unaufhörlich, als ob es dieselbe forttreiben wollte. Darauf kommt eine große Menge von Landleuten mit ihren Geräthen, und endlich eine Bande Masken und Comödianten, welche verschiedene Dinge vorstellen. In solchem Aufzuge begiebt man sich nach dem Pallast des Gouverneurs, woselbst man bemeldete Kuh aller ihrer Zierrathen beraubet. Aus ihrem Leibe reißet man eine große Anzahl kleiner thönerner Kühe, und theilet sie unter das Volk aus. Darauf hält der Gouverneur eine kurze Rede, darinn er den Anwesenden den Ackerbau als eine dem Staat höchsterspießliche Sache bestens anpreiset. Jedes Frühjahr hat der Kayser nach dem Exempel seiner Vorfahren die Gewohnheit, daß er unter gewissen Solennitäten einige Furchen eigenhändig gräbet, um durch sein Exempel die Leute zum Ackerbau aufzumuntern. Diese Solennitäten sezt das Tribunal der Ceremonien fest, nachdem das mathematische Tribunal vorher den Tag dazu bestimmet hat.

Von der Geschicklichkeit und dem Witze der chinesischen Künstler und Handwerksleute zeugen

die Arbeiten im Firniß, das auserlesene Porcellain, und die schönen und wohlgearbeiteten Zeuge, die aus China zu uns kommen. Eben so zärtlich arbeiten sie in allerhand Arten von Holz, Muscheln, Elfenbein, Ambra und Corallen. Ihr Schnitzwerk, ihre Bildhauerkunst, die an den öffentlichen Gebäuden, an den Thoren großer Städte, an den Triumphbogen, auch an den Brücken und Thürmen angetroffen wird, hat etwas großes und edles an sich. Es gelingt ihnen endlich in allen Künsten, die entweder zum gegenwärtigen Leben unentbehrlich sind, oder zur Bequemlichkeit und Reinigkeit etwas beytragen können. Wenn sie nicht diejenige Stufe der Vollkommenheit erreichen, die wir bey vielen europäischen Künstlern antreffen; so rührt solches daher, daß sie sich einfältiger Geräthe bedienen, daß sie durch Sparsamkeit zurückgehalten, und einem jeden in seinem Aufwande gewisse Grenzen gesetzet werden. Sie sind inzwischen bald im Stande, dasjenige nachzuahmen, was ihnen gezeiget wird, und vorher unbekannt gewesen. Daher sieht man jezt, daß sie eben so gute Uhren, Sonnenweiser, Gläser, Flinten, Pistolen, und dergleichen Dinge, die wir in Europa haben, machen können. In allen Städten findet man Künstler von allerhand Gattungen, die theils in ihren Läden und auf ihren Werkstühlen arbeiten, theils von einer Straße zur andern gehen, und ihre Dienste anbieten.

Der Pöbel kann seinen Unterhalt nur mühsam erlangen; aber man wird nicht leicht eine Nation finden, die arbeitsamer und dabey sparsamer

samer ist. Dieses Volk ist bey Zeiten zur Härtigkeit, und von Jugend auf zur Arbeit, gewöhnet. Viele ernähren sich, wenn sie die Leute in den Städten, sonderlich in Peking, ab- und zufahren. Auf allen öffentlichen Plätzen und Märkten findet man gesattelte Pferde, die man sogleich besteigen kann, Maulthiere und Chaisen. Die dem Scheine nach unnützesten Dinge weiß ein Chineser mit großem Vortheile zu gebrauchen. Ja man treibt in China mit solchen Dingen einen Handel, die man in Europa des Nachts so weit wegbringen lässet als man kann. In allen Provinzen findet man unzählige Leute, die zu diesem Endzweck allerhand Gefäße bey sich führen. An andern Orten rücken sie mit ihren Schiffen in den Canälen an die daran stoßenden Hintertheile der Häußer, und holen fast alle Stunden des Tages neue Ladung von dieser Materie. Die Bauern kommen in die Häußer, diesen Unflat zu kaufen; sie überbieten einander, und geben Holz, Oel, und Hülsenfrüchte dafür.

Es ist nicht leicht eine Erfindung möglich, dazu sich nicht ein Chineser um des Brodes willen entschlüßen sollte. So sparsam und fleißig aber auch das Volk in China ist; so verursachet doch die ungemeine Menge desselben auch ein großes Elend. Einige sind so arm, daß sie ihre Kinder, wenn sie ihnen nicht den gehörigen Unterhalt verschaffen können, auf den Straßen frey aussetzen. Diese unschuldige Creaturen werden so zu reden in dem Augenblicke, da sie zu leben anfangen, zum Tode verdammet. Man wird durch diesen Anblick in den beyden großen Städ-

ten, Peking und Canton, sehr gerühret. In andern Städten aber höret man kaum davon. Dadurch sind die Mißionarien bewogen worden, an solchen volkreichen Orten eine Anzahl Catechesten zu unterhalten, welche die Quartiere unter sich getheilet, dieselben alle Morgen durchstrichen, und dafür gesorget haben, daß sie den auf diese Weise sterbenden Kindern die heilige Taufe mitgetheilet haben. In eben dieser Absicht hat man einige ungläubige Wehemütter an sich gebracht, daß sie christlichen Weibern erlauben, ihnen in einige Häußer folgen zu dürfen. Denn es geschiehet sehr oft, daß die Chineser, wenn sie außer Stande sind, eine zahlreiche Familie zu ernähren, die Wehemütter zwingen, die gebohrnen Töchter sogleich im Bade zu ersticken. Diese christliche Personen kaufen alsdann solche Kinder. Aus diesem elenden Zustande entstehet eine große Menge von freywilligen Sclaven, nämlich von Mägden und Knechten, die sich in die Leibeigenschaft geben. Ein Vater verkauft oft seinen Sohn, sich selbst, und seine Frau um ein sehr mäßiges Geld. Oft ist ein tatarischer Mandarin oder tatarisirter Chineser, der eine große Menge Sclaven zu Bedienten hat, selbst ein Sclave eines vornehmen Herrn am Hofe, dem er von Zeit zu Zeit beträchtliche Summen zahlen muß. Ein armer Chineser, wenn er gute Verdienste hat, kann versichert seyn, daß er, sobald er sich an einen tatarischen Herrn ergiebt, bald ein großer Mandarin werden werde. Entsetzet man ihn seines Amts, so kehrt er zu seinem vorigen Herrn zurück, und verrichtet bey demselben einige erträgliche Dienste. Werden einige solcher Sclaven

bey

bey ihrem Fleiße und ihrer Arbeit reich; so nimmt ihnen ihr Herr den gesammleten Reichthum nicht ab, sondern er ist mit ansehnlichen Geschenken zufrieden, und lässet sie ehrlich leben, doch schenkt er ihnen die Freyheit nicht. Uebrigens sind diese Sclaven von unverbrüchlicher Treue und unverletzter Ergebenheit gegen ihre Herren. Der Herr gehet auch mit ihnen als mit Kindern um, und vertrauet ihnen die wichtigsten Geschäfte. Seine Autorität aber erstrecket sich über sie nicht weiter, als auf die Dinge, die zu seinen Diensten gehören. Wenn vor Gericht erweißlich gemacht werden könnte, daß ein Herr seine Autorität weiter getrieben, und sich bey den Weibern seiner Sclaven strafbarer Freyheiten bedienet hätte; so würde er gewiß verloren seyn.

Wenn man überhaupt und im ganzen von dem Character der Chineser urtheilen soll; so sind sie eines sanften, gelenkigen, und leutseligen Wesens. In ihrem Betragen und ihrer Lebensart herrscht sehr viel gefälliges, und man findet wenig Härte, Erbitterung, und grimmige Entrüstung unter ihnen. Diese Mäßigung bemerket man insonderheit unter dem Pöbel. Vornämlich beweisen sie gegen alte Personen große Achtung und Ehrerbietung, und der Kayser selbst geht darinn seinen Unterthanen mit einem guten Exempel vor. Wenn man etwas mit einem Chineser zu thun hat, so muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man nicht allzu lebhaft und munter mit ihm umgehet. Die Beschaffenheit des Landes erfordert schlechterdings eine Beherrschung der Leidenschaften, und vor allen die Unterdrückung

der natürlichen Heftigkeit, die alles auf einmal erzwingen und wegreißen will. Man muß mit ihrer Langsamkeit und ihrem kaltsinnigen Wesen Geduld haben. Es fehlt ihnen keinesweges an Munterkeit und natürlichem Feuer; sie sind aber von Jugend auf angewiesen worden, sich selbst zu beherrschen, und daher rührt ihre Mäßigung.

Das Ceremoniel der Chineser ist bekanntermaßen bey vielerley Umständen gezwungen und höchst unbequem. Es kostet Mühe, ehe man es lernet, und noch größere Mühe, ehe man es zur Ausübung bringt. Man wird dadurch oft in Verlegenheit gesetzt. Wenn man erst mehrmals bey jemanden gewesen ist; so geht man eben so vertraut und ungezwungen mit ihm um, als in Europa; und wenn man gegen solchen viele Ceremonien brauchet, so ist er der erste, der es verbittet. Obgleich die Chineser im gemeinen Umgange artig und verträglich sind, so lange man sie nicht reitzet; so sind sie hingegen überaus heftig und rachsüchtig, sobald sie beleidiget werden. Sie rächen sich aber nie anders, als auf eine gute Art. Sie verbergen ihr Misvergnügen solange, bis ihnen eine Gelegenheit vorkommt, ihrem Feinde einen empfindlichen, ja tödlichen Verdruß zu machen, und alsdann rächen sie sich mit Nachdruck.

Die Zucht und Bescheidenheit der Chineser ist in der That bewundernswürdig. Die Gelehrten unter ihnen sehen allezeit sehr ernsthaft aus, und man findet an ihrem ganzen Betragen auch nicht eine Gebehrde, die nicht mit den Regeln

des

des Wohlstandes vollkommen überein käme. Den Personen weiblichen Geschlechts scheinet die Schamhaftigkeit angeboren zu seyn. Sie leben in beständiger Einsamkeit, sie sind an ihrem Leibe geziemend bedeckt, sogar daß sie ihre Hände unter langen Ermeln verborgen tragen, und alles, was sie geben, mit verdeckter Hand geben.

Von den Schwachheiten und Lastern der Chineser läßt sich nicht wenig sagen. Sie sind überaus eigennützig, und sind um ihres Gewinnstes willen in listigen Anschlägen, Schmeicheleyen, und Dienstleistungen unermüdet. Die Aufrichtigkeit ist auch nicht ihre Haupttugend, zumal wenn sie es mit Fremden zu thun haben. Sie machen sich eine Ehre daraus, solche zu betrügen. Ein Capitain eines englischen Schiffes hatte mit einem chinesischen Kaufmann aus Canton einen Handel wegen Lieferung verschiedener Ballen Seide geschlossen. Als diese angelanget waren, gieng der Capitain mit seinem Dollmetscher zum chinesischen Kaufmann, um die Güte dieser Seide zu untersuchen. Man öffnete den ersten Ballen, und er fand die Seide so beschaffen, wie er wünschte; die andern Ballen aber waren mit lauter verfaulter Seide angefüllet. Darüber entrüstete sich der Capitain gar sehr. Der Chineser, nachdem er alle Vorwürfe mit großer Gelassenheit angehört hatte, sagte darauf: Haltet euch an euern spitzbübischen Dollmetscher, der mich ausdrücklich versichert hat, daß ihr die Ballen nicht visitiren würdet. Diese Geschicklichkeit im Betrügen findet man vornämlich bey dem Pöbel, welcher tausenderley Ränke ersinnet, alles zu verfälschen,

fälschen, was er verkaufet. Jedoch gehet solcher Betrug nur bey Fremden an. Die Spitzbuben in China üben niemals Gewaltthätigkeit an jemanden aus; sie machen ihre Beute durch List und Geschwindigkeit.

Die außerordentliche Liebe zum zeitlichen Leben ist eine andere Schwachheit dieser Nation. Man findet fast nirgends ein Volk, das so sehr zu leben wünschet, obgleich wieder andere unter ihnen angetroffen werden, die sich aus Zorn oder Verzweifelung das Leben selbst rauben. Es scheint aber, daß sie am allermeisten besorgt sind, es werde ihnen nach ihrem Tode an einem Sarge fehlen. Es ist unglaublich, wie weit sich in diesem Stücke ihre Vorsichtigkeit erstrecket. Wenn einer auch nur funfzig Thaler im Vermögen hat, so läßt er sich gewiß einen Sarg davon machen; sollten es auch zwanzig Jahre vor seinem Tode seyn. Und diesen Sarg zählet er mit unter sein kostbarstes Hausgeräthe. Indessen muß man doch von den Chinesern sagen, daß sie, wenn sie gefährlich krank sind, den Tod ganz gelassen abwarten.

Kein Volk bildet sich so viel auf seine Größe und Vorzüge, die es vor andern Völkern zu besitzen glaubet, ein, als die Chineser. Dieser angeborne Hochmuth erweckt selbst bey dem geringsten Pöbel eine schnöde Verachtung gegen alle andere Völker. Sie sind von der vorzüglichen Güte ihres Landes, ihrer Sitten, Gewohnheiten, und Maximen so eingenommen, daß sie sich nicht vorstellen können, daß außer China etwas

gutes

gutes oder wahres anzutreffen seyn sollte, das ihre Gelehrten nicht wüßten. Von der Unrichtigkeit dieser Meynung sind sie nicht eher überzeuget worden, als seitdem sie mehrern Umgang mit den Europäern bekommen haben. Als sie dieselben zuerst zu sehen bekamen, fragten sie: ob denn auch Städte, Dörfer, und Häußer in Europa wären. Der Pater Chavagnac zeigte einmal einigen ihrer Gelehrten eine Weltcharte, wieß ihnen Europa, Africa, Asien, und sagte: In Asien findet ihr hier Persien, da Indien, dort die Tatarey. Wo ist denn China? riefen sie aus. Hier, antwortete der Pater, in diesem kleinen Winkel; das und das sind seine Grenzen. Sie erschraken darüber, sahen einander an, und sagten zu sich selbst: es ist sehr klein.

So entfernt sie auch von dem Ziel der Vollkommenheit sind, dazu es die Europäer in Künsten und Wissenschaften gebracht haben; so wird man sie doch schwer dazu bringen, daß sie etwas auf europäische Art machen sollten. Es kostete viel Mühe, den chinesischen Baumeister dahin zu bringen, daß er die im Pallaste anzulegende Kirche nach dem aus Europa gekommenen Muster erbauete. Sie bewundern die europäische Bauart; und wenn sie allenfalls zugeben, daß die chinesische Bauart schlecht sey, so gehen sie doch von derselben nicht ab, weil sie Reichsgesetzmäßig ist.

Ohnerachtet die Chineser lasterhaft sind, so lieben und schätzen sie doch von Natur die Tugend und die Tugendhaften hoch. Die Keuschheit,

die

die sie selbst nicht üben, bewundern sie destomehr an andern, und insonderheit an den Wittwen. Finden sich unter diesen einige, welche eine strenge Keuschheit und Enthaltung beweisen; so bauen sie ihnen zu Ehren prächtige Triumphbogen, und ehren ihre Tugend durch unvergängliche Aufschriften. Es ist unter ihnen wider den Wohlstand, wenn sich eine Frau nach ihres Mannes Tode wieder verheyrathet. Da die Chineser von Natur sehr fein und listig sind; so können sie ihre Laster mit solcher Geschicklichkeit verbergen, daß sie selten andern Menschen in die Augen fallen. Gegen ihre Eltern, oder die, welche sonst ihre Herren gewesen sind, hegen sie eine unverletzliche Hochachtung. Sie verabscheuen jedes Wort, ja jede Mine, die etwa von einem Zorne zeugen könnte; aber den innerlichen Haß des Herzens wissen sie meisterlich zu verbergen. Man erlaubt ihnen nicht, Waffen zu tragen, auch nicht einmal auf der Reise; diese sind allein für Kriegsbediente. Sie schätzen nichts so hoch als Künste und Wissenschaften, welche bey ihnen der einzige Grund des Adels sind; denn man kann, wie schon ist gemeldet worden, im chinesischen Reiche weder Rang noch Ansehen erlangen, wenn man nicht diese Vorzüge hat.

Man muß von dem Ansehen und der Gesichtsbildung der Chineser nicht nach den Portraits urtheilen, die man auf ihrem Porcellain und gefirnißten Geräthe anzutreffen pflegt. Es gelingt ihnen zwar, Blumen, Bäume, Thiere, und Landschaften zu zeichnen; aber sie sind sehr ungeschickt, sich selbst abzumalen. Sie verstellen

und

und verhunzen ihre Gesichter dergestalt, daß man sie für Affengesichter halten sollte. Ueberhaupt bestehet die Schönheit mehr in der Einbildung, als im Wesen; und ein Chineser hat mit dem Europäer nicht einerley Begriffe von der Schönheit. Was dem leztern schön dünket, ist dem erstern auch; aber in Europa würde das sehr mittelmäßig heißen, was der Chineser als überaus schön ansieht. Die vornehmsten Punkte eines schönen Gesichts setzet er in einer breiten Stirn, kurzen Nase, einem starken Bart, breiten viereckigten Gesicht, mittelmäßigen Mund, schwarzen Haaren, kleinen flammenden wohlgespalteten Augen, und langen und breiten Ohren. Diejenigen, die weiße und rothe Haare haben, können sie nicht wohl vertragen. Eine feine und freye Leibesgestalt gehört bey ihnen nicht mit unter die Annehmlichkeiten, weil sie weite Kleider tragen, die nicht an den Leib angepasset werden. Derjenige heißt in ihren Augen ein wohlgebaueter Mann, der groß, dick, und fett ist, und den Lehnstuhl ausfüllen kann. Die große Hitze, welche auf den mittäglichen Küsten von China, und sonderlich in den Provinzen Quang tong, Fo kien, und Yun nan herrschet, macht, daß die Gesichter der Künstler, Handwerks- und Landleute eine bräunlichte und olivenartige Farbe haben. Aber in den andern Provinzen sind sie von Natur so weiß als in Europa. Diejenigen Gelehrten und Doctores, die von niedriger Herkunft sind, lassen mit allem Fleiße die Nägel an den kleinen Fingern wachsen; sie beschneiden sie zwar, jedoch nur so, daß sie allemal einen Zoll und darüber hervorragen müssen.

sen. Sie wollen ihrer Meynung nach dadurch zu erkennen geben, daß sie um ihres Standes willen nicht nöthig hätten, Lohnarbeit zu thun.

Die chinesischen Weiber sind gemeiniglich von mittelmäßiger Größe. Sie haben eine kurze Nase, einen wohlgebildeten Mund, kleine Augen, hochrothe Lippen, schwarze Haare, lange und etwas herabhangende Ohren. Ihre Gesichtsfarbe ist munter. Man versichert, daß sie sich das Gesicht alle Morgen mit einer gewissen Schminke rieben, die zwar die weiße und rothe Farbe ihres Gesichts angenehm vermische, aber auch die Haut stark angreife, daß sie davon bald runzelichte Gesichter bekämen. Die Kleinigkeit der Füße wird mit unter die Schönheiten dieses Geschlechts gezählet. Sie werden ihnen in der Jugend so fest gebunden, daß sie nicht stark wachsen können. Daher ist der Gang eines chinesischen Frauenzimmers sehr langsam, unsicher, und in den Augen der Europäer unangenehm. Sie leben auch sonst sehr eingesperrt, und kommen fast nie aus ihrem Zimmer, welches sich im untersten Theile des Hauses befindet, wo sie weiter mit niemanden zu sprechen Gelegenheit haben, als mit ihren Mägden, die sie bedienen. Inzwischen hegen sie eine sehr vortheilhafte Meynung von ihrem Geschlechte; und ob sie sich wol sonst vor niemanden als ihrem Gesinde sehen lassen, so bringen sie doch alle Morgen einige Stunden mit dem Putze zu. Ihr Hauptschmuck bestehet gemeiniglich in einigen dicken Haarlocken, die auf allen Seiten mit silbernen und güldenen Blumen durchflochten sind. Einige unter ihnen

schmü-

D. Berger Sc. Berolini 1769.

Chinesische Frauenzimmer.

schmücken ihr Haupt mit einem Vogel von Kupfer oder vergoldetem Zinnober. Derselbe stehet auf dem Haupte, und seine Füße sind in die Haare eingeflochten. Die Vornehmen tragen zuweilen mehrere solcher ineinander geflochtener Vögel, die eine Krone auf dem Haupte vorstellen. Die bloße Verfertigung dieses Hauptschmucks ist sehr kostbar. Insgemein trägt das junge Frauenzimmer eine Krone von Chartenpapier, das mit schöner Seide überzogen ist. Von forn geht diese Crone über der Stirn spitzig zu, und ist mit Perlen, Diamanten, und andern Zierrathen ausgeschmücket. Derjenige Theil, der gerade über dem Haupte stehet, ist theils mit natürlichen, theils mit künstlichen Blumen gezieret, durch welche Haarnadeln gezogen sind, die an ihren äußern Enden reich mit Diamanten besetzet sind. Die ältern Personen dieses Geschlechts, und sonderlich die vom gemeinen Stande, begnügen sich mit einem Stück feiner Seide, womit sie zugleich den Kopf etlichemal umwinden; und das heißt die seidene Windel. Ihre Kleider sind sehr lang; sie bedecken den Leib vom Halße bis auf die Füße, dergestalt, daß weiter nichts als das Gesicht an ihnen zu sehen ist. Die Ermel hängen ganz herunter. Die Farbe der Kleider ist gleichgültig. Betagte Frauen aber pflegen schwarz oder violet zu tragen.

Die Kleidung der Männer ist derjenigen Ernsthaftigkeit gemäs, die sie in allen Stücken zu beweisen suchen. Sie bestehet aus einer langen Weste, die bis auf die Erde herabgehet, davon eine Seite mit der andern zusammengefaltet

ist, so daß der obere Theil sich bis zur rechten Seite erstrecket, wo er mit drey oder vier güldenen Knöpfen befestiget wird. Die Ermel, die von der Schulter an sehr weit sind, laufen unten immer enger zusammen bis an die Faust, wo sie sich in der Gestalt eines Hufeisens endigen, die Hände bedecken, und weiter nichts als das äusserste Ende der Finger sehen lassen. Sie umgürten sich mit einem langen seidenen Gürtel, dessen äußerstes Ende bis an die Knie herabhänget, an welchem gemeiniglich ein Futteral befestiget ist, worinn sich ein Messer, zwey kleine Spieße, die sie statt der Gabeln brauchen, und dergleichen befindet. Unter dem Kleide tragen sie im Sommer leinene Beinkleider, die sie zuweilen mit einem paar andern von weißem Taffet zu überziehen pflegen. Im Winter tragen sie Hosen von Atlas, die entweder mit Pelz oder rother Seite gefüttert sind; und in den mitternächtlichen Gegenden haben sie Häute, die sehr warm halten. Ihr Hemde ist sehr weit und kurz; unter demselben aber tragen einige im Sommer, um der Reinlichkeit willen, unmittelbar auf der Haut ein seidenes Netz. Im Sommer ist der Halß ganz blos; im Winter aber bedecken sie ihn mit einem Halßkragen von Atlas, oder Zobel, oder Fuchspelz. Die Winterkleider sind bald mit Schaafspelz gefüttert, bald mit Seide oder Cattun durchgenehet. Die Vornehmen tragen mehrentheils Unterfutter von Zobelpelzen, oder auch die schönsten Fuchspelze mit Zobelfellen verbrämt. Im Frühlinge behelfen sie sich mit leichtem Hermelin. Ueber der Weste tragen sie einen Oberrock mit weiten und kurzen Ermeln. Nicht jedermann

darf

darf allerley Farben tragen. Nur den Kayſern und Prinzen vom Geblüte iſt die gelbe Farbe der Kleider allein eigen. Den Atlas mit rothem Grunde haben ſich einige Mandarinen an ihren Ceremonientagen zugeeignet. Die gewöhnlichſte Farbe iſt blau, ſchwarz, und violet. Der Pöbel kleidet ſich in blauem oder ſchwarzem Cattun.

Jezt tragen die Chineſer geſchorne Köpfe, nur das Hintertheil oder die Mitte derſelben ausgenommen, woſelbſt ſie ſo viele Haare wachſen laſſen, daß ſie einen Zopf flechten können. Sie bedecken ihr Haupt im Sommer mit einer Mütze, oder mit einem Hute, der wie ein Trichter geſtaltet iſt. Das inwendige deſſelben iſt mit Atlas gefüttert, auswendig aber iſt er mit einem ſehr feinen rothen Zeuge überzogen; oben an der Spitze des Huts findet man einen Büſchel rothgefärbter Kuhhaare, die bis auf das Gebräme deſſelben herabhangen. Außer dieſem gewöhnlichen Hute giebt es einen andern, den nur die Mandarins und Gelehrten tragen. Die Geſtalt deſſelben kommt mit dem vorhergehenden überein; aber er beſtehet aus ſtarken Chartenblättern, die inwendig mit Atlas gefüttert, und auswendig ſtark damit überzogen ſind. Vornehme Leute bedienen ſich deſſelben gemeiniglich, wenn ſie etwa zu Pferde ſind, oder wenn das Wetter ſchlimm iſt, indem er theils den Regen, theils die Sonnenhitze von hinten und forn aufhält. Im Winter tragen ſie eine warme, mit Zobel, oder Hermelin, oder Fuchspelz gefütterte Mütze, deſſen oberſte Spitze mit einem rothen ſeidenen Buſche geſchmücket iſt.

Die Chineser, sonderlich diejenigen, die etwas bedeuten wollen, werden niemals ohne Stiefeln erscheinen. Diese bestehen entweder aus Atlas, oder Seide, oder gesprengtem Cattun, und passen genau auf den Fuß. Sie haben an denselben weder unterwärts Sporn, noch oberwärts Stülpen. Haben sie eine lange Reise vor sich, so tragen sie Stiefeln von Kuh- oder Pferde-Leder. Inwendig sind sie mit Seide oder Cattun gefüttert, so über dem Stiefel herausgehet, und entweder mit Sammet oder Tuch eingefasset ist. Im Winter sind solche Stiefeln vortrefflich; im Sommer aber trägt man seidene Stiefeln. Kein Chineser gehet ohne Sonnenfächer in der Hand auf der Straße.

Die Chineser lieben die Reinlichkeit in ihren Häußern über alle Maße. Inzwischen trifft man nichts wahrhaftig prächtiges bey ihnen an. Ihre Bauart ist nicht die zierlichste, und sie haben weiter keine regelmäßigen Gebäude, als den kayserlichen Pallast, einige öffentliche Gebäude, Thürme, Triumphbogen, Thore, Stadtmauern, Brücken, Dämme, und Pagoden. Die Häußer der Privatpersonen sehen sehr schlecht aus, und man siehet bey Erbauung derselben auf weiter nichts, als auf die Bequemlichkeit. Die Reichen füllen ihre Häußer mit Firnißarbeit, Schnitzwerk, und Vergoldungen an, wodurch dieselben sehr reitzend und angenehm gemacht werden. Den Bau fangen sie gemeiniglich mit Stellung der Säulen an, worauf das Dach zu liegen kommt. Denn da das innere Hauß selbst nur von Holz aufgeführet wird; so haben sie nicht nöthig, einen tiefen

Grund

Grund in die Erde zu graben. Wenigstens gehen sie nicht über zwey Fuß tief. Die Wände machen sie von gebrannten Steinen oder Leimen, an gewissen Orten aber von lauter Holz. Durchgängig haben die Häußer fast nicht mehr als ein Stockwerk. Höchstens haben die Kaufmannshäußer noch einen Aufsatz, den sie Leou nennen, und dahin sie die Kaufmannsgüter zu bringen pflegen. In den Städten sind fast alle Häußer mit Ziegeln gedecket.

In den meisten chinesischen Häußern findet man nach dem ersten Vorhofe einen gegen Mittag angelegten Saal. Hinter demselben liegen gegen Morgen und gegen Abend drey bis fünf Kammern. Die mittelste darunter stellt den Salon vor. Das Dach des Haußes ruhet auf lauter Pfeilern. Jeder Pfeiler steht auf einem hölzernen Postument; auf demselben liegen die Querbalken, zwischen welchen abermals ein Querholz zur Befestigung derselben befindlich ist. Auf diese großen Balken, die über die Pfeiler hervorragen, stellen sie andere Stücke Holz, die das Dach tragen helfen. Wenn dieses alles fertig ist, bauen sie erst das eigentliche Hauß. Die Pracht dieser Häußer besteht, nach dem chinesischen Geschmacke, in der Dicke der Balken und Pfeiler, in der Wahl des kostbarsten Holzes, und künstlichem Schnitzwerke an den Pforten der Häußer. Längst dem eigentlichen Wohnhauße ist eine Gallerie, welche mit den schönsten Steinen ausgelegt ist. Bey gemeinen Leuten sind die Wände von ungebrannten Ziegelsteinen gemacht; von aussen aber sind sie damit überdecket. An einigen

Orten macht man leimene Wände, und täfelt sie von innen und außen. In andern Gegenden macht man gar keine rechten Wände, sondern verwahret die Seiten der Häußer mit Flechten, die mit Erde und Kalk überzogen werden. Auf den Dörfern sind die Häußer mehrentheils von Erde und Leimen aufgebauet, und sehr niedrig. Das Dach bestehet aus Rohr, das mit Erde vermengt und überdecket worden. Es ruhet auf gewissen Matten von kleinerem Rohre, die auf die Breter und Querbalken geleget werden. Es giebt Provinzen in China, wo man sich, statt der Holzfeuerung, der Steinkohlen, des Rohrs oder Strohs zu bedienen pfleget. Gleichwie sie nun Oefen haben, deren Schorsteine sehr enge sind, und unter denselben manche den Rauch nicht heraus lassen, wenn an mehr als einem Orte Feuer ist; so werden die Häußer sehr leicht mit dem Gestank der Steinkohlen und des brennenden Rohrs angefüllet, der allen denen unerträglich ist, die dessen nicht gewohnt sind.

Die Häußer der vornehmen Herren und reicher Leute verdienen keine sonderliche Aufmerksamkeit, wenn sie mit den Häußern schlechter Leute verglichen werden. Sie haben ebenfalls nur ein Stockwerk, und sind etwas mehr über die Grundfläche erhoben. Die Bedeckung derselben ist schön, und der oberste Theil des Dachs ist mit guten Zierrathen ausgeschmücket. Die große Menge der Höfe, Vorsäle, und wohnbaren Zimmer ersetzet den Mangel der Schönheit und Pracht. Dieses rühret nun nicht daher, als ob die Chineser keine Liebhaber des Aufwands und

der

der Pracht wären; sondern sie werden wider ihren Willen so eingeschränket, weil es wider die Gewohnheit des Landes, überdieß auch gefährlich ist, unnütze und überflüßige Ausgaben zu machen. Inzwischen muß man doch bekennen, daß die Häußer der vornehmsten Mandarins, der Prinzen, und anderer reichen und mächtigen Personen einen wegen des Umfangs und der Weitläuftigkeit in Verwunderung setzen können. Jedoch was man in einem chinesischen Pallaste schön und prächtig nennet, das ist vom europäischen Geschmacke weit unterschieden. Man merket zwar bald aus dem großen Umfange des Haußes, und aus der Menge der Höfe und Zimmer, daß ein großer Herr da wohnen müsse. Allein der Geschmack eines Europäers wird wenig von solcher Pracht gerühret, welche nur in der Menge und Reinlichkeit der Höfe, in der Breite und Weite der Säle, in der Dicke der Pfeiler, und in einigen grobgearbeiteten marmornen Statuen und Zierrathen bestehet. Die Chineser sind nicht so sorgfältig, wie die Europäer, darauf bedacht, ihre Häußer inwendig herrlich auszuschmücken. Man findet bey ihnen weder Tapeten, noch Spiegel, noch Verguldungen. Die Palläste, darinnen die Mandarins wohnen, gehören dem Kayser, der ihnen darinnen freye Wohnung giebt. Ihre Aemter sind nichts anders als Commißionen, die man ihnen wieder abnimmt, wenn sie einen Fehler begehen. Ueberdem behalten sie ihre Bedienungen nicht beständig; sondern müssen, ehe sie sichs versehen, das Gouvernement in einer andern Provinz antreten. Alles dieses sind die Ursachen, warum sie nicht viel an der Ausschmü-

ckung ihrer Häußer verwenden. Ueberdem werden die Besuche nicht in den innern Zimmern, sondern in den großen Vordersälen der Häußer angenommen; und auch darum ist es ihnen gar nicht zu verdenken, daß sie sich nicht mit kostbaren und unnützen Meublen überladen, welche von niemanden würden gesehen werden.

Die vornehmsten Zierrathen, damit ihre Säle und Zimmer ausgeschmücket sind, sehen indessen, ob sie gleich nicht gar zu kostbar sind, recht nett aus, und gefallen dem Auge wohl. Man erblicket große Laternen, die mit gemalter Seide überzogen, und oben an der Decke aufgehängt sind. Man siehet Tische, Schränke, Schirme, Stühle, die man mit einem schönen rothen oder schwarzen Firniß so künstlich überzogen hat, daß man die Adern des Holzes dadurch sehen kann; und alles ist so glatt als ein Spiegel. Man siehet allerhand Figuren von Gold und Silber, oder andere mit Firniß überdeckte Gemälde, die einen neuen Glanz geben. Die Speise- und Schenk-Tische, wie auch die Schränke, sind mit dem kostbarsten Porcellain besezt. Ueberdem sind an verschiedenen Orten große Stücke von weisem Atlas aufgehänget, auf welchen man Blumen, Vögel, Berge, Landschaften und dergleichen abgemalt siehet. Auf einigen andern lieset man gewisse Sittenregeln mit großen Buchstaben geschrieben. Einige begnügen sich mit weissen Kammern, die sie mit gemaltem Pappier auszieren, das von chinesischen Künstlern ungemein schön verfertiget wird.

Ob man gleich nicht in die Zimmer kommt, wo sie schlafen, und es eine große Unhöflichkeit seyn würde, einen Fremden dahinein zu führen; so ist doch gewiß, daß sonderlich die Schlafzimmer großer Herren ihre Schönheit und Bequemlichkeit haben. Das Gestelle ihrer Betten ist gemalt, verguldet, und mit allerley Laubwerk geschmücket. Die Vorhänge sind nach dem Wechsel der Jahreszeiten eingerichtet. Im Winter und in den nordischen Gegenden bestehen sie aus doppeltem Atlas; im Sommer aber entweder aus einfachem Taffet, der mit Blumen, Vögeln, Bäumen, und dergleichen bemalet ist, oder aus einem sehr feinen Teppich, den die Luft durchstreichen kann, dadurch aber keine Mücken kommen können, welche in den mittäglichen Provinzen viele Incommodität verursachen. Die gemeinen Leute bedienen sich eines sehr zarten Zeuges von Hanf. Ihre Betten bestehen aus dick ausgestopftem Cattun. In den mittäglichen Provinzen bedienet man sich eines in Gestalt eines Bettes gelegten Pflasters, das weit und breit ist. Zur Seite befindet sich ein kleiner Ofen, worein man Kohlen legt, deren Flamme und Hitze sich durch kleine Canäle unter diesem Pflaster ausbreitet, und endlich in den Schorstein gehet. Bey vornehmern Personen ist dieser Ofen in der Mauer, und wird von außen geheitzet. Dadurch wird das Bette, ja das ganze Schlafzimmer, warm. Sie haben keine Federbetten wie in Europa. Diejenigen, die nicht unmittelbar auf diesem Pflaster liegen wollen, hängen über demselben Matten oder Tücher auf, darein sie sich legen, und welche mit Seilen oder Stricken aufgezogen,

sind. Des Morgens stehen sie alle zu gleicher Zeit auf, und man legt alsdann auf dieses Pflaster eine Decke, darauf man sich setzet. Die ganze Familie arbeitet dabey, und hat nicht nöthig, Pelze anzulegen, weil sie nicht frieren. Die gemeinen Leute kochen in diesen Oefen ihre Speisen. Und da die Chineser alles warm trinken, so wärmen sie bey diesem Feuer ihren Wein, und machen ihren Thee.

Die größeste Pracht der chinesischen großen Herren bestehet noch lange nicht in der Auszierung ihrer Zimmer. In ihren Häußern vergessen sie ihrer selbst, und die Gesetze verbannen alle Pracht und allen Ueberfluß. Sie gestatten ihnen eher nicht einen verschwenderischen Aufwand, als wenn sie öffentlich erscheinen, wenn sie Besuche annehmen, oder wenn sie dem Kayser Cour machen, und bey ihm Audienz haben. Die Mandarins zeigen sich alsdann mit einem zahlreichen Gefolge von Bedienten in vollem Staate. Die Kriegsbedienten machen nicht weniger mit einem Aufzug zu Pferde einen Staat, der in die Augen fällt. Ihre Pferde sind zwar nicht die besten, aber das Geschirr derselben ist desto herrlicher. Die Gebisse und Steigbügel sind von Gold oder Silber. Der Sattel ist reich gestickt. Der Zaum ist von gesticktem Atlas. Wo die Brust des Pferdes angehet, hängen zwey Büschel von denenjenigen schönen rothgefärbten Haaren, dergleichen sie selbst auf den Hüten zu tragen pflegen. Diese Büschel hangen an goldenen oder silbernen Ringen. Denen vornehmen Kriegsbedienten ziehet allemal ein Theil der Reuterey vorher, und der andere Theil folget nach.

Auf Reisen hält man es in China ganz anders als in Europa. Hier reisen wir ohne Pomp. Ein chinesischer Mandarin aber reiset nicht anders als mit großer Pracht und Herrlichkeit. Reiset er zu Wasser, so sizt er auf einem prächtigen Schiffe, das von vielen andern Schiffen, die von Bedienten angefüllet sind, begleitet wird. Reiset er aber zu Lande, so ziehen nicht allein viele Soldaten und Domestiken vor ihm her, sondern es folgen ihm auch viele mit Lanzen und Standarten. Er hat für seine Person eine Sänfte, einen Stuhl, der von Maulthieren oder acht Personen getragen wird, nebst vielen Koppelpferden. Dieses Fuhr- und Trage-Werks bedient er sich wechselsweise, nachdem es die Bequemlichkeit oder Witterung leidet. Die meisten Reisen kann man auch zu Wasser thun, weil China allenthalben mit breiten und tiefen Canälen durchschnitten ist, die sehr oft nach der Schnur gezogen sind. Gemeiniglich findet man in jeder Provinz einen großen Hauptfluß, oder einen breiten Canal, der auf beyden Seiten mit Werkstücken eingefaßt und mit einem Damme umgeben ist, der statt einer Hauptstraße dienen kann. Man reiset im Schiffe so bequem, als säße man in seinem Hauße. Die Mandarins, oder die Gesandten vom Hofe, reisen gemeiniglich zu Wasser in einem von denen Schiffen, welche auf Kosten des Kayfers unterhalten werden, und überaus prächtig sind. Die Seegel des Schiffes bestehen aus Matten, die sich wie Blasebälge in Falten legen. Zur Fortbringung solcher Schiffe bedienet man sich langer und großer Stangen, die einen Galgen oder ein T vorstellen, wovon das eine Ende

unten

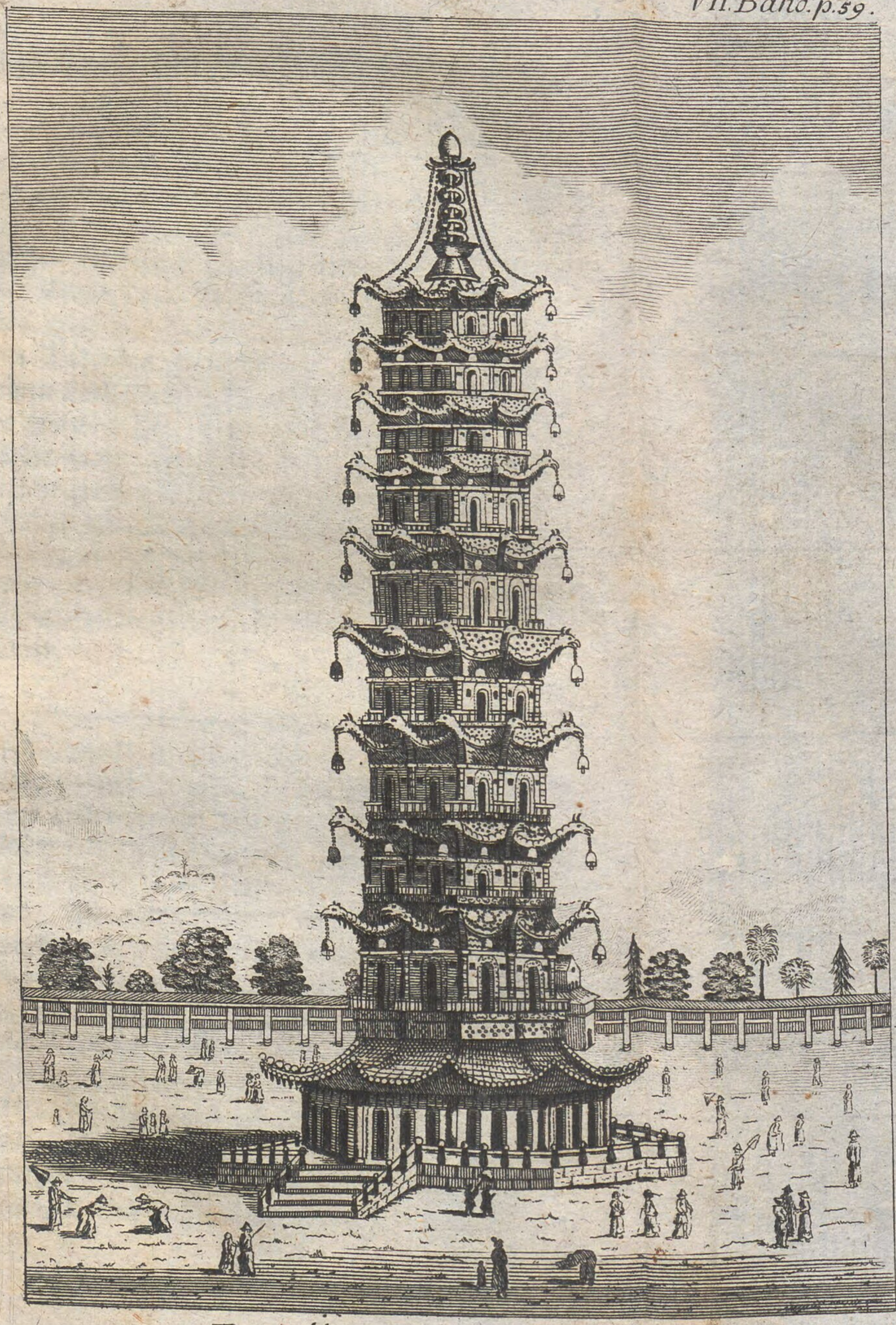
unten im Wasser ist, das andere aber an der Schulter gesetzet wird, um mit desto größerer Macht das Schiff fortzutreiben. Sie haben auch Ruder von verschiedener Art. Manche Schiffe werden auch mit Seilen fortgezogen. Diese Seile werden an verschiedenen Orten von Rohr gemacht. Man zerschneidet nämlich das Rohr in lange Faden, die hernach wie ein Seil zusammengedrehet werden. Das Wasser verdirbt sie nicht, und ihre Festigkeit ist bewundernswürdig. An andern Orten bedienet man sich der Hanfstricke. Das Schiff, worauf der Mandarin fähret, wird allemal von verschiedenen andern Schiffen begleitet. Von einer Meile zur andern stehen an den Ufern in gewissen Entfernungen Schildwachen, die sich gewisse Zeichen geben, und einander etwas bekannt machen können. Diese Soldaten erzeigen dem vorbeyreisenden Mandarin die kriegerischen Ehren. Wenn des Abends die Anker geworfen, und des Morgens wieder gelichtet werden; so wird der Mandarin mit Lösung einiger Canonen begrüßet, worauf sich die Trompeten hören lassen. Wenn es Nacht wird, werden auf dem Schiffe Laternen angezündet. Sobald dieses geschehen ist, muß der Capitain des Orts sich mit seinen Soldaten gerade gegen des Mandarins Schiff stellen, und seine Leute, die er bey sich hat, mit lauter Stimme zählen, und die Schildwachen abtheilen. Der Patron des Schiffs spricht alsdann ein lautes Formular, darinn alle Zufälle nahmhaft gemacht werden, welche Gefahr bringen können, als Feuer, Diebe, Mörder, und dergleichen; und erinnert damit die Soldaten, daß sie

es würden verantworten müssen, wenn sich davon etwas zutragen sollte. Die Soldaten beantworten jeden Artickel mit einem heftigen Geschrey.

Der großen Menge der Canäle in China ist schon einigemal gedacht worden. Sie sind oft auf beyden Seiten mit Steinen und Werkstücken eingefasset, die an vielen Orten ein dunkelgrauer Marmor zu seyn scheinen. Die Ufer einiger dieser Canäle sind wol 20 bis 25 Fuß hoch, so daß oft viele Maschinen dazu erfordert werden, wenn man das Wasser aus denselben in die Höhe treiben, und auf die Felder leiten will. Manche unter denselben gehen wol zehn Meilen in gerader Linie fort. Die großen Canäle, dergleichen in allen Provinzen befindlich sind, ergießen ihr Wasser zur Rechten und Linken in viele andere kleine Flüsse, die es in die Ebenen und zu den Dörfern, zuweilen auch zu großen Städten hinführen. Hin und wieder sind sie mit unzähligen Brücken überleget, vermittelst welcher die Dörfer und Landschaften Gemeinschaft haben können. Diese Brücken ruhen manchmal auf drey, fünf, bis sieben Bogen. Der mittelste dieser Bogen ist sehr breit, und so angelegt, daß die Schiffe, ohne ihre Seegelstangen und Mastbäume zu senken, durchpassiren können. Die zur Seiten stehenden Bogen nehmen nach der Abneigung der Brücke an ihrer Breite ab. Wie aber diese Bogen in der Höhe nicht allzu dick sind, so sind sie auch schwach; und daher können nur leichtbeladene Karren und kleine Wagen darüber fahren. Ueber diese Brücken gehet man so, daß man durch Stufen auf der einen Seite auf- und auf der andern abstei-

steigen muß. Unter der großen Menge von Brücken findet man einige, die schön genennet werden können. Insonderheit war diejenige, die Lou ko kao heisset, und drittehalb Meilen von Peking westwärts lieget, die aber zum Theil durch eine plötzliche Ueberschwemmung ruiniret worden ist, eine der allerschönsten. Sie war von lauter Marmorsteinen erbauet, und ein Meisterstück der Baukunst. Auf beyden Seiten waren die schönsten Säulen, auf jeder Seite siebenzig. Zwischen diesen Säulen war die schönste Bildhauerarbeit von Marmor, daran Blumen, Blätter, Bäume, Vögel, und andere Vorstellungen recht lebhaft abgebildet waren. Bey dem Auftritt auf der Morgenseite sahe man zu beyden Seiten marmorne Fußgestelle, auf welchen Löwen von außerordentlicher Größe standen. An denselben waren viele kleine Löwen, die an den großen heraufstiegen, oder herabkrochen, oder sich zwischen ihren Beinen versteckten. Am andern Ende der Brücke, auf der Abendseite, fand man abermals zwey marmorne Fußgestelle, darauf zwey mit großer Kunst gearbeitete Kinder standen.

Unter den öffentlichen Gebäuden muß man auch diejenigen Denkmaale zählen, welche von den Chinesern fast in allen ihren Städten aufgerichtet sind, um das Gedächtniß ihrer Helden zu verewigen, oder das Andenken derer zu erhalten, die dem Vaterlande große Dienste geleistet haben. Man siehet z. E. bey der Stadt Nan hiang in der Provinz Quang tong einen hohen Berg, aus welchem zwey Flüsse hervorströmen, und der



Porcellan Thurm zu Nanking.

sonst unersteiglich gewesen ist. Ein gewisser Colao oder Staatsminister versuchte es, diesen Berg durchzuarbeiten, und eine offene Straße über demselben anzulegen. Zum Andenken einer so großen Wohlthat hat man oben auf der Spitze des Berges seine Bildsäule aufgerichtet, vor welcher man Rauchwerk anzündet, in der Absicht, das Andenken eines solchen Mannes, der ein seinen Landesleuten so nutzbares Werk zu Stande gebracht hat, recht groß zu machen. Man zählet mehr als eilfhundert solcher Denkmale, welche großen Fürsten und andern durch Wissenschaften und Tugenden berühmt gewordenen Männern errichtet worden sind. Auch die Weiber haben an dieser Ehre einen Antheil. Alle diese Ehrendenkmale bestehen mehrentheils in Triumphbogen.

Unter den schönen Thürmen in China ist der zu Nanking in der Provinz Kiang nan der allerberühmteste, welcher gemeiniglich der große oder Porcellain-Thurm genennet wird. Man findet ausserhalb dieser Stadt einen Tempel, den die Chineser den Tempel der Dankbarkeit nennen, und welcher vom Kayser Kong lo angelegt worden ist. Er steht auf einem maßiven Grunde, und ist mit einem marmornen Geländer umgeben. Man steigt auf einigen Stufen, die rings herum geführet sind, in die Höhe. Der Saal, der eigentlich den Tempel vorstellet, ist 100 Fuß tief, und hat einen marmornen Grund von einem Fuß hoch, und rund herum Sitze von zwey Fuß. Die Vorderseite ist mit einer Gallerie und einigen Pfeilern bedecket. Die Dächer,

(denn

(denn nach der chinesischen Gewohnheit hat manches Hauß zwey Dächer, eines, das mit der Mauer angehet, das andere aber, so dieselbe bedecket,) die Dächer also sind mit grünen hellleuchtenden und laquirten Ziegeln bedecket. Das innere Holzwerk ist schön gemalet, und mit Figuren geschmücket, die künstlich ineinander geschlungen sind, welches in den Augen der Chineser etwas großes ist. Die erstaunliche Menge von Balken, Klammern, Giebeln, und Querbalken, die allenthalben anzutreffen sind, haben etwas sonderbares und bewundernswürdiges an sich, und es läßt sich begreifen, daß ein solcher Bau Arbeit und Unkosten erfordere. Gedachter Saal hat sonst kein Licht, als welches durch die Thüren hereinfällt. Drey derselben sind auf der Morgenseite, auf welcher man in den weltberühmten Thurm gehet, der einen Theil des Tempels ausmacht. Dieser Thurm stellt ein Achteck vor, ohngefähr 120 Fuß im Umfange, so daß jede Seite 15 Fuß beträgt. Von außen ist er in eine Mauer von eben dieser Gestalt eingefasset, die etwa drittehalb Klaftern davon abstehet, von mäßiger Höhe, und mit gefirnisten Ziegeln bedecket ist, die bis an den Thurm angelegt sind, und eine angenehme Gallerie machen. Der Thurm hat neun Stockwerke, deren jedes mit einem Kranz von drey Fuß breit bewunden, und mit einem eben so beschaffenen Dache bedecket ist, als das vorherbeschriebene, ausgenommen, daß es nicht so weit hervorreicht, weil es keine solche Stützen hat. Es wird auch immer kleiner, je höher es mit der Höhe des Thurmes steiget. Die Mauer des Thurms ist unten am Fundament zwölf Fuß dick, in welcher

cher Dicke sie 8 bis 9 Fuß in die Höhe lauft. Er ist von aussen mit Porcellain nach gewissen Fächern beleget. Regen und Staub haben die Schönheit desselben vermindert; nichts desto weniger erkennet man das Porcellain noch wohl. Es ist leicht zu begreifen, daß gemeine Steine nach einer Zeit von 300 Jahren, so lange nun dieser Thurm gestanden hat, den Glanz nimmermehr würde haben erhalten können. Die Treppe, welche man inwendig angelegt hat, ist schmal und sehr unbequem. Jedes Stockwerk ist durch große Querbalken unterschieden, auf welchen sich ein Boden befindet, und auf demselben eine Kammer, die mit verschiedenen Schildereyen geschmücket ist. Die Mauern der obersten Stockwerke sind mit unzähligen kleinen Aushölungen angefüllt, die man mit Götzenbildern von erhabener Arbeit ausgefüllet hat, welches ganz artig aussieht. Alles ist verguldet, und entweder aus Marmor oder künstlich behauenen Steinen zubereitet. Das erste Stockwerk ist das höchste. Die andern aber sind sich selbst unter einander gleich. Der ganze Thurm ist, von der Grundfläche an gerechnet, über 200 Fuß hoch. Das Dach ist von nicht geringerer Schönheit als der Thurm selbst. Es ist ein großer Mastbaum, der auf dem Boden des achten Stockwerks fest stehet, und über 30 Fuß über demselben hervorraget. Er stehet zwischen breiten eisernen Bänden von eben solcher Höhe, die schneckenweise herum gewunden sind, und einige Fuß weit vom Baume selbst abstehen. Er stellet also in freyer Luft einen holen und durchsichtigen Kegel vor, auf welchem ein Knopf von außerordentlicher Größe stehet.

Unter den öffentlichen Gebäuden, wobey die Chineser ihre Pracht sehen lassen, muß man der Tempel und Pagoden nicht vergessen, die von den Fürsten und vom Volke den fabelhaften Gottheiten zu Ehren aufgerichtet worden. Die Anzahl derselben ist in China ganz erstaunlich, und die allermeisten sind auf Bergen angelegt. So unfruchtbar auch die dazu ausgesuchten Berge sind, so hat doch der Fleiß und Witz der Chineser dasjenige ersetzet, was ihnen die Natur versaget. Man findet Canäle, die mit unbeschreiblichen Kosten durchgearbeitet worden, Gärten, Haine, in Felsen ausgehauene Grotten, in welchen man sich gegen die Sonnenhitze verbergen kann, und welche diese Einsamkeit angenehm machen. Diese Gebäude bestehen theils in verdeckten Gängen, die mit viereckigten und glattpolirten Steinen ausgelegt sind, theils in räumlichen Sälen und Flügeln, die man in den Ecken der Höfe findet, und die auf die große Gallerie führen, welche mit steinernen, zum Theil aber auch mit meßingenen Statuen angefüllet ist. Die Dächer dieser Gebäude sind wegen Schönheit der Steine vortrefflich. Der Firniß, womit sie überzogen sind, ist gelb und grün; und die Ecken derselben sind mit Drachen von gleicher Farbe geschmücket. Man findet nicht leicht eine Pagode, die nicht einen freystehenden Thurm haben sollte, der mit einem Dache beleget worden. Man steiget auf denselben durch eine rund herum geführte Treppe. Mitten im Dache befindet sich gemeiniglich ein viereckigter Tempel. Das Gewölbe desselben ist von mosaischer Arbeit, und die Seitenmauern sind mit Figuren geschmücket,

welche allerhand Bilder, und zuweilen auch Ungeheuer vorstellen. In diesen Pagoden wohnen auch die Bonzen und Götzenpriester, welche tausenderley Betrügereyen anwenden, dasjenige Volk bey seiner Leichtgläubigkeit zu erhalten, welches Wallfahrten von weit entlegenen Orten zu diesen Tempeln anstellet, die dem Teufel gewidmet sind. Wie aber die Chineser bey dem Dienste, den sie ihren Götzen erweisen, kein regelmäßiges Verhalten bezeigen; so geschiehet es auch sehr oft, daß sie sich aus dem Götzen so viel machen, als aus seinen Dienern. Denn die Bonzen sind in groser Verachtung, und ein Chineser, der auf Ehre hält, wird sich nicht leicht in ihren Orden begeben.

Unter den Festen der Chineser sind besonders zwey, darauf vieles verwendet wird. Das eine fällt auf den Anfang ihres Jahres, und das andere am 15. Tage des ersten Monats, und lezteres nennen sie das Laternenfest. Der Anfang des Jahres ist eigentlich der Beschluß des zwölften Monats, und ohngefähr zwanzig Tage nach dem ersten Monden des folgenden Jahres. Das ist eigentlich die Zeit, da die Chineser müßig sind. Alle Geschäfte haben alsdann ein Ende. Man beschenkt sich untereinander; die Posten werden aufgehalten; die Gerichtsstuben sind im ganzen Reiche verschlossen. Das nennen sie eine Verwahrung der Siegel; und zu dieser Zeit wird auch würklich derjenige Kasten mit vieler Ceremonie verschlossen, worinn man das Siegel jeden Tribunals zu verwahren pfleget. Diese Muse dauert einen ganzen Monat, und ist

unter den Chinesern eine Zeit einer großen Freude. Die geringern Mandarins machen ihre Aufwartung bey den Vornehmern, die Kinder bey ihren Eltern, und das Gesinde bey ihren Herrschaften. Das nennen sie: dem Jahre Abschied geben. Am Abend desselben Tages versammlet sich die ganze Familie, und hält einen großen Schmauß. An einigen Orten ist der Aberglaube eingeschlichen, daß man zu derselben Zeit keinen Fremden im Hauße duldet, auch nicht einmal einen der nächsten Anverwandten; weil sie besorgen, daß er bey dem Anfang des neuen Jahres dasjenige Glück, welches alsdann im Hauße einzukehren pflege, zum Nachtheil des Haußherrn mit sich nehme. Daher verschließt sich jeder mit den seinigen in seinem Hauße, und macht sich lustig. Des Morgens und die folgenden Tage aber entstehen außerordentliche Freudensbezeugungen. Alle Gewölber und Kramläden sind verschlossen, und man beschäftigt sich mit lauter Spielen, Lustbarkeiten, und Comödien. Niemand unterläßt, an diesem Tage sein bestes Kleid anzuziehen. Das ganze chinesische Reich ist in Bewegung; es siehet allenthalben lustig und frölich aus.

Vornämlich aber wird der funfzehnte Tag des ersten Monats recht feyerlich begangen. Ganz China ist an demselben erleuchtet; und wenn es möglich wäre, dieses ganze Reich von einer gewissen Höhe zu übersehen, so würde man finden, daß es in lauter Feuer stehe. Dieses Fest fängt gemeiniglich mit dem Abend des 13. Tages an, und dauert bis zum 16. oder 17. Tage. Es ist

weder

weder in den Städten und auf dem Lande, noch an den Küsten und auf den Flüssen, eine Person zu finden, die nicht gemalte und auf mancherley Art gepuzte Laternen anzünden sollte. Kein Hauß ist so armselig, da nicht im Hofe oder an den Fenstern Laternen aufgesteckt seyn sollten. Alle Illuminationen, worauf die Reichen viel Geld verwenden, sind ein Schauspiel für die ganze Stadt. Man läuft von allen Orten zusammen; und zur Vermehrung des Vergnügens unter dem Pöbel läßt man an denselben Abenden die Stadtthore unverschlossen. Es ist alsdann erlaubt, selbst in die Tribunale und Gerichtshöfe der Mandarinen zu gehen, die sich eine Ehre daraus machen, solche zu schmücken, und ihre Pracht dabey sehen zu lassen. Am herrlichsten wird dieses Fest durch die Kunstfeuer gemacht, die fast an allen Hauptplätzen großer Städte angezündet werden; und man muß bekennen, daß die Chineser große Meister darinn sind. Unter denen Ceremonien, die bey dieser Gelegenheit vorfallen, ist eine besonders merkwürdig. Nämlich in den meisten Häußern schreiben die Oberhäupter der Familien mit großen Characteren auf ein rothes Pappier oder laquirtes Bret folgende Worte auf chinesisch: Dem wahren Regierer des Himmels, der Erde, der drey Grenzen, der zehntausend Geister. Dieses Pappier spannen sie in einen Rahm oder befestigen es auf einem Bret, legen es im Hofe auf einen Tisch, und dabey Getraide, Brod, Fleisch, und andere dergleichen Sachen, werfen sich darauf zur Erde nieder, und opfern es bey angezündeten Räucherkerzen.

Noch ein besonderes Fest wird alle Jahre dem Confucius gefeyert. Dasselbe begehen aber nur die Doctores und alle Gelehrten im Namen des ganzen Reichs. Den Tag vor diesem Feste macht man die Anstalten dazu. Ein Meister des Fleischerhandwerks muß ein Schwein schlachten. Die Bedienten des Tribunals bringen Wein, Gewächse, Blumen, und Hülsenfrüchte, die man zwischen Wachslichtern und Cassoletten (oder solche Gefäße, worinnen man allerhand wohlriechende Wasser verwahret,) in guter Ordnung auf einer Tafel hinleget. Des Morgens versammlen sich die Gouverneurs, Doctors, und Baccalaurei unter dem Schalle der Pauken und Hautbois in dem Saale, wo das Fest gefeyert werden soll. Der Ceremonienmeister, der auf alle Handlungen genaue Acht haben muß, befielt ihnen, bald sich zu beugen, bald auf die Knie zu fallen, bald bis auf die Erde sich zu bücken, bald aber wieder aufzustehen. Wenn nun die Zeit da ist, da die Ceremonie angehen soll, nimmt der erste Mandarin nach und nach das Fleisch, den Wein, die Hülsenfrüchte, und präsentiret sie auf dem Tische des Confucius unter dem Schalle musicalischer Instrumenten, dabey denn zu Ehren dieses Weltweisen einige Lieder abgesungen werden. Man hält ihm darauf eine ganz kurze Lobrede. Die Handlung endigt sich mit verschiedenen und oft wiederholten Beugungen, unter dem Schalle der Flöten und Hautbois, und mit vielerley Höflichkeiten, die sich die Mandarins gegeneinander erweisen. Endlich vergräbt man das Blut und Fleisch des geopferten Thieres. Man verbrennet, zur Bezeugung der Freude, verschiede-

ne

ne seidene Zeuge. Man begiebt sich darauf in einen andern Saal, um daselbst einigen alten Gouverneurs der Städte und Provinzen Ehre zu erweisen, die sich durch glückliche Verwaltung ihrer Aemter verdient gemacht haben. Endlich gehet man in einen dritten Saal, wo die Namen derer Bürger angeschrieben stehen, die sich durch ihre Tugenden und Geschicklichkeit ein Ansehen erworben haben; und beobachtet auch hier einige auf ihre Verehrung abzielende Ceremonien.

Man weiß, daß alle Visiten, Geschenke, die gewöhnlichen Grüße, die feyerlichen Tage, und kurz alles, was öffentlich sowol als privat zu geschehen pflegt, nach einem festgesezten Ceremoniell eingerichtet ist, welches mehr das Ansehen eines Gesetzes als einer hergebrachten Gewohnheit hat. Daher auch die Uebertretung des Ceremoniells in vielen Fällen Strafen nach sich zieht. Damit auch nicht etwa künftig in dem Gebrauche dieser Ceremonien eine Aenderung getroffen werden mögte; so ist zu Peking ein eigenes Tribunal errichtet, welches dafür sorget, daß die alten Ceremonien bey ihrer Gültigkeit erhalten werden. Dieses Tribunal ist so strenge, daß es nicht einmal den Fremden eine Ausnahme davon verstattet. Daher müssen die fremden Gesandten, ehe sie bey Hofe eingeführet werden, das übliche Ceremoniell mit vieler Mühe lernen, wenn sie nicht ein solches öffentliches Zeugniß des Ceremonielltribunals erhalten wollen, als jenem Moscauischen Gesandten gegeben wurde; nämlich daß er sich in vielen Dingen grob und bäurisch aufgeführet habe. Wir wollen hier nur, mit

Uebergehung der andern weniger erheblichen Sachen, von den Ceremonien bey den Gastmälern, Hochzeiten, und Begräbnissen reden.

Die Chineser stellen, wie alle andere Nationen, öfters große Gastgebote an. Dabey ist alles nach einem gewissen Maaßstabe abgemessen, und mit Ceremonien eingeschränket. Sie haben aber zweyerley Arten der Festins; einmal die ordentlichen, dabey mehr nicht als höchstens 16 Schüsseln aufgetragen werden, hernach die ausserordentlichen, dabey man jeden Tisch wenigstens mit 24 Schüsseln besetzet, und das Ceremoniell noch mehr beobachtet. Vor dem Gastgebote gehen drey Einladungen zu verschiedenen Zeiten vermittelst geschriebener Billets vorher. Der Saal, wo gespeiset wird, ist mit Blumentöpfen, Porcellain, und andern Zierrathen reichlich ausgeschmücket. In demselben sind so viele Tische gestellet, als Gäste gebeten worden. Sehr selten geschiehet es, daß die große Menge der Gäste den Wirth nöthiget, zwey bis drey an einem Tische sitzen zu lassen. Diese Tische stehen auf beyden Seiten des Saales gerade gegeneinander über. Die Vorderseite eines jeden Tisches ist mit einem seidenen Tuche behangen. Sie sind zwar nicht, wie unsere Tische, gedeckt, und mit Servietten belegt; aber die daran befindliche unvergleichliche Firnißarbeit macht sie recht nett und schön. Am Rande dieser Tische sind verschiedene Schüsseln mit zerschnittenem Fleische, das pyramidenweise übereinander geleget, und oben mit Blumen und Citronen gezieret ist. Dieses Fleisch wird nicht angerührt, sondern dienet

blos

blos zur Ausschmückung des Tisches. Wenn der Wirth seine Gäste in den Speisesaal eingeführet hat; so nimmt er einen kleinen silbernen oder aus kostbarem Holz verfertigten Becher mit Wein, hält denselben mit beyden Händen, macht ein tiefes Compliment gegen die Eingeladenen, hebet seine Augen und Hände sammt dem Becher gegen den Himmel, und schüttet den Wein auf die Erde aus. Hierauf läßt er Wein in eine silberne oder porcellainene Schale gießen, mit welchem er sich unter tiefer Verbeugung zu dem Vornehmsten aus der Gesellschaft wendet, und ihm die Tafel anweiset, an welcher er sitzen soll. Dieser widersezt sich diesem Vorzug auf eine höfliche Art, läßt sich zugleich eine Schale Wein geben, und geht damit dem Wirth entgegen, der allezeit hinter den Gästen stehet. Darauf bringt der Wirth zween Stäbe von Elfenbein, die mit Gold und Silber ausgelegt sind, und statt der Gabeln dienen. Solche legt er vor dem am Tische stehenden Lehnstuhl parallel nieder. Hernach führt er den vornehmsten Gast zu dem Lehnstuhl, der mit einer reichen und mit schönen Blumen durchwürkten Tapete behangen ist, und nöthigt ihn mit einer tiefen Beugung zum sitzen. Dieser thut es nach vielen Complimenten. Der Wirth schickt sich nun an, einem jeden seiner Gäste gleiche Complimente zu machen. Sie überheben ihn aber dieser Mühe. Den Fremden gebürt nach chinesischem Gebrauch allemal die Ehrenstelle, und unter denselben demjenigen, der am weitesten her oder am ältesten ist.

Wenn nun diese Ceremonien vorbey sind, so sezt man sich zu Tische. Sogleich treten vier bis

fünf Comödianten in kostbarer Kleidung in den Saal, machen große Verbeugungen, und überreichen dem Vornehmsten der Gäste ein Buch, worinn die Namen vieler Comödien geschrieben stehen. Dieser erste Gast entschuldigt sich auf eine höfliche Art, und verweiset ihn auf den nach ihm folgenden; dieser weiset ihn an den dritten, u. s. f. Sie entschuldigen sich alle, und geben ihm sein Buch wieder. Endlich giebt der Vornehmste nach. Er macht das Buch auf, sieht es flüchtig durch, und sucht die Comödie aus, die mit Genehmhaltung der Gesellschaft gespielet werden soll. Ist etwas darinn befindlich, das sich für die Gesellschaft nicht schickt, so muß es der Comödiant sagen, z. E. wenn eine von den Hauptpersonen in der Comödie den Namen eines solchen führte, der in der Gesellschaft gegenwärtig wäre. Die Action fängt mit dem Klange musicalischer Instrumenten an, und die Comödie wird in einem Saale gespielet.

Die Mahlzeit wird allemal mit einen Glaß Wein angefangen. Der Wirth fällt mit einem Knie auf die Erde, und ruft seinen Gästen mit lauter Stimme zu, daß sie herum trinken mögen. Sogleich greift ein jeder mit beyden Händen nach seinem Becher, hebt denselben bis zu seiner Stirn in die Höhe, bückt sich sodann bis auf den Tisch, und führt hernach das Trinkgeschirr zum Munde. Sie trinken drey bis viermal ganz bedachtsam hintereinander, bis sie der Wirth ermahnet, ein ganzes zu trinken. Er thut es auch selbst, und zum Zeichen, daß es geschehen sey, kehrt er seinen Becher um, worinn ihm alle seine Gäste

nach-

nachfolgen. Auf diese Weise läßt man den Wein zwey bis dreymal herumgehen, und indem die Gäste trinken, wird auf jedem Tische eine Porcellainschüssel mit Fleisch gesetzet, welches alles wie ein Ragout in kleine Stücke zerschnitten ist, daher sie keines Messers benöthiget sind. Auch hier läßt es der Wirth nicht an zureden zum Essen ermangeln. Es werden 20 bis 24 Schüsseln unter gewissen Ceremonien nach und nach aufgesetzet, welches die Gäste verbindet, auch eben so viel mal zu trinken. Die Trinkgeschirre sind aber sehr klein. Die Schüsseln werden nicht abgetragen, sondern bleiben alle stehen. Zulezt wird auch Thee getrunken, den die Chineser, so wie den warmen Wein, sehr lieben. Wenn die Tafel aufgehoben ist, complimentirt man den Wirth, der hiernächst seine Gäste entweder in einen Garten führet, oder sich in einem andern Zimmer so lange unterhält, bis die Früchte aufgetragen werden. Unterdessen werden die Tafeln abgedeckt, und aufs neue mit 20 bis 24 Schüsseln besetzet, die mit Zuckerwerk, Gartenfrüchten, eingemachten Sachen, Schinken, gesalzenen und an der Sonne getrockneten Enten, deren Geschmack ausnehmend ist, angefüllet sind. Zwischen diesen sind andere kleine Schalen von allerhand Seltenheiten des Meeres eingerücket. Wenn nun alles in gehöriger Ordnung da stehet, so kommt einer von den Bedienten zu dem Herrn des Haußes, fällt mit einem Knie auf die Erde, und redet ganz leise mit ihm. Der Wirth nöthiget nun seine Gäste aufs neue mit vieler Höflichkeit, in den Speisesaal zu treten. Hier fallen abermals Ceremonien wegen

des

des ersten Platzes vor; endlich aber nimmt jeder seinen vorigen Ort ein. Man isset und trinket, und die Comödianten endigen unterdessen ihre Vorstellungen. Wenn dieser Nachtisch angehet, läßt sich jeder Gast von seinem Bedienten eine Tasche bringen, darinn verschiedene kleine Pakete in rothem Pappier befindlich sind, in welchen Geld für den Wirth, den Koch, die Comödianten und Bedienten eingewickelt ist. Man giebt viel oder wenig, nachdem der Wirth beschaffen ist. Wird aber keine Comödie gehalten, so fällt diese Ausgabe weg. Diese Gastereyen dauern ohngefähr 4 bis 5 Stunden. Sie gehen gemeiniglich erst des Abends an, und haben um Mitternacht ein Ende. Die Gäste gehen mit eben solchen Ceremonien, als sie gekommen sind, auseinander. Des Morgens schickt ein jeder Gast ein Billet an den freygebigen Wirth, und bedankt sich darinne für erwiesene Höflichkeit.

Gelegentlich wird von der Kochart der Chineser gesagt, daß sie sich zu recht schmackhaften Brühen des Schweineschmalzes bedienen, das bey ihnen außerordentlich schön ist. Sie nehmen auch wohl Hüner- Gänße- und Enten-Fett dazu. Damit das zerschnittene Fleisch recht zart und mürbe werde, kochen sie es noch einmal in solcher Brühe. Zu allen Jahrszeiten wachsen Kräuter und Hülsenfrüchte in China, die man in Europa nicht kennet. Aus den Körnern dieser Gewächse bereitet man ein Oel, das zu den Brühen an den Speisen unvergleichlich ist. Die Chineser sind übrigens geschickte Köche. Sie können aus bloßen Bohnen, die entweder in ihrem Lande wach-

wachsen, oder ihnen aus Canton gebracht werden, und aus dem Mehle, das sie aus Reiß und Waitzen malen, eine unendliche Mannichfaltigkeit der Speisen zubereiten, die nach dem Ansehen und Geschmack weit voneinander unterschieden sind. Unter ihre leckerhaften Gerichte gehören insonderheit die getrockneten Hirschnerven und Vogelnester. Von den leztern ist bereits im vorigen Bande dieser Auszüge der Reisen gehandelt worden. Die Hirschnerven trocknen sie im Sommer an der Sonne, und legen zu desto längerer Erhaltung derselben Muscatenblumen und Nüsse hinzu. Wenn sie dieselben auf die Tafel setzen wollen, erweichen sie solche erst im Reißwasser, kochen sie darauf in Brühe von Hirschfleisch ab, und thun verschiedene Specereyen daran.

Der Thee ist der Chineser gewöhnlichstes Getränke. Doch trinken sie auch oft Wein. Sie machen denselben aus einer besondern Gattung von Reiß, die von derjenigen unterschieden ist, deren sie sich zur täglichen Nahrung bedienen. Es sind verschiedene Sorten desselben, und die Art der Zubereitung ist eben so mannichfaltig. Eine Art dieses Weins wird also zubereitet. Sie weichen den Reiß in Wasser ein, und thun einige Zuthat hinzu, welches zusammen 20 bis 30 Tage stehen muß. Darauf kochen sie alles zusammen. Sobald es durchs Feuer aufgelöset worden, fängt es an zu gähren, und wird mit einem ausdünstenden Schaume bedeckt, der beynahe wie der Schaum unsers Mostes ist. Unter diesem Schaume steht ein klarer Wein, der aber

noch

noch mehr abgekläret, und auf irdene, aber stark gefirniste Gefäße gezogen wird. Aus dem Bodensatze macht man einen Brandwein, der so stark, ja noch stärker ist als der Europäische.

Die Policey der Chineser hat bey den Heyrathen verschiedene Grundsätze festgesetzet, nach welchen man sich allgemein richtet. Weil die Eltern von den Kindern sehr geehret und geschätzet werden, so sorgen erstere dafür, diese Ehre durch zahlreichere Familien zu vermehren. Ein Vater sieht daher gern alle seine Kinder verheyrathet. Ein Sohn versäumet das wichtigste Stück einer kindlichen Pflicht, wenn er nicht seine Familie auf die Nachkommenschaft erhält. Der ältere Bruder muß, wenn er auch nichts von seinem Vater geerbet hätte, seine jüngern Brüder ernähren und verheyrathen; weil seine Vorfahren, falls seine Familie durch eigene Schuld erlöschen sollte, der Ehre beraubet seyn würden, welche die Nachkommen ihnen zu erweisen schuldig sind; und weil in Abwesenheit eines Vaters der älteste Bruder bey dem jüngern die Vaterstelle vertreten muß. Man fragt gar nicht nach den Neigungen der Kinder bey den Heyrathen. Die Wahl einer Braut ist dem Vater oder nächsten Anverwandten derjenigen, die man heyrathen will, überlassen. Mit dem Vater oder der Mutter schließt man den Heyrathsvergleich; denn die Töchter in China bekommen nichts zur Ausstattung mit, und es ist die Gewohnheit, daß die Eltern der zukünftigen Braut sich mit den Eltern des Bräutigams über eine gewisse Summe vergleichen, die sie zur Schließung der Heyrath

rath geben, und die zu Anschaffung der Kleider und anderer Kostbarkeiten, so die Braut an ihrem Hochzeittage trägt, angewendet wird.

Aus vorher erwähntem Grundsatze gehet ein Chineser, der wenig zu leben hat, nicht selten in das Hospital der Findlinge, holt sich ein Mägdchen aus demselben, erziehet es, und giebt es hernach seinem Sohn zur Frau. Dabey hat er einen dreyfachen Vortheil. Erstlich spart er das Geld, das er sonst zu Ankaufung eines Weibes geben müßte. Sie wird hiernächst im Hauße als ein Kind auferzogen, und beweiset viele Ehrerbietung gegen ihre Schwiegereltern; und endlich ist es sehr wahrscheinlich, daß solche Frau ihrem Mann gewiß unterthänig seyn werde. Man sagt, daß die Reichen, wenn sie keine Kinder haben, sich zuweilen anstellen, als ob ihre Weiber schwanger wären, und hernach ein Kind aus dem Findlingshospital unterschieben, und es als ihr eigenes erziehen. Diese Kinder werden auch für rechtmäßig erkannt, wenn sie studiren, und Bacalaurei oder Doctores werden. Die Chineser nehmen auch wol, um eine Nachkommenschaft zu haben, den Sohn ihres Bruders oder sonst einen nahen Verwandten an Kindesstatt an. Jedes angenommene Kind tritt in alle Vorrechte eines wahren Kindes. In eben dieser Absicht, und weil die Chineser gern Nachkommen haben wollen, ist ihnen in den Gesetzen die Vielweiberey erlaubt. Nur sind die Kebsweiber der rechtmäßigen Frau unterthänig. Dem gemeinen und armen Mann ist jedoch die Vielweiberey untersaget.

Wie die Personen weiblichen Geschlechts allezeit in ihren Zimmern ohne Umgang mit Mannspersonen leben; so werden auch die Heyrathen ohne der Braut Wissen geschlossen. Der Bräutigam zahlt sein Geld, und macht sich zur Hochzeit fertig. Die Eltern der Verlobten beschenken sich, wenn sie vermögend sind, von beyden Seiten mit seidenen Stoffen, Cattun, Fleisch, Wein, und Früchten. Der Braut schickt man Ringe, Ohrengehänge, und andere Kleinodien zu. Alles dieses geschiehet unter dem gemeinen Volke durch Mittelspersonen oder Briefe. Bey Vornehmen aber gehet es umständlicher und prächtiger her. Am Hochzeittage wird die Braut in einer verschlossenen Sänfte sammt ihrer Ausstattung dem Bräutigam zugeschickt. Eine Anzahl dazu gemietheter Leute begleitet sie am hellen Tage mit Lichtern und brennenden Fackeln. Vor ihrer Sänfte gehen Pfeiffer, Hautboisten, und Paucker her; hinten aber folgen ihre Eltern und nächste Anverwandten. Ein getreuer Bedienter des Haußes hat den Schlüssel zur verschlossenen Sänfte, den er dem Bräutigam in die Hände giebt, welcher prächtig gekleidet ist, und die ihm ausgesuchte Braut an der Pforte seines Haußes erwartet. Er öffnet die Sänfte mit großer Begierde. Hier siehet er seine Braut zum erstenmale, und urtheilet von ihrem guten oder bösen Glücke. Einige, die mit ihrem Schicksal schlecht zufrieden sind, schließen die Sänfte augenblicklich wieder zu, und schicken die Braut zu ihren Eltern zurück. Das einmal gegebene Geld ist alsdann verloren. Ist der Bräutigam mit seiner Braut zufrieden, so steigt sie aus der Sänfte heraus,

und

und er tritt ihr zur Seiten. Sie gehen beyde durch einen langen Saal, und beugen sich daselbst viermal vor dem Tien oder dem Himmel. Wenn hiernächst einige Beugungen gegen beyderseitige Eltern und Freunde geschehen sind; so wird die Braut den Händen dererjenigen Frauenzimmer überliefert, die zur Hochzeit eingeladen worden sind. Sie bringen denselben Tag in lauter Lustbarkeiten zu, da unterdessen der Bräutigam seine Freunde in einem andern Zimmer bewirthet.

Die Ehen der Chineser, die auf solche feyerliche Art geschlossen worden, sind von unauflöslicher Verbindlichkeit. Es ist durch die Gesetze eine harte Strafe für diejenigen bestimmt, welche ihre Weiber andern zur Prostitution überlassen oder heimlich verkaufen würden. Entläuft die Frau einem Mann, so kann er sie verkaufen, wenn sie zuvor die im Gesetz bestimmte Strafe ausgestanden hat. Verläßt aber ein Mann sein Weib und Hauß, so kann sie nach einer dreyjährigen Abwesenheit eine Bittschrift bey den Mandarins übergeben, welche ihr die Erlaubnis ertheilen können, einen andern Mann zu heyrathen. Es giebt aber Fälle, wo die Gesetze eine Ehescheidung erlauben. Diese sind der Ehebruch, die natürliche Widerwärtigkeit, die Ungleichheit der Gemüthsneigungen, die Eyfersucht, die Unbescheidenheit, der Ungehorsam, die Unfruchtbarkeit, und ansteckende Krankheiten. Ungültige Ehen sind die, wenn die Braut schon einem andern Bräutigam versprochen gewesen, und bereits die Geschenke von ihm angenommen hat; wenn der Bräutigam be-

trogen worden, und eine häßliche statt einer versprochenen schönen bekäme, oder wenn die Braut als eine freygeborne Tochter hintergangen, und an einen Sclaven unter dem Vorwande, als wäre er der Sohn oder Verwandte des Hausherrn, verheyrathet wird; wenn ein gelehrter Mandarin sich mit einer Tochter aus der Stadt oder Provinz, wo er Gouverneur ist, sich vermählte; wenn die Kinder noch Trauer über ihre abgestorbene Eltern haben; wenn die Personen zu einer Familie und Verwandschaft gehören, oder auch nur einerley Namen führen.

Die Gesetze bestimmen auch hinlänglich, was bey dem Trauern, den Begräbnissen, und Verehrungen der Eltern nach dem Tode zu beobachten ist. Die Trauer dauert ordentlicher Weise drey Jahre, die man auf 27 Monate zusammenziehet. Binnen dieser Zeit kann man kein öffentliches Amt verwalten; sondern man muß seine Bedienungen niederlegen, sich in die Stille und Einsamkeit begeben, und darinne seinen erlittenen Verlust beweinen. Doch spricht der Kayser zuweilen manchen von diesen Verbindlichkeiten los. Nach gedachten verflossenen drey Jahren fängt man seine Amtsgeschäfte wieder an. Die Chineser haben darum drey Trauerjahre, weil sie sich dabey ihrer drey ersten Lebensjahre erinnern sollen, in welchen sie der Hülfe und des Beystandes der Eltern am meisten benöthiget waren. Die Betraurung anderer Freunde dauert nach dem Grade der Verwandschaft länger oder kürzer. Die weiße Farbe ist die Trauerfarbe, sowol unter den Fürsten als unter den gemeinen Leuten.

Die-

Diejenigen, die in voller Trauer gehen, haben eine weiße Mütze, weiße Weste, ein weißes Oberkleid, das bis auf die Erde herabhängt, und weiße Stiefeln. In den ersten Trauermonaten ist das Kleid nichts anders als ein Sack vom Hanfzeuge, das durchsichtig und unserer groben Leinwand nicht unähnlich ist, darein die Waden eingeschlagen werden. Statt des Gürtels bedienen sie sich eines ungeflochtenen Bandes, und ihre Mütze, die eine sehr seltsame Gestalt hat, ist gleichfalls von gedachtem Hanfzeuge verfertiget.

Der Körper des Verstorbenen wird mit den besten Kleidern und sonst mit andern Merkmalen der im Leben gehabten Würde ausgeschmücket. Man legt denselben in den Sarg, den sich der Verstorbene gemeiniglich schon in seinem Leben angeschaffet hat. Die Särge bemittelter Personen sind von großen Bretern zusammengesezt, und halten sich sehr lange. Inwendig sind sie mit Pech und Harz überzogen, und auswendig dergestalt stark gefirnist, daß man nicht den geringsten üblen Geruch verspüren kann. Einige dieser Särge sind künstlich ausgearbeitet und stark verguldet. Ehe der Sarg auf die Bahre gestellet wird, streuet man unten erstlich Kalk hin, darüber legt man entweder ein Küssen oder eine cattunene Decke. Der Cattun und Kalk ziehen die Feuchtigkeit an sich, die aus dem Körper gehet. Man stopfet auch alle andere leere Plätze des Sarges mit Cattun aus, damit der Leib ganz unbeweglich liege. Nach chinesischer Art zu denken, ist es eine unerhörte Grausamkeit, den Leichnam

zu öffnen, und Herz und Eingeweide herauszunehmen. Den Chinesern ist auch schlechterdings verboten, ihre Toden innerhalb der Städte oder Dörfer zu begraben. In ihren Häußern aber können sie sie in oberwähnten Särgen so lange behalten, als sie wollen. Sie behalten sie daher etliche Monate, ja wol ganze Jahre, als eine Kostbarkeit in ihren Häußern, ohne daß sie von der Obrigkeit zur Beerdigung derselben gezwungen werden könnten. Man kann auch die Toden aus einer Provinz in die andere bringen lassen, welches mit allen denen geschiehet, die auser ihrem Vaterlande sterben. Ein Sohn würde aller seiner Ehre verlustig werden, wenn er nicht den Leichnam seines Vaters in das Grab seiner Vorfahren bringen ließe; man würde seinen Namen nicht in den Ehrensaal der Toden anschreiben. Bringt man nun einen Toden aus einer Provinz in die andere, so darf derselbe ohne ausdrückliche Erlaubnis des Kayfers nicht durch die Städte, sondern muß um die Mauer derselben herumgeführet werden.

Die Gräber sind außer der Stadt, und mehrentheils auf einer Höhe angelegt. Oft sind solche Orte mit Fichten und Cypressen bepflanzet. Ohngefähr eine Meile um eine jede Stadt, wie auch um die Dörfer herum, findet man hie und da zerstreuete einzelne Höfe, Häußer, und Buscaden, auch unzählig kleine mit Bäumen besezte und mit Mauern eingefaßte Hügel. Dieses sind nun lauter Gräber, die äußerlich keinen unangenehmen Anblick geben. Die Gestalt der Gräber ist nach dem Unterscheid der Provinzen verschie-

schiedentlich. Die allermeisten sind abgeweißet, wie ein Hufeisen angelegt, und recht niedlich zubereitet. Den Namen der Familie, welcher das Begräbniß gehöret, schreibt man auf den größten Stein. Die Armen begnügen sich damit, wenn sie ihr Begräbniß mit Stoppeln decken, oder es 5 bis 6 Fuß hoch in Gestalt einer Pyramide über die Erde führen können. Viele setzen auch die Särge in ausgemauerte Gewölbe. Die Gräber der Großen und Mandarins aber sind prächtig angebauet. Sie bauen erstlich ein Gewölbe, darein der Sarg geschoben wird. Ueber dasselbe werfen sie einen Haufen Erde in Gestalt eines Hutes auf. Solche überdecken sie mit Kalk und Sand, welches zusammen eine Art von Kitt macht, dadurch das Regenwasser nicht leicht dringen kann. Rund herum pflanzen sie Bäume von verschiedener Art in gehöriger Symmetrie. Gerade gegen über stehet eine große und lange Tafel von weißem glatten Marmor, und auf demselben ein Räuchergefäß, zwey andere Gefäße, und marmorne Leuchter von sehr feiner Arbeit. Auf beyden Seiten siehet man in verschiedenen Reihen Bilder vornehmer Bedienten am Hofe, Verschnittener, Soldaten, Löwen, gesattelte Pferde, Cameele, Schnecken, und andere Thiere in verschiedener Stellung, die sowol Ehrerbietung als Schmerz und Traurigkeit andeutet.

Solange die Trauerzeit währet, bedienen sich die Chineser des Tages keines andern Stuhls als eines schlechten niedrigen Schemels, der mit einem weißen Tuche behangen ist; und des Nachts schlafen sie bey dem Sarge auf einer bloßen Mat-

te. In dieser Zeit genüßen sie weder Fleisch noch Wein, und wohnen weder einer Gasterey, noch sonst einer öffentlichen Versammlung bey. Sind sie ja genöthiget auszugehen, welches aber erst nach Verlauf einer gewissen Zeit geschehen darf, so ist selbst die Chaise, darinne sie sich tragen lassen, mit einem weisen Tuche überzogen. Die Trauerceremonien gegen den Toden selbst dauern ordentlicher Weise sieben Tage; es sey denn, daß sie eine sehr wichtige Ursache auf drey Tage einschränke. Solange der Tode noch unbedeckt lieget, kommen alle Anverwandten und Freunde, die vorher dazu erbeten worden, zusammen, dem Verstorbenen die lezte Ehre zu erweisen. Der Sarg stehet in dem vornehmsten Saale, und ist mit weißem Stoffe behangen, der zuweilen mit schwarzen und violetseidenem Zeuge vermischt, und mit andern Trauerzierrathen geschmückt ist. Vor dem Sarge wird ein Tisch gesetzt, auf welchem man entweder das Bildniß des Verstorbenen, oder ein mit Schnitz- und Laubwerk eingefaßtes Bret stellet, worauf der Name des Verstorbenen stehet. Auf beyden Seiten sind Blumen, Räucherpfannen, und angezündete Wachskerzen. Diejenigen, die ihr Beyleid bezeugen wollen, grüßen den Toden auf die in ihrem Lande gewöhnliche Art; sie fallen nieder zur Erde, berühren sie etlichemal mit der Stirn an dem Orte, wo gedachter Tisch stehet, auf welchen sie etliche Wachslichter und Räucherwerk legen, das sie nach Gewohnheit mitzubringen pflegen. Die besonders guten Freunde verbinden diese Ceremonie mit Seufzen und Heulen, das man oft sehr weit hören kann. Indem sie diese Pflicht ausüben,

üben, tritt der älteste Sohn mit seinen Brüdern hinter dem Vorhange hervor, der zur Seite des Sarges befindlich ist, wirft sich mit dem Gesichte, worauf lauter Traurigkeit zu lesen ist, auf die Erde, und vergießt unter einem tiefen Stillschweigen häufige Thränen. Hernach beobachten sie eben die Ceremonien, die vorher von den Freunden und Verwandten waren vorgenommen worden. Hinter gedachtem Vorhange stehen auch die Weiber, die wechselsweise ein klägliches Geschrey erheben. Wenn dieß alles vorbey ist, stehet man auf, und ein nicht allzunaher Verwandter oder ein guter Freund des Verstorbenen nimmt die Condolenz an, und bedienet die Freunde. Wie er sie vorher an der Pforte empfangen hat, führt er sie hernach in ein anderes Zimmer, wo sie mit Thee, trockenen Früchten, und andern Erfrischungen erquicket werden.

Wenn der Tag zur Leichenbestattung angesetzet worden, so finden sich die dazu eingeladene Freunde ein. Den Leichenzug eröffnen diejenigen, welche verschiedene Statuen von Pappe oder Chartenblättern tragen. Diese Statuen stellen mehrentheils Sclaven, Löwen, Pferde, Tyger, und dergleichen vor. Hierauf folgt der übrige Haufen paarweise. Einige tragen Standarten, kleine Fahnen, Räuchergefäße, u. s. f.. Andere machen eine ganz klägliche Trauermusik. An gewissen Orten wird das Bild des Verstorbenen vor den übrigen sehr hoch hervorgehalten. Sein Name und seine Würde sind mit großen Buchstaben darauf geschrieben. Nun folget der Sarg, der mit einem violetseidenen Tuche bedecket ist,

und an dessen vier Ecken weiße seidene mit Goldfaden durchwürkte Quasten hangen. Die Bahre, auf welcher der Sarg stehet, und die eine recht große Maschine vorstellet, wird von 64 Männern getragen. Der älteste Sohn, der gleich hinter dem Sarge vor den übrigen Kindern hergehet, hat einen Sack von Hanfzeuge an, und gehet ganz krumm gebückt. Darauf folgen die Anverwandten und Freunde in Trauerkleidung, und eine große Anzahl mit weißen Tüchern behangener Sänften, darinne die Weiber, Töchter, und Sclavinnen des Verstorbenen getragen werden, die insgesammt erbärmlich heulen.

Wenn man an den Begräbnißort gekommen ist, so findet man etliche Schritte vor dem Grabe einige Tische, die in einem zu dem Ende zubereiteten Saale in einer gewissen Ordnung hingestellet worden sind. Indem nun die gewöhnlichen Trauerceremonien vor sich gehen, bereiten die Bedienten des Trauerhaußes den Leidtragenden eine Mahlzeit zu. Nach derselben fallen die Freunde und Anverwandten nochmals bey dem Grabe nieder, und berühren mit der Stirn die Erde. Wird ein vornehmer Herr begraben, so findet man bey seinem Grabe verschiedene Zimmer angelegt, in welchen sich die nächsten Freunde einen oder zwey Monate aufhalten, und nebst den Kindern des Verstorbenen ihren Schmerz täglich erneuern. Es gehet auch bey Beerdigung der Vornehmen weit prächtiger zu, und werden dabey viele Thiere, Waffen, und dergleichen, nachgeführet.

Die Pflichten und Ehrenbezeugungen, die den verstorbenen Vorfahren von ihren Hinterlassenen erwiesen werden, sind nicht in die gewöhnliche Trauerzeit eingeschränket. Außer derselben giebt es noch zwo Arten der Ceremonien, die jährlich zweymal beobachtet werden müssen. Die ersten davon gehen in einem gewissen Monate des Jahres im großen Saale der Vorfahren vor. Denn es ist keine Familie von Ansehen, die nicht einen zu diesem Zweck erbaueten Saal haben sollte. Dahin begeben sich alle zur Familie gehörige Glieder, die manchmal eine Zahl von 6 bis 8000 Personen ausmachen. Und dabey wird kein Unterscheid des Standes beobachtet. Handwerksleute, Bauern, Mandarins, Gelehrte, alles gehet hier durcheinander, und schämen sich ihrer nicht. Das Alter entscheidet hier allen Rangstreit. Wer der älteste ist, hat vor andern den Vortritt, wenn er auch der ärmste wäre. In diesem Saale ist eine lange Tafel längst der Mauer befindlich, wovon einige Stufen befestigt sind. An derselben erblickt man oft das Bild des berühmtesten unter den Vorfahren der Familie, oder doch wenigstens seinen Namen nebst den Namen der Weiber und Kinder der Familie, die auf beyden Seiten an kleinen Täfelchen geschrieben stehen, nebst dem Alter, ihren Eigenschaften, Bedienung, und der Zeit, da sie gestorben sind. Die reichesten von der Familie lassen hier eine Gasterey anstellen; es werden viele Tische mit Fleisch, Reiß, Früchten, Räucherwerk, Wein, Wachslichtern, u. s. f. besezt, und fast eben die Ceremonien beobachtet, als wenn die Verstorbenen noch lebendig wären. Was den Pöbel betrifft,

der nicht das Vermögen hat, einen sogenannten Saal der Vorfahren zu halten, so begnügt sich derselbe damit, daß die Namen ihrer Vorfahren an dem ansehnlichsten Orte ihres Wohnhauses angeschrieben werden.

Die andere Art der Ceremonien fällt wenigstens einmal des Jahres an dem Orte vor, wo die Vorfahren begraben liegen. Wie nun die Gräber außerhalb der Stadt, und zuweilen in den Klüften der Berge angelegt sind; so begeben sich ihre Nachkommen jährlich dahin. Sie rupfen zuförderst das Graß aus, das um das Grab herum gewachsen; darauf legen sie die Merkmale der Ehrerbietung, Dankbarkeit, und Betrübniß mit eben den Ceremonien an den Tag, die bey ihrem Absterben beobachtet worden sind. Sie legen hiernächst Fleisch und Wein auf das Grab, womit sie sich untereinander nach geendigten Ceremonien beschenken.

Siebentes Hauptstück.

Von den Strafen der Missethäter in China. Vom Münzwesen, innländischen und auswärtigen Handel. Vom Chinesischen Firniß und Porcellain. Von der Sprache und dem Styl der Chineser. Von ihrem Pappier, ihrer Dinte, und Buchdruckerey. Von der Religion der Chineser. Von den verschiedenen Secten. Beschreibung der Bonzen und ihrer Götzentempel. Von der Musik der Chineser; von ihrer Rechenkunst, Mathematik, und Astronomie. Ceremonien, die bey Beobachtung einer Sonnenfinsterniß vorfallen.

Die Gerechtigkeit in China kommt uns Europäern zwar etwas langsam vor, weil dabey viele

viele Umstände beobachtet werden, um zu verhüten, daß ein Mensch nicht eines so kostbaren Schatzes beraubet werde, als das Leben und die Ehre ist. Dennoch aber werden die Missethäter hart bestrafet, und es wird ein genaues Verhältniß zwischen der Abscheulichkeit ihrer That und Härte der Strafe beobachtet. Die Criminalsachen müssen oft durch 5 bis 6 Tribunale gehen, ehe ein Urtheilsspruch erfolget. Diese Tribunale sind einander subordiniret, und sind berechtiget, alle Processe anzunehmen. Diese Langsamkeit kommt den Schuldigen sehr zustatten. Die Gefängnisse haben weder das fürchterliche noch das unflätige an sich, das man an den europäischen Gefängnissen oft wahrnimmt. Sie sind vielmehr ganz bequem und räumlich eingerichtet. Ja zu den Gefängnissen des Oberhofgerichts zu Peking werden sogar Kauf- und Handwerks-Leute, zur Bequemlichkeit der Gefangenen zugelassen, und werden Köche gehalten.

Jedes Laster in China hat seine Strafe; alles ist genau bestimmt. Die Stockschläge sind für leichte Verbrechen. Der Kayser läßt sie oft Personen von großer Reputation zutheilen, und gehet mit ihnen nach wie vor wieder um. Die Officiers ertheilen sie den Soldaten. Sie werden auch den Verbrechern sogleich in der Gerichtsstube zugemessen. Eine andere aber weit schimpflichere Strafe sind die Marterhölzer, die fast dem sogenannten spanischen Mantel ähnlich sind, und allemal über anderthalb Pfund wiegen. Dabey ist allemal ein Zettel von der Art ihres Verbrechens angehängt. Andere geringere Strafen

sind

sind das Knien, einen Stein auf dem Kopfe tragen, ein Buch in der Hand halten. Die Brandmarkung und Landesverweisung ist hier auch sehr gewöhnlich. Die gemeinesten Todesstrafen sind das Erdrosseln und Enthaupten. Die Tortur wird hier auch zuweilen gebrauchet.

China hat einen ungemein großen Vorrath von Lebensmitteln an Thieren, Vögeln, Fischen, Kräutern, Wurzeln, und Früchten. Die Berge sind voll von allerhand brauchbaren Mineralien und Metallen. Nichts destoweniger ist dieses Reich bey allem Ueberfluß doch arm. So weitläuftig und fruchtbar das Land auch immer ist, so reichet es doch nicht hin, alle seine Einwohner zu ernähren. Man mögte fast sagen, daß noch zweymal so viel dazu erfordert werde, wenn sie ihre Bequemlichkeit haben wollten. In der einzigen Stadt Canton, wo alle Jahre so viele Europäer ankommen, sind über eine Million Menschen befindlich; und in einem gewissen sehr großen Flecken, 4 oder 5 Meilen davon, sind eben so viel Menschen als in gedachter Stadt. Ein einziges Unglück kann daher die Menschen zu den äußersten Entschlüßungen bringen. Wenn die Lebensmittel in Canton allzudünne werden, so wundert man sich nicht sowol darüber, daß Eltern ihre Kinder fortschaffen, ihre Töchter zu Sclavinnen verkaufen, und der Eigennutz allenthalben herrschet; sondern man muß sich vielmehr wundern, daß nichts betrübters vorgehet, und daß zur Zeit der Hungersnoth eine solche große Menge von Menschen nicht zu stärkern Gewaltthätigkeiten schreitet, wovon wir in den europäischen Geschichten so viele Exempel haben.

In

In China sind nur zweyerley Metalle, nämlich Silber und Kupfer, gangbar, den Werth eines Dinges zu bezahlen, und die Handelschaft dadurch zu erleichtern. Das Geld wird daselbst nicht anders gebrauchet, als die Edelgesteine in Europa. Man kaufet es wie andere Waaren, und die Europäer, die diesen Handel treiben, ziehen große Vortheile davon. Das Silber ist nicht gemünzet; sondern man schneidet es bald in große, bald in kleine Stücke, nachdem man es benöthiget ist, und der Werth desselben wird blos nach dem Gewichte erkannt, weil es kein Zeichen oder Gepräge hat. Zu dem Ende führen die Chineser allemal kleine Waageschaalen und Gewichte bey sich. Das Silber ist aber auch nicht von einerley Güte. Sie theilen es nach hundert Theilen ab, so wie wir etwa die Güte des Goldes nach 24 Karat zu schätzen pflegen. Das von 90 bis 100 ist das feinste. Das andere von 80 und darunter ist von schlechterm Gehalt. Es hält schwer, sich dieses Silbers im kleinen zu bedienen. Sie müssen es oft zerschmelzen, zerschlagen, oder mit großen Hämmern breit machen, um solches hernach desto leichter in kleinere Theile zu zertheilen, und sich im Gewichte auseinander zu setzen. Daher geschiehet es, daß das Bezahlen mehr Zeit wegnimmt als das Kaufen. Sie gestehen selbst, daß es weit bequemer seyn würde, wenn sie, wie die Europäer, geprägtes Geld von bestimmten Werthe hätten; aber sie setzen auch hinzu, daß die Provinzen alsdann von falschen Geldmünzern wimmeln würden. Es ist schwer, bey öfterer Zerschneidung des Silbers nichts zu verlieren. Daher siehet man, daß

der gemeine Mann immer auf der Erde liegt, Silber sucht, und es von den Unreinigkeiten abwäscht. Damit ernähren sich viele.

Die kupferne Münze ist die einzige, die ein Gepräge hat. Sie wird sonderlich im kleinen Handel gebrauchet. Sie sind durchlöcherte Pfennige, derer man 100, 200 bis 1000 an ein Band anschnüret. Das Metall ist weder gereiniget noch geschlagen. Zehen solcher Kupfermünzen gelten einen halben Kayfergroschen, und zehen solche halbe Kayfergroschen machen den zehnten Theil eines chinesischen Thalers, den sie Leang, die Portugiesen aber Taels nennen. Nach chinesischem Geschmack würde es etwas sehr unanständiges und verkleinerliches seyn, wenn das Bildniß des Kayfers auf der Münze gepräget wäre, und solches unter den Händen des Pöbels herumgehen sollte. Diese Münzen sind blos mit Aufschriften versehen, welche gemeiniglich allerhand prächtige Titel in sich fassen, die die Kayser verschiedenen ihrer Regierungsjahre beygelegt haben, z. E. das ewig berühmte, das höchstfriedfertige, das großmüthige Jahr. Die Gelehrten lassen sich aber durch diese prächtigen Titel nicht verführen, und machen nicht den Schluß daraus, daß jede neue Aufschrift ein Gepräge eines neuen Kayfers sey. Auf andern Münzen findet man die Namen der regierenden Familie, oder des Tribunals, unter welchem das Münzwesen stehet, oder auch der Stadt, in welcher die Münze geschlagen worden. Einige Aufschriften zeigen den Werth an, wie hoch die Münze vom Kayser geschätzet worden. Diejenigen Münzen,

die

die sich aus den allerältesten Zeiten herschreiben, sind voller Figuren oder auch voll von unbekannten Characteren. Die Kupfermünzen werden nicht geschlagen, sondern gegossen, und solches geschichet jezt allein am Hofe.

Die Handlung und das Commercium im chinesischen Reiche ist dreyfach, und begreift den Handel innerhalb des Reichs, den, der auswärts getrieben wird, und den, welchen die Europäer bey ihnen treiben. Ihre Handlung innerhalb des Reiches ist so groß, daß der Handel von ganz Europa nicht damit verglichen werden kann. Denn die Provinzen dieses Reichs stellen lauter Königreiche vor, die sich selbst unter einander dasjenige mittheilen, was sie besonders eigen haben; dadurch werden die Völker fester verbunden, und der Ueberfluß vertheilet sich in alle Städte. Die volkreichsten Messen in Europa sind nur ein schwaches Bild von der unglaublichen Menge Menschen, die man in den meisten Städten von China beschäftiget siehet, Waaren zu kaufen oder zu verkaufen. Das einzige, was man den chinesischen Kaufleuten wünschen mögte, wäre wol etwas mehr Ehrlichkeit, zumal wenn sie es mit Auswärtigen zu thun haben. Sie suchen das Ihrige allemal so theuer zu verkaufen, als sie können, und tragen oft kein Bedenken, die Waaren zu verfälschen. Dennoch loben diese betrügerische Leute die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit bey andern; wodurch sie sich also selbst ein Urtheil fällen. Der innländische Handel geschiehet mit Reiß, Seide, Firniß, Tinte, allerhand künstlicher Arbeit, Eisen,

sen, Kupfer, Pferden, Maulthieren, Cameelen, Pelzwerk, Zucker, Thee, u. d. gl.

Da der Handel der Chineser innerhalb ihres Reichs so groß ist, so ist nicht zu verwundern, daß sie sich wegen des auswärtigen Handels keine besondere Mühe geben, zumal wenn man erwäget, welche Verachtung sie von Natur gegen alle andere Nationen haben. Daher handeln sie mehrentheils nur nach Japan, Batavia, und Siam. Nach erstern Ort bringen sie allerhand Specereyen, weißen Zucker, die Rinde Arec, Ochsen- und Püffelhäute, seidene Zeuge, Adler- und Sandalien-Holz. Von daher nehmen sie wieder mit feine Perlen, rothes Kupfer, bemaltes und unbemaltes Pappier, dessen sie sich zu den Sonnenschirmen bedienen, sehr feines japanisches Porcellain, allerhand gefirnisste Arbeit, Gold, und Tombac. Nach Batavia bringen sie Thee, Porcellain, Goldblätter und Goldfaden, Toutenac, (welches ein Metall ist, das theils die Natur des Eisens, und theils des Zinns an sich hat,) allerhand Specereyen, und vielerley Geräthe von gelben Kupfer. Von Batavia nehmen sie vornämlich Pfeffer, Muscatennüsse und Gewürznägelein zurück, allerley aus Muscheln verfertigte Arbeiten, Sandalienholz, Brasilienholz, bearbeitete Agatsteine, Ambra und Bernstein, wie auch europäische Tücher.

Den Europäern ist der Hafen von Canton nur zu gewissen Jahreszeiten offen. Die europäischen Schiffe dürfen aber nicht selbst in den

Hafen

Hafen einlaufen, sondern müssen wol 4 Meilen davon bey einem Orte, den man Hoang pou nennet, Anker werfen. Der Strom bis dahin siehet wegen der unglaublichen Menge von Schiffen einem Walde gleich. Ehemals brachte man Tücher, Crystallen, Säbel, Taschenuhren, Schlaguhren, Repetiruhren, Brillen, Spiegel, und dergleichen, dahin; seitdem aber die Engelländer alle Jahre dahin reisen, so sind dergleichen Waaren dort so wohlfeil geworden als in Europa. Also ist, überhaupt zu reden, den Europäern kein anderer vortheilhafter Handel übrig, als der mit dem Gelde. Man kann durch Erkaufung des Goldes, das mit unter die Waaren gehöret, einen ansehnlichen Gewinnst erlangen. Das Gold, womit man zu Canton einen Handel treibt, kommt theils aus den chinesischen Provinzen, theils aus fremden Gegenden. Die chinesischen Kaufleute in Canton schmelzen das auswärtige Gold um; nur nicht das aus Cochinchina, welches das feineste und lauterste ist, zumal wenn man es selbst von dem Könige des Landes erhalten hat. Denn was die Unterthanen daselbst unter der Hand verkaufen, das ist nicht so rein, und muß daher von den Chinesern geläutert werden. Die Chineser unterscheiden den Werth ihres Goldes nach gewissen Graden, wie man auch in Europa thut. Das gewöhnliche hält 90 bis 100 Grad. Was die Europäer in China erhandeln, besteht vornämlich in Porcellain, seidenen Stoffen, und gefirnister Arbeit.

Die gefirnisse Arbeit, die zu Canton verfertiget wird, ist lange nicht so gut, brauchbar,

und dauerhaft, als diejenige, die theils aus Japan kommt, theils zu Nanking und Tonking verfertiget wird. Derjenige Firniß, der dieser Arbeit das meiste Ansehen giebt, ist weder ein zusammengesetztes Wesen, noch ein besonderes Geheimniß, wie sich einige vorgestellet haben. Er ist nichts anders als ein röthlichtes Gummi, das im Sommer aus gewissen Bäumen hervordringet, wenn man in die Rinde derselben einen Einschnitt bis auf das Holz gemacht hat. Wenn dieser Firniß eingesammlet worden, wird er geläutert, so daß das flüßige zum Gebrauch aufgehoben, und das dicke den Materialisten verkauft wird. Dieser Firniß hat außer dem vortrefflichen Glanze, den er allen Gefäßen mittheilet, darauf er getragen wird, auch die Eigenschaften an sich, daß er das Holz erhält, und keine Feuchtigkeit in dasselbe eindringen lässet. Man kann allerley nasses darauf gießen, und wenn man mit einem feuchten Lappen wieder darüber fähret, so bleibt keine Spur, auch nicht einmal der Geruch, davon übrig. Aber es sezt Kunst, denselben aufzutragen, und es gehöret Geduld, Erfahrung, und eine geschickte Hand dazu. Wenn die Arbeit abgetrocknet ist, so malet man die Figuren darauf, und überzieht sie nochmals mit Firniß.

Das so berühmte und von den Europäern so sehr gesuchte chinesische Porcellain, welches eines der gewöhnlichsten Geräthe der Chineser ist, womit sie ihre Häuser am meisten ausschmücken, wird nur allein in dem Flecken King te tching in der Provinz Kiang si gemacht, welcher von

mehr

mehr als einer Million Menschen bewohnet wird. Die Materie, woraus das Porcellain gemacht wird, holen sie von Jao tcheou, und bestehet aus einer doppelten Erde, wovon die eine sehr mühsam, die andere aber mit wenigern Umständen zubereitet wird. Vor kurzem hat man noch eine neue Porcellainmaterie entdecket, die eine Art von zäher Kreide ist. Die Figuren malet man auf dem Porcellain mit einem gewissen Mineral, das mit dem Alaun einige Aehnlichkeit hat, und welches vorher, ehe man es mit Wasser vermischet, in Feuer geröstet wird. Die Weiße und den Glanz geben sie dem Porcellain mit einem gewissen Oel, das sie mit besonderer Kunst aus demjenigen harten Stein herausbringen, der die Porcellainerde giebt. Dieses Oel vermischt man nachher noch mit Kalk und Pflanzenasche. Man hat noch eine andere Gattung von Firniß, den man aus einer gemeinen gelben Erde macht, und welcher messingfarbig oder caffeebraun ist. Man hat nun auch das Geheimniß erfunden, das Porcellain auf violet zu malen und zu vergulden.

Die Farben, die auf das Porcellain getragen werden, sind sehr verschieden. Einiges ist hochblau, und hat einen weißen Grund. Man findet welches darunter, dessen Boden unsern Brennspiegeln nicht unähnlich ist. Anderes ist ganz und gar roth, und davon siehet man bald Porcellain mit einem öligten Roth, bald solches, das mit Pünktgen, wie unsere Miniaturarbeit, besäet ist. Diese beyde Farben gelingen selten. Die Arbeit wird daher sehr hoch geschätzet, und ist ungemein theuer. Es giebt auch solches Por-

cellain, da die darauf gemalten Landschaften mit allerhand Farben gezeichnet, und durch Goldstriche unterschieden werden. Sie lassen sehr schön. Dasjenige ist noch schöner, das mit dem Lasurstein bemalet ist. Das schwarze Porcellain hat auch seinen Werth und seine Schönheit. Es ist aber mehr bleyfarbig als schwarz. Das Gold, das darauf getragen wird, giebt ihm eine neue Zierde. Noch eine andere Art von Porcellain macht man in China, das man sonst nirgends siehet. Es ist allenthalben durchlöchert, in der Mitte aber steht ein Becher, der die hereingegossenen Feuchtigkeiten hält. Es giebt auch welches, darauf chinesische und tatarische Damen recht nach dem Leben abgebildet sind. Man hat auch olivenfarbigtes Porcellain.

Die Seide empfieng Italien ehemals aus Griechenland. Die Griechen hatten den Persern die Zubereitung derselben zu danken; und die Perser hatten es von den Chinesern gelernet, wie sie Seidenwürmer auferziehen, und die Seide davon zubereiten sollten. Es ist auch ohne Zweifel etwas schweres, unter andern Völkern so alte Urkunden von Erfindung des Seidenbaues aufzuweisen, als man in China hat. Die ältesten Geschichtschreiber legen diese Erfindung einer von den Gemalinnen des Kayſers Hoang ti zu, welche Si ling geheißen hat. China ist auch das rechte eigene Seidenland, ja an Seide recht unerschöpflich. Alle Einwohner in China, die nur etwas vorstellen wollen, tragen Kleider von Seide, oder Atlas und Damast. Fast niemand, als die gemeinen Leute und Bauern, gehet in

Klei-

Kleidern von blaugefärbten baumwollenen Zeugen. Man kann also auch leicht denken, daß der Seidenbau eine der vornehmsten Beschäftigungen der Chineser seyn müsse; und daß sie eine große Menge von Manufacturen haben, worinnen allerley Stoffe, Mohre, Atlas, und Damast gemacht wird.

Die chinesische Sprache hat gar nichts mit andern sowol todenen als uns bekannten gangbaren Sprachen gemein. Sie hat weder dieselben Figuren, noch dergleichen Verbindungen. Alle andere Sprachen haben ein Alphabet, das aus einer gewissen Anzahl von Buchstaben bestehet, die durch eine mannichfaltige Zusammensetzung Sylben und Worte machen. Diese aber ist ohne Alphabet; sie hat so viel Charactere und Bilder, als Worte. Die Chineser haben eine zwiefache Sprache. Die eine ist die Sprache des Pöbels, und in den Provinzen sehr verschieden. Die andere ist die Sprache der Madarins und Gelehrten. Leztere scheinet sehr arm zu seyn; denn sie hat nicht mehr als 330 Worte, die noch dazu nur einsylbig und unbeugsam sind. Inzwischen reicht diese kleine Anzahl von Worten zu, sich über allerhand Materien wohl zu erklären, weil ohne Häufung der Worte der Verstand derselben durch die Verschiedenheit der Accente, der Beugungen, der Tone, der Aspirationen, und anderer Veränderungen der Stimme fast ins unendliche vermehret wird. Diese Abwechselungen in der Aussprache verursachen denen eine große Zweydeutigkeit, die darinn nicht geübt sind. Ueberdem erhält noch ein und eben dasselbe Wort, durch

Bayerische Staatsbibliothek München

Beyfügung eines andern, unzählige neue Bedeutungen. Die Kunst, die einsylbigen Worte, sonderlich im Schreiben, miteinander zu verbinden, ist schwer, und erfordert vielen Fleiß. Da die Chineser sich nur der Figuren zur Abbildung ihrer Gedanken bedienen, und es ihnen an Accenten fehlet, die Mannichfaltigkeit derselben auf dem Pappier abzubilden; so denken sie auf so viele Bilder, als verschiedene Töne sie haben, die eben demselben Worte mancherley Bedeutungen beylegen. Ueberdieß giebt es gewisse Characteere, die zwey bis drey Worte, ja ganze Perioden, auf einmal bedeuten. Wenn man z. E. die Worte schreiben will: Guten Morgen, mein Herr! so braucht man nicht erst die Zeichen, welche gut, Morgen, und Herr bedeuten, sondern einen einzigen Character, der alles dreyes zugleich anzeiget. Und eben dadurch werden die chinesischen Charactere so sehr vermehret.

Der Stil der chinesischen Sprache ist in ihren Schriften geheimnißreich, allegorisch, und zuweilen in den Augen derer nicht wenig dunkel, die keinen rechten Unterricht von ihren Characteren haben. Man muß sehr geübet seyn, wenn man sich bey Lesung ihrer Schriften nicht versehen will. Sie sagen mit wenigen Worten sehr vieles. Ihre Ausdrücke sind sehr belebt, geistreich, mit dreusten Gleichnissen und erhabenen Metaphern angefüllet. Insonderheit ist das ihre Art, daß sie ihre Schriften mit vielen Sprüchen und Zeugnissen aus den fünf canonischen Büchern anfüllen. Darinn bestehet ihre Beredtsamkeit. Sonst geben sie sich alle Mühe, ihre Characteere

ractere nett und sauber abzumalen. Ja sie ziehen eine nette Bildung ihrer Characteren der schönsten Malerey vor. Auch in ihren gewöhnlichen und alltäglichen Schriften sehen sie gar sehr auf eine saubere Zeichnung, und halten alles geschriebene in Ehren, so daß sie ein jedes Blatt, welches auf die Erde fällt, recht ehrerbietig aufheben; und es würde, nach ihrer Art zu denken, eine Unhöflichkeit und Grobheit seyn, wenn man einen unanständigen Gebrauch davon machen, oder es mit Füßen treten oder wegwerfen wollte.

In den ältesten Zeiten haben die Chineser nichts vom Pappier gewußt; sondern sie schrieben auf hölzerne Täfelchen und auf Bambusrinde. Statt der Feder oder des Pinsels bedienten sie sich eines Griffels, der vorn mit Eisen zugespizt war. Sie schrieben auch auf Metall, und die, welche auf Alterthümer und Seltenheiten etwas halten, heben noch jezt solche Platten auf, darauf man allerhand Bilder gezeichnet siehet. Nun aber ist das Pappier schon eine lange Zeit bey ihnen im Gebrauch gewesen, und dasselbe ist so fein und zart, daß man es für ein seidenes Gewebe ansehen könnte. Sie machen das Pappier aus der Rinde des Bambusbaumes und verschiedener anderer Bäume. Jeden Bogen Pappier legen sie in Alaunwasser, das demselben statt des Leimes dienet, und das man Fanirtpappier nennet, weil der Alaun in chinesischer Sprache Fan heißet. Dieser Alaun macht, daß das Pappier nicht durchschlägt, und giebt ihm einen solchen Glanz, daß man es überfirnist zu seyn glaubte. Es ist so gerade und glatt, daß der

Pinsel nicht den geringsten Anstoß findet. Da es aber von Baumrinde verfertiget ist, so bricht und reißt es leichter als das europäische Pappier; es ziehet eher Feuchtigkeiten an sich; der Staub sezt sich auch leichter an, und mithin kommen auch die Würmer und Motten eher darein. Man macht auch Pappier von Baumwolle, und dieses ist das weißeste, schönste, und gebräuchlichste. Es ist den vorgedachten Zufällen nicht unterworfen; es hält sich, und ist so dauerhaft als das Europäische. Das gewöhnlichste Pappier, dessen man sich am meisten bedienet, ist dasjenige, das aus der Rinde des Baumes Tchu kou oder Kou tchu gemacht wird. Am äußersten Ende einer Vorstadt in Peking ist eine gar seltene Manufactur, wo das Pappier aufs neue umgearbeitet, und ein großer Verkehr damit getrieben wird. Die Leute, die in dieser Officin arbeiten, suchen alle alte und abgenuzte Pappiere zusammen, machen neues daraus, und verstehen auch würklich die Kunst, es auf eine recht merkliche Art zu verneuen.

Die chinesische Dinte wird aus Kienruß gemachet. Sie mischen etwas wohlrüchendes darunter, damit jenem der unangenehme Geruch benommen werde. Diese Dinte hat eine trockene Form, und die Gestalt dünner Stäbe oder kleiner Tafeln. Man hat es in Europa versuchet, sie nachzumachen, aber es hat nicht gelingen wollen. Man hat auch rothe Dinte in China, die man aber nur zu Aufschriften und Titeln der Bücher braucht. Die Chineser bedienen sich nicht der Federn zum schreiben, sondern eines

Pin-

Pinsels von Caninichenhaaren. Wenn sie nun schreiben wollen, so haben sie einen glattpolirten Marmor auf dem Tische, der auf beyden Seiten eine Hölung hat, darinne Wasser befindlich ist. Hier tunken sie ihre Dintenstange ein, und reiben sie auf dem glatten Marmor. Nachdem sie nun bey dem Reiben mehr oder weniger aufdrücken, nachdem wird die Dinte mehr oder weniger schwarz. Wenn sie schreiben, so halten sie den Pinsel nicht schief, wie die Maler, sondern senkrecht, als ob sie das Pappier durchstechen wollten. Sie schreiben von oben an nach unterwärts, und machen, wie die Hebräer, den Anhang von der rechten zur linken Seite. Desgleichen fangen sie die Bücher auf der Seite an, wo die unserigen aufhören, und unsere lezte Seite ist bey ihnen die erste.

Man findet in China eine unbeschreibliche Menge von Büchern, weil man die Kunst der Buchdruckerey, die in Europa nicht allzu alt ist, seit undenklichen Zeiten in China im Gebrauch gehabt hat. Nichts destoweniger ist sie von der Europäischen Druckerey weit unterschieden. Gleichwie unser Alphabet in einer kleinen Anzahl von Buchstaben bestehet, die vermöge ihrer unzählbaren Zusammensetzung große Bücher ausmachen können; so hat man auch nicht Ursache, sich mit einer großen Menge von Buchstaben zu überhäufen. Da aber hingegen die Anzahl der Characteren in China fast unendlich ist, so ist es auch unmöglich, so viele zu gießen; und wenn solches auch geschähe, so würde man doch nichts vollkommenes liefern, weil die wenigsten zu gebrauchen

brauchen seyn würden. Es geht aber mit der Druckerey in China folgendergestalt her: Sie lassen ihre Schriften von einem geschickten Schreibmeister auf ein zartes und durchsichtiges Pappier abschreiben. Der Drucker oder Kupferstecher leimet jedes Blatt auf eine Tafel, die entweder aus Apfel- oder Birn- oder sonst einem festen und glatten Holze verfertiget worden ist. Mit einem Griffel zeichnet er die Charactere auf dieses Holz, und vertiefet diejenigen Orte, wo keine Schrift stehen soll. Auf diese Weise gräbt er so viele Tafeln, als Blätter gedruckt werden sollen. Davon druckt er so viele ab, als ihm vorgeschrieben worden sind, und man ist im Stande, allemal neue Exemplarien abdrucken zu lassen, ohne neue Formen zu graben. Man verliert auch nicht viel Zeit mit dem corrigiren; denn weil er alle Züge und Striche nach dem Original des Verfassers selbst eingräbt, so ist es nicht möglich, einen Fehler zu begehen, es sey denn, daß der Autor selbst dergleichen im Schreiben begangen habe. Diese Art zu drucken ist darum bequem, weil man nur so viel Bogen abdrucket, als man abzusetzen vermögend ist; und man stehet nicht, wie in Europa, in Gefahr, die Hälfte der Exemplarien zu verlieren, und die Unkosten nur halb wieder heraus zu bekommen. Auf diese Weise können sowol die chinesische, als andere Bücher in fremden Sprachen abgedrucket werden. Die Schönheit des Drucks dependirt von der saubern Hand des Abschreibers. Man braucht in China nicht, wie in Europa, die Pressen. Die hölzernen Formen und das Pappier, das nicht durch Alaun gezogen worden,

würden solche nicht aushalten können. Wenn aber die Formen einmal geschnitten sind, und die Dinte zubereitet ist, so kann doch ein einziger Mann täglich eine große Menge von Bogen abziehen. Sie drucken nur auf eine Seite, weil ihr Pappier sehr zart und durchsichtig ist, und einen doppelten Druck nicht ertragen kann, ohne die Charactere miteinander zu vermischen. Daher haben ihre Bücher doppelte Blätter. Der Einschlag ist auf der auswendigen Seite, und die Oeffnung ist auf der Rückseite, wo die Bogen geheftet sind. Sie beschneiden ihre Bücher auf dem Rücken, anstatt daß unsere auf den Vorderseiten beschnitten werden. Jeder Bogen hat ein gewisses schwarzes Zeichen, wie er mit den andern verbunden werden muß. Sie binden ihre Bücher theils in Pergament, theils in feinen Atlas, und theils in geblümtem Taffet ein. Einige werden in Brocat eingeschlagen, der mit Gold- und Silber-Blumen gestickt ist.

Was die Religion der Chineser betrifft, so findet man drey Hauptsecten in ihrem Reiche. Erstlich die Secte der Gelehrten, die sich an die in den alten Schriften, die den Confucius zum Verfasser gehabt haben, enthaltene Lehre hält, und auch den Confucius als ihren Großmeister betrachtet. Seine Lehrbücher heißen vornämlich die canonische Bücher. Zweytens die Secte der Schüler des Lao kiun, die aber nichts anders als ein verwirrtes Gewebe von allerhand Ausschweifungen und Gottlosigkeiten ist. Drittens die Secte der Götzendiener, die einen gewissen Götzen, Namens Fo oder Foâ, anbeten, dessen

Ver-

Verehrung ohngefähr 32 Jahre nach Christi Tode aus Indien in das chinesische Reich eingeführet worden. Die erste unter diesen Secten ist die einzige, deren Bemühungen etwas ordentliches an sich haben, und die darauf bedacht sind, wie sie durch Verstand, Tugend, und Verdienste zu den höchsten Ehrenstufen des Reichs gelangen, und an der Regierung des Staats Antheil nehmen mögen. Die zweyte hat sich auf allerhand Gaukeleyen und Zauberkünste geleget, und die Schüler dieser Secte versprechen ihren Anhängern das Geheimniß Gold zu machen, und die Unsterblichkeit zu erlangen. Die dritte bestehet aus einem Mischmasche der ungereimtesten Fabeln und abergläubigen Alfanzereyen, die aus Indien nach China gekommen, und die von den Bonzen unterhalten werden, welche das arme Volk unter dem Schein der Gottseligkeit betrügen.

Es ist eine ganz bekannte, und von allen denen, die den Ursprung des chinesischen Reichs untersucht haben, überall als bekannt angenommene Meynung, daß sich die Söhne Noä in dem morgenländischen Asien ausgebreitet, und einige von den Nachkommen dieses Patriarchen, ohngefähr 200 Jahr nach der Sündflut, bis in dieses Reich eingedrungen, und den Grund zu dieser Monarchie geleget haben; ferner daß sie, weil sie bey so geringer Entfernung der Zeit eine Ueberzeugung von der Macht und Majestät des höchsten Wesens gehabt, ihre Kinder, und durch diese ihre Nachkommen, gelehret, diesen höchsten Beherrscher der Welt zu ehren und zu fürchten, und nach der Vorschrift des natürlichen Gesetzes

zu leben, das durch ihn in aller Menschen Herzen eingeschrieben worden ist. Davon findet man auch Spuren in den alten Schriften der Chineser, welche sie auf eine vorzügliche Art die canonischen Bücher vom ersten Range zu nennen pflegen, und die sie als die Quelle aller ihrer Wissenschaft und Sittenlehre ansehen. Diese Schriften sind aber keine eigentliche Religionsschriften; sondern der Zweck der darinnen enthaltenen Lehre scheinet dieser zu seyn, daß durch eine gute Einrichtung der Sitten und genaue Beobachtung der Gesetze die Ruhe und der Friede im ganzen Staat befördert werden sollen; und daß die alten Chineser zu Erreichung dieses Zwecks zweyerley für nöthig gehalten haben, nämlich die Pflichten der Religion und die Regeln einer vernünftigen Regierung.

Aus gedachten canonischen Büchern erhellet, daß die chinesische Nation viele Jahrhunderte nacheinander beynahe eine Zeit von 2000 Jahren ein allerhöchstes Wesen, einen Beherrscher Himmels und der Erde, unter dem Namen Chang ti oder Tien erkannt, gefürchtet, und durch Opfer geehret habe. Dieser Gottesdienst der ersten Zeiten hat sich in China erhalten. Unter den vielen hohen Gerichten ist auch gleich vom ersten Anfang her insonderheit eines eingeführet worden, das eine unumschränkte Macht hat, den Aberglauben zu vertilgen und auszurotten. Man nennet es das Tribunal der Gebräuche, welches jedoch nicht hat hindern können, daß zwo abergläubische Secten, jedoch erst nach Confucius Tode, in China eingeschlichen sind.

Die

Die Secte der Tao Ssee oder der Gesetzlehrer hat den Weltweisen Lao kiun zum Erfinder und Stifter. Seine Bücher sollen aber von seinen Schülern gar sehr verstellt worden seyn. Seine Sittenlehre ist der Moral der Epicuräer nicht ungleich. Sie bestehet darinn, daß man sich vor heftigen Begierden hüten, und diejenigen Leidenschaften unterdrücken soll, die vermögend sind, die Ruhe und den Frieden der Seele zu stören. Daher affectiren nun diejenigen, die dieser Secte zugethan sind, eine solche Ruhe, dadurch alle Geschäfte der Seele aufgehoben werden. Wie aber diese Ruhe durch die Vorstellung des Todes nothwendig gestöret werden muß; so haben sie sich bemühet, einen Trank der Unsterblichkeit zu erfinden. Sie legen sich auf die Chymie, und schmeicheln sich, den Stein der Weisen zu besitzen. Sie nehmen auch wol ihre Zuflucht zu der Zauberkunst. Die Hoffnung der Unsterblichkeit bewegte viele Mandarins, dieser Secte beyzutreten, und selbst der Kayser Tsin chi hoang ti, dieser geschworne Feind der Gelehrten, und der Kayser Vou ti, fielen dieser Secte zu. Ueberhaupt hat sie an den Kaysern der Dynastie Han und Song ihre Beschützer gefunden. Ihre falsche Lehre breitete sich auf allen Seiten aus. Die Anhänger verkauften allerhand kleine Bildergen sehr theuer, auf welchen eine Menge Geister und Menschen gebildet waren, die durch sie unter die Zahl der Götter versetzet worden sind. Unter der Dynastie Tang legte man denenjenigen Ministern, die sich zu dieser Secte bekannten, den Ehrennamen Tien ssee, d. i. himmlischer Lehrer, bey. Der Stifter

die-

dieses Haußes bauete dem Lao kiun einen prächtigen Tempel auf, und der Kayser Houen tsong ließ seine Bildsäulen mit großem Gepränge in diesem Tempel aufstellen. Die Anhänger des Oberhaupts dieser Secte sind jederzeit mit dem Character der Groß-Mandarinen beehret worden, und sie haben ihren besondern Sitz in einem Flecken der Provinz Kiang si, wo ihnen ein prächtiger Pallast aufgebauet worden. Daselbst ist ein großer Zusammenlauf von allerley Volk, das sich aus den benachbarten Provinzen dahin begiebt, um entweder gegen Krankheiten Hülfe zu suchen, oder sein Schicksal zu erforschen. Daselbst empfangen die Leute vom Tien ßee einen Zettel, der mit allerhand Zauberzeichen beschrieben ist, und sie kommen von dannen sehr vergnügt wieder zurück, ohne sich über die Unkosten zu beschweren, die sie an eine solche sonderbare Gewogenheit wenden müssen.

Im 65ten Jahre nach der Geburt Christi führte der Kayser Ming ti von der Dynastie Han eine neue Secte ins Reich ein, die noch gefährlicher war als die erste, und sich auch weit schneller ausbreitete. Dieser Herr erinnerte sich bey Gelegenheit eines sonderbaren Traumes, daß Confucius ehedem oft gesagt habe, daß man den wahren Heiligen in einer abendländischen Gegend finden werde. Er schickte also Gesandten nach Indien, die sich erkundigen sollten, wer dieser Heilige sey, mit dem Befehl, daß sie das wahre Gesetz, welches er lehrete, mit sich bringen sollten. Diese Gesandten glaubten, daß sie

das-

dasselbe unter den Verehrern eines Götzen, Namens Fo oder Foe, gefunden hätten. Sie brachten also diesen Götzen nach China, und mit demselben alle Fabeln, damit die Schriften der Indianer angefüllet sind; ihren Aberglauben, ihre Lehre von der Seelenwanderung, und ihre Atheisterey. Diese Seuche, die den kayserlichen Hof zuerst ansteckte, breitete sich gar bald in den Provinzen aus, so daß die Zauberey und die damit verbundene Ruchlosigkeit im Reiche bald allgemein ward.

Von der Geburt und dem Wandel des Götzen, der diese Lehre errichtet hat, erzählt man allerley erdichtete Dinge. Er hat anfänglich Chekia oder Cha ka geheißen; als er aber im 30ten Jahre von der Gottheit erfüllet ward, nennete man ihn Fo. Er betrog das tumme Volk, und sezte sich bey demselben in großes Ansehen. Die Chineser haben große Bücher, darinnen seine Thaten beschrieben, und viele Zeichnungen und Kupferstiche, darauf sie abgebildet worden sind. Dieser chimärische Gott bekam auch bald einen sehr großen Anhang. Man zählet derer mehr als 80000, die sich eine recht unsinnige Mühe gegeben haben, den ganzen Orient mit seinen abscheulichen Lehrsätzen zu vergiften. Die Chineser nennen sie Hochang, die Tatarn Lamas, die Siamer Talapoins, die Japoneser und Europäer Bonzen. Unter dieser großen Menge Schüler waren insonderheit zehen, die ihrem Range und ihrer Würde nach vor andern vieles voraus hatten, und die zur Ehre ihres Meisters 5000 Bücher in der Welt ausstreueten. Der selbstgemach-

machte Gott begriff endlich wohl, daß er, wie alle andere Menschen, sterblich sey. Als er also sein 79tes Jahr erreichet hatte, und die Abnahme seiner Kräfte merkte, bezeugte er seinen Schülern, daß er sich bisher nur der Parabeln und Gleichnisse gegen sie bedienet hätte; daß seine Reden, womit er sie unterhalten, lauter Räthsel gewesen wären, und daß er ihnen die Wahrheit seit vierzig Jahren unter verblümten und metaphorischen Redensarten verhalten habe. Da er aber nun im Begriff sey, sie zu verlassen, so wolle er ihnen seine wahre Meynung sagen, und das Geheimniß seiner Lehre eröffnen. Wisset demnach, sagte er, daß kein anderes Grundwesen aller Dinge sey als das Leere und das Nichts; daß aus diesem Nichts alles entstanden; daß in dieses Nichts alles verwandelt werde, und daß alle unsere Hoffnungen sich in einem Nichts endigen.

Seine Schüler breiteten nach seinem Tode ungemein viele Fabeln aus. Sie überredeten ein einfältiges und leichtgläubiges Volk, daß ihr Meister 8000mal geboren worden; daß er nach und nach durch die Leiber verschiedener Thiere gewandert sey, und daß er sich auch in allerley Thiergestalten habe sehen lassen. Daher werden nun auch diejenigen Thiere, deren Gestalt der Fo angenommen haben soll, an verschiedenen Orten öffentlich verehret und angebetet. Selbst das chinesische Volk bauete verschiedenen thierischen Götzen große Tempel auf, so daß ihre Menge im Reiche endlich nicht mehr zu zählen war. Unter der großen Anzahl Schüler, die diesem fal-

schen Gott anhiengen, fand sich insonderheit einer, der ihm der liebste war, dem er seine Geheimnisse anvertrauete, und die Ausbreitung seiner Lehre auftrug. Er hieß Moa kya yn. Der Fo selbst gedenket in seinen Schriften noch eines andern Lehrers, der noch älter gewesen ist als er, und den die Chineser O mi to, die Japoneser aber Amida nennen. Die Bonzen geben vor, er sey zu einer so großen Heiligung und zu so hohen Verdiensten gelanget, daß man ihn nur anrufen dürfe, so erhalte man Vergebung aller seiner Sünden. Daher hört man auch die Chineser, die dieser Secte zugethan sind, beständig die beyden Namen O mi to und Fo ausrufen. Sie glauben, daß sie durch Ausrufung dieser beyden Namen dergestalt gereiniget werden, daß sie hernach allen häßlichen Leidenschaften könnten Zaum und Zügel schießen lassen, weil es ihnen weiter nichts koste, als seinen Namen aufs neue anzurufen.

Die äußerliche Lehre der Bonzen begreift folgendes in sich. Sie machen einen Unterscheid zwischen dem Guten und Bösen; sie lehren, daß nach dem Tode denen eine Vergeltung bevorstehe, die Gutes gethan haben, und eine Bestrafung denen, die böse gehandelt haben; daß für beyderley Seelen ein besonderes Behältniß sey, worinn ein jeder nach Verdienst seinen Platz bekommen werde; daß der Gott Fo dazu geboren sey, die Menschen zu erretten, und diejenigen, die sich verirret haben, wieder auf den rechten Weg zu bringen; daß er ihre Sünden gebüßet, und ihnen eine seelige Wiedergeburt in der andern Welt er-

erworben habe; und endlich, daß er ihnen nur folgende fünf Gebote vorgeschrieben habe: 1) Keine lebendige Creatur zu tödten. 2) Kein fremdes Gut an sich zu bringen. 3) Sich vor aller Unzucht und Unkeuschheit zu hüten. 4) Nicht zu lügen. 5) Keinen Wein zu trinken. Insonderheit aber dringen sie in ihrer Sittenlehre auf die Ausübung gewisser Werke der Barmherzigkeit, und dabey suchen sie ihre geitzigen Absichten recht zu erfüllen. Sie lehren selbst, daß man den Bonzen alles zur Unterhaltung nöthige geben, ihnen Klöster und Kirchen bauen müsse, damit sie durch ihre Bußübungen die Strafen von dem Volke abziehen, welche es sich durch die Sünden zuziehen würde. Sie drohen dem Volke, daß man nach dem Tode, wenn man lasterhaft gelebet hat, in den Leib eines Thieres fahre. Ein Jesuiterpater hatte einmal Gelegenheit, einen alten Chineser auf seinem Todbette zu kaufen, den die Bonzen eingebildet hatten, daß er nach dem Tode ein kayserliches Postpferd werden würde, weil er einen kleinen Gnadengehalt vom Kayser hatte. Sie hatten ihm dabey die Marter eines Postpferdes so lebhaft vorgestellet, daß er lieber in dieser Welt ein Christ, als künftig ein Postpferd seyn wollte. Ueberhaupt thut die Lehre von der Seelenwanderung, welche die Chineser angenommen haben, bey den Betrügereyen der Bonzen, das Vermögen der Sterbenden an sich zu ziehen, und ihre eigenen Einkünfte zu vergrößern, ganz wunderbare Würkungen. Hier wird gelegentlich erzählt, daß die Bonzen einmal einer Bauersfrau drey große Enten abgeschwatzet haben, unter dem Vorwande, daß sie

wüßten, daß die Seelen ihrer Väter in den Leibern dieser Thiere wären, daß es daher Jammer sey, sie zu verkaufen und zu schlachten. Die Enten wurden den Bonzen überlassen, welche vorgaben, daß sie sie füttern und beym Leben erhalten wollten. Allein sie schlachteten sie noch denselben Abend, und fütterten sich selbst damit.

Die Bonzen haben sich im ganzen Reiche ausgebreitet. Sie sind nichts anders als gemeine Landleute, die von Jugend auf in dieser Profeßion erzogen worden. Zur Ausbreitung und Erhaltung ihrer Secte kaufen diese Böſewichter Kinder von 7 bis 8 Jahren an sich, aus welchen sie kleine Bonzen machen, die sie bis zum 25ten Jahr unterweisen, da sie denn ihre Nachfolger werden. Sie sind fast durchgängig Ignoranten, und es sind wenige unter ihnen, die nur die ersten Grundsätze ihre Secte verstehen sollten. Es sind aber nicht alle Bonzen gleich berühmt. Man findet sie von allerley Gattung. Einige haben das Amt auf sich, daß sie herum betteln gehen; andere, deren Anzahl aber sehr gering ist, haben eine Erkenntniß von Büchern, reden wohl, und sind daher verpflichtet, die Gelehrten zu besuchen, und sich bey den Mandarinen einzuschmeicheln. Allenthalben trifft man Bonzenklöster an. Sie werden aber nicht allenthalben gleich stark besuchet.

In jeder Provinz befinden sich gewisse Berge, auf welchen Götzentempel erbauet sind, davon einer vor dem andern immer in größerm Ansehen stehet. Zu diesen Tempeln werden aus entfern-

fernten Gegenden Wallfahrten angestellet. Sobald diese Pilgrimme unten am Fuße des Berges anlangen, knien sie nieder, und bey jedem Schritt, den sie im Aufsteigen auf den Berg thun, wiederholen sie ihren Fußfall. Diejenigen, die dergleichen beschwerliche Wallfahrt nicht aushalten können, ersuchen ihre Freunde, daß sie ihnen ein großes gedrucktes Blatt mitbringen müssen, das auf einer gewissen Ecke von einem Bonzen bezeichnet worden. Mitten auf dem Blatte stehet das Bild des Götzen Fo. Auf dem Kleide des Fo, und rund um seine Figur herum erblickt man eine unbeschreibliche Menge kleiner Zirkel. Die dem Götzen Fo gewidmete Mönche und Nonnen haben am Halß und um die Arme eine Art von Paternoster hangen, das aus hundert kleinen und acht großen Corallen bestehet. Vorn befindet sich eine besonders große Coralle. Dieses Paternoster winden die Leute um ihre Finger, und sprechen dabey die Worte O mi to Fo. Sie machen dabey mehr als hundert Beugungen mit den Knien. Darauf bezeichnen sie einen Zirkel mit einem rothen Strich, damit das Bild des Fo überall bedecket ist. Unter den Tempeln ihrer Götzen sind einige, die sowol wegen der Schönheit und Größe der Gebäude, als auch wegen der seltsamen Gestalt der darinnen aufgestellten Götzen sehr berühmt sind.

Dann und wann ladet man die Bonzen in die Häußer ein, daß sie daselbst Gebete verrichten, die auf den vorhin gedachten Zetteln befindliche Zirkeln stempeln, und ein Zeichen machen müssen, daß sie erfüllet werden. Diese Zet-

tel werden bey der Beerdigung der Verstorbenen in einem Kasten, der von den Bonzen versiegelt wird, öffentlich getragen, und das nennen sie den Paß zur Reise in die andere Welt. Dieser Paß ist aber nicht gültig, wenn er nicht mit gutem Gelde bezahlet worden ist. Wie die Bonzen überhaupt keinen andern Zweck haben, als nur Geld zusammen zu bringen, und sie überdieß selbst, so groß ihr Ansehen auch sonst seyn mag, nichts anders als eine rechte Grundsuppe des elendesten Pöbels sind; so verstehen sie auch die Kunst vollkommen, sich vor jedermann bis zur Erde zu schmiegen. Sie beweisen eine Sanftmuth, Gefälligkeit, Demuth, und Bescheidenheit, die anfänglich jedermann in Verwunderung setzet. Die Chineser, die auf weiter nichts als ihre äußerliche Verstellung sehen, halten sie daher für lauter Heilige; zumal wenn sie mit dieser äußerlichen einnehmenden Gestalt strenge Fasten verbinden, des Nachts etlichemal aufstehen, den Fo anzubeten, und willig sind, sich für das allgemeine Beste aufzuopfern. In dieser Absicht nun, und damit sie bey dem Volke Verdienste erlangen, nehmen sie auf volkreichen Straßen und öffentlichen Plätzen die strengsten Bußübungen vor, und unter der Hand suchen sie mit den listigsten und verschlagensten Streichen ihre Gewinnsucht zu vergnügen.

Wir wenden uns zu den Wissenschaften der Chineser. Wenn man die große Menge der in China befindlichen Bibliotheken betrachtet, die insgesammt prächtig angelegt, geschmückt, und mit einer erstaunlichen Menge Bücher angefüllet sind;

sind; wenn man die unbeschreibliche Anzahl der Lehrer, der in allen Städten des Reichs angelegten Schulen, und der Observatorien erwäget; wenn man endlich bedenket, daß das Studiren bey den Chinesern der einzige Weg zu Würden und Ehren sey; und zulezt überleget, daß seit 4000 Jahren nur die Gelehrten in Städten und Provinzen, bey Hofe und in den Tribunalen, die wichtigsten Aemter verwaltet haben: So sollte man fast glauben, daß die chinesische Nation unter allen Völkern in der Welt die witzigste und gelehrteste seyn müßte. Allein man findet, wenn man näher mit ihnen bekannt wird, daß man sich in seiner Meynung geirret hat. Die Chineser sind zwar überhaupt Leute, die großen Verstand haben; sie haben in allen Wissenschaften Entdeckungen gemacht; allein sie sind mit keiner sogenannten speculativischen Wissenschaft, welche Witz und Scharfsinnigkeit erfordert, zu Stande gekommen. Und es sind vornämlich zwey Hindernisse, wodurch sie in dergleichen Wissenschaften zurückgehalten werden. Sie finden weder innerhalb noch außerhalb dem Reiche etwas, dadurch ihre Eifersucht gereitzet werden könnte. Zweytens haben auch diejenigen, die sich etwa sonderlich hervorthun mögten, keine Belohnung zu erwarten. Der große und fast einzige Weg zu Ehren, Aemtern und Reichthümern, ist der, wenn man die canonischen Bücher, die Historie, Gesetze, und Moral verstehet, und wenn man das, was man artig denkt, auch mit zierlichen Zeichen zu schreiben und zu malen fähig ist. Wenn man diesen Weg erwählet, so wird man Doctor. Hat man aber diese Stufe erstiegen, so

ist man in solcher Ehre und Ansehen, dem die Bequemlichkeiten des Lebens bald nachfolgen, weil man dabey versichert seyn kann, bald zu einem Gouvernement zu gelangen.

Wenn man den Chinesern glaubet, so sind sie die Erfinder der Musik, und rühmen sich, daß sie dieselbe bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Reden sie darinne die Wahrheit, so muß die Musik nach der Zeit bey ihnen sehr ausgeartet seyn; denn sie ist heut zu Tage so unvollkommen, daß sie kaum dieses Namens würdig ist. Es ist wahr, in den ersten Zeiten ist sie in größerer Hochachtung gewesen, und Confucius selbst bemühete sich, die Grundsätze davon in allen Provinzen bekannt zu machen. Selbst die jeztlebenden Chineser bedauern den Verlust der Bücher gar sehr, die von ihrer alten Musik handeln. Uebrigens ist ihre Musik heut zu Tage nicht weiter gebräuchlich, als bey Comödien, Hochzeiten, Gastereyen, Beerdigungen, und andern dergleichen Gelegenheiten. Im Singen haben sie immer einerley Melodien, wie in ganz Asien. Sie haben nicht musikalische Noten, auch keine Zeichen von der Verschiedenheit der Töne, von Erhebung oder Senkung der Stimme, und von andern Veränderungen, daraus die Harmonie entstehet. Die Arien, die sie entweder singen, oder auf einem Instrumente spielen, wissen sie nur auswendig, und lernen sie durch vielfältiges Hören von andern. Sie haben achterley Arten von musikalischen Instrumenten. Einige sind von Metall, wie unsere Glocken; andere von Stein, darunter sich insonderheit eines befin-

findet, das mit unsern Trompeten eine große Aehnlichkeit hat. Sie haben auch Instrumente, die mit Leder oder Häuten überzogen sind, wie unsere Trommeln; ferner andere mit Saiten, aber diese Saiten sind von Seide, und sehr selten von Därmen. Sie bedienen sich auch verschiedener Instrumente, die aus Holz verfertiget worden; und endlich führen sie auch verschiedene Blaßinstrumente.

In der Rechenkunst sind die Chineser weit geübter, und man findet in ihren Büchern vier Hauptregeln, die eine Anweisung zum Addiren, Subtrahiren, Multipliciren, und Dividiren geben. Aber sie üben diese Regeln nicht nach gewissen Calculn aus, haben auch nicht solche Ziffern, dergleichen unsere zehen Figuren und die Null sind. Zum Zählen und Rechnen brauchen sie ein gewisses Instrument, das Souan pan genennet wird. Es bestehet aus einem kleinen Brete, durch welches von oben bis unten zehen bis zwölf dünne Stäbe gezogen sind, die in der Mitte ein durchgezogenes Holz haben. An jedem Stäbgen sind verschiedene bewegliche Kugeln von Knochen oder Elfenbein. Die zwo oberste Kugeln werden jede für Einheiten angenommen; von den fünf untersten aber gilt jede Kugel nicht mehr als eins. Durch die Zusammenfügung und Absonderung dieser Kugeln zählen sie beynahe so, wie wir mit den Zahlpfennigen zu thun pflegen, aber mit einer so unglaublichen Geschwindigkeit, daß sie demjenigen, der aus einem Rechenbuche etwas vorließet, nachfolgen, er mag so geschwinde lesen als er will. Auf solche Weise sind sie fähig, die größten Summen auszurechnen.

In den Theilen der Mathematik, wenn man die Sternkunde ausnimmt, sind sie noch sehr unbewandert. Nur in der Astronomie glauben sie es allen Menschen auf Erden zuvor zu thun. Man muß ihnen auch zum Ruhme nachsagen, daß sich keine andere Nation so eifrig auf diese Wissenschaft geleget hat. Sie haben die Bewegungen und Veränderungen der Sterne zu allen Zeiten beobachtet, und ihre astronomische Anmerkungen sind so alt als ihr Reich. Sie haben beständig Leute unterhalten, die bey Tage und Nacht alles, was am Himmel vorfiel, bemerken mußten. Ihre Aufmerksamkeit auf die Sterne ist ein Beweiß, daß sie sehr vieles von den alten Hebräern beybehalten haben. Die Beobachtung der Sterne war bey ihnen eine so wichtige Sache, daß die Gesetze demjenigen die Todesstrafe ankündigten, der dieselbe, wenn sie ihm war aufgetragen worden, versäumet hatte. Die große Richtigkeit, mit welcher Confucius die Sonnenfinsternisse in demjenigen Buche bemerket hat, das den Titel Tchun tsiou führet, macht dasjenige allerdings bejammernswürdig, was vom Anfange dieses Volks an in diesem Stücke beobachtet worden. Unter 36 Sonnenfinsternissen, die Confucius beschrieben hat, finden sich nur vier unrichtig, nämlich zwo falsch, und zwo zweifelhaft. Die andern alle sind gewiß und zuverläßig. Wenn man ihrer Historie glauben darf, so haben sie schon seit mehr als 4000 Jahren einen gewissen cyclum solarem oder eine solche Wendung bestimmt, wornach sie ihre Jahrbücher, wie die Griechen ihren Olympiaden, eingerichtet haben. Ein solcher cyclus bestehet aus 60 Jahren,

ren, und er stellt in der Ordnung ihrer Geschichte dasjenige vor, was bey uns ein Seculum oder eine Zeit von 100 Jahren heißet. Ihr Jahr bestehet aus 365 Tagen und etwas weniger als sechs Stunden; und von dem Wintersolstitio an berechnen sie von 100 zu 100 Graden die Bewegungen der Planeten, und bringen alles mit Aequationstabellen in Richtigkeit. Es sind viele Observatorien im Lande, worunter das zu Peking das vornehmste ist.

Der große Eifer, den die Chineser jederzeit um die Beobachtung des Himmels bewiesen haben, hat die Veranlassung zu einem astronomischen Tribunal gegeben, das eins von den ansehnlichsten im ganzen Reiche ist, und vom Ceremonientribunal abhänget. Alle 45 Tage muß dieses Tribunal dem Kayser eine Himmelsfigur vorstellen, daran der Zustand des Himmels, die Veränderung der Luft nach dem Unterscheid der Witterung befindlich seyn muß, und dabey sie die Krankheiten, trockene Zeit, Mangel an Lebensmitteln, Sturmwinde, Regen, Hagel, Donner, Schnee, und andere dergleichen Veränderungen anzeigen müssen, fast auf die Art, wie in unsern Calendern zu geschehen pflegt. Außer diesen Bemerkungen ist dieses Tribunals vornehmste Sorge, die Finsternisse zu berechnen, und dem Kayser den Tag, die Stunde, die Himmelsgegend, und wie lange sie anhalten werde, in einer übergebenen Schrift anzuzeigen. Diese Berechnung muß dem Kayser einige Monate vor dem Eintritt der Finsterniß überreichet werden. Und weil China in 15 große Provinzen abgetheilet ist, so

muß

muß diese Finsterniß nach der Länge und Breite einer jeden Stadt vom ersten Range ausgerechnet, und die Berechnung davon ins ganze Reich versendet werden, weil sie verbunden sind, einem Volke Rechenschaft zu geben, das überhaupt sehr neugierig, insonderheit aber auf die Erscheinungen des Himmels sehr aufmerksam ist. Das Ceremonientribunal und die in demselben vorsitzenden Colaos heben dergleichen Anmerkungen und Verkündigungen sorgfältig auf, und versenden Abschriften davon in die vornehmsten Städte aller Provinzen, damit sie daselbst eben so, wie am Hofe zu Peking, beobachtet werden. Die dabey vorfallenden Ceremonien sind folgende.

Einige Tage vorher, ehe die Sonnenfinsterniß einfällt, läßt das Ceremonientribunal den Tag, die Stunde und die Minute durch große Characteere bekannt machen, wann die Finsterniß anfangen, an welcher Gegend des Himmels sie befindlich seyn, wie lange sie anhalten, wenn die Verfinsterung eintreten, wie stark sie zunehmen, und wenn sie ein Ende haben werde. Dabey werden alle Mandarinen nach Verschiedenheit ihres Ranges und ihrer Würden erinnert, sich in Ceremonienkleidern, und mit den Merkmalen ihrer Würde, bey dem astronomischen Tribunal einzufinden, und den Anfang der Finsterniß abzuwarten. Sie haben alle große Tafeln vor sich, darauf die Finsterniß gezeichnet ist, und ihre Beschäftigung bestehet darinne, daß sie auf alle Vorfälle merken, und darüber raisonniren. Sobald sie nun merken, daß entweder die Sonne oder der Mond verfinstert wird, so fallen sie

auf

auf die Knie nieder, und berühren mit der Stirn die Erde. Zu gleicher Zeit wird ein abscheulicher Lermen mit Trommeln und Pfeiffen durch die ganze Stadt angefangen, weil man in der lächerlichen Meynung stehet, daß man dadurch der Sonne und dem Monde zu Hülfe kommen müßte, damit nicht der Drache des Himmels diese so nöthigen Gestirne verschlinge. Ob nun wol gelehrte und vornehme Leute diesen närrischen Wahn fahren lassen, und dagegen überzeugt sind, daß die Sonnen- und Mond-Finsternisse ihre natürlichen Ursachen haben; so setzen sie doch die alte Ceremonie fort. Auf diesen Fuß ist es allenthalben im ganzen Reiche eingerichtet. Unterdessen daß die Mandarins auf der Erde liegen, sind andere auf dem Observatorio, welche den Anfang, das Mittel und Ende der Verfinsterung bemerken, und ihre Bemerkungen mit den vorgelegten Zeichnungen vergleichen. Diese ihre Anmerkungen werden versiegelt, und dem Kayser überreichet, welcher in seinem Pallaste die Finsterniß mit eben solcher Aufmerksamkeit betrachtet.

Gedachtes Tribunal hat auch die Besorgung der Calender. Die Chineser theilen, wie wir, die Woche nach der Ordnung der Planeten ein, und legen einer jeden derselben vier Constellationen bey, so daß sie nach 28 Tagen wieder von forn anfangen. Ihr Tag fängt sich, wie der unserige, von Mitternacht an, und dauret bis zur andern Mitternacht. Aber sie theilen ihn nur in 12 Stunden ein, deren jede zwo unserer Stunden beträget. Sie zählen sie nicht, wie

wir,

wir, nach Zahlen, sondern nach gewissen Namen und Figuren. Sie theilen überdieß den natürlichen Tag in hundert Theile und jeden Theil in hundert Minuten, so daß der ganze Tag in 10000 Minuten eingetheilet ist, die sie um so viel sorgfältiger wahrnehmen, je mehr ihnen die lächerliche Meynung eigen ist, daß jede Zeit glückliche oder unglückliche Augenblicke habe, nach Unterscheid des Zustandes am Himmel, und des Aspects der Planeten. Ihren Gedanken nach ist die Mitternachtstunde die glückliche, weil in derselben die Welt erschaffen worden. In der andern soll die Erde, und in der dritten der Mensch gebildet worden seyn.

Achtes Hauptstück.

Beschreibung der großen Tatarey. Vom Lande der mantcheousischen Tatarn. Von den mongolischen Tatarn und den Kalkas. Das Land Hami. Kleidung und Lebensart der Mongolen. Von den Calmüken, Eluths, und Usbeks. Vom Königreiche Corea. Von der Bucharey. Lebensart und Religion der Bucharen. Vom Königreiche Thibet und dem großen Lama.

Das chinesische Reich begreift, außer den funfzehn eigentlichen Provinzen, auch alle diejenigen Länder in sich, die jenseit der großen Mauer liegen, und gegenwärtig unter der Beherrschung der Tatarn von Mantcheour stehen, deren altes und eigenthümliches Land eigentlich die morgenländische Tatarey heißet. In diese Gegend haben einige Schriftsteller die Königrei-

nigreiche Niu che und Niu lan verleget, welche Benennungen jedoch den daſelbſt wohnenden Tatarn ganz unbekannt ſind. Das erſte Gouvernement in den Ländern dieſer Tatarn heißt Mougden, und enthält dasjenige ganze Land in ſich, das vor Zeiten Leao tong genennet worden. Daſſelbe grenzt gegen Mittag an die große Mauer, die auf der Morgenſeite der Provinz Peking mit einem ungeheuern Bollwerke anfängt, das in den Ocean aufgeführet worden. Auf der Morgen-Nord- und Abendſeite iſt ſie mit Palliſaden eingefaſſet, innerhalb welcher verſchiedene Waffenplätze befindlich, die durch Mauern und Graben befeſtiget waren, welche aber jezt zerſtöret ſind, und auch unter der Regierung der Tatarn von Mantcheour nicht mehr nöthig ſind, weil ſie gegen dieſelben unter den Regenten der vorigen Familie waren errichtet worden.

Die Hauptſtadt des ganzen Landes heißt Mougden. Sie iſt ſchön erbauet, mit anſehnlichen Gebäuden geſchmücket, mit Waffen und Lebensmitteln verſorget. Sie wird als die Hofſtadt ihres Königreichs betrachtet, ſo daß ſie, nachdem ſie dem chineſiſchen Reiche einverleibet worden iſt, eben diejenigen Hofgerichte daſelbſt gelaſſen haben, die zu Peking angetroffen werden, nur das Gericht Li pou ausgenommen, welches die zur Regierung des Landes beſtimmte Officianten entweder vorſchläget, oder auch ihrer Würde entſetzet. Dieſe hohen Collegia ſind mit lauter Tatarn beſezt, und alle gerichtliche Handlungen werden in der Sprache der Tatarn von Mantcheour gepflogen. Dieſe Gerichte ſind

nun

nun souverain, nicht allein in der ganzen Provinz Leao tong, sondern auch in allen andern tatarischen Ländern, die unmittelbar unter dem Kayser stehen. In dieser Stadt Mougden wohnt auch ein tatarischer General mit einer großen Anzahl Soldaten von eben dieser Nation. Diese Einrichtung hat eine große Menge Chineser dahin gezogen, die sich aus andern Provinzen weggewendet, daselbst niedergelassen haben, und den stärksten Handel in der Tatarey treiben. Nicht weit von den Thoren dieser Stadt siehet man zwey prächtige Begräbnisse der ersten Kayser von der jeztregierenden Familie, welche beyde nach den Regeln und Mustern der chinesischen Baukunst aufgeführet sind. Uebrigens ist diese Stadt meist einem großen Flecken ähnlich. Die andere zu dieser Provinz gehörigen Städte sind von mittelmäßigem Zustande, gar nicht volkreich, schlecht gebauet, und haben keine andere Vertheidigung als eine Mauer, die theils verfallen, theils nur von bloßer Erde aufgeführet ist.

Die Stadt Fong Hoang tching ist von besserer Beschaffenheit, weit volkreicher, treibt einen starken Handel, und ist als der Hafen des Königreichs Corea anzusehen. Durch diese Stadt müssen sowol die Abgesandten des Königs, als auch die Unterthanen und Kaufleute ihren Weg nehmen, wenn sie ins Reich wollen; und deswegen ist sie mit Chinesern stark besezt, die in den Vorstädten schöner Häuser aufgebauet haben, und mit den in dieser Provinz wohnenden Kaufleuten einen starken Handel und Verkehr treiben. Unter den vornehmsten Waaren, womit sie han-

handeln, ist eine Gattung Pappier, das aus Baumwolle bereitet worden. Es ist stark und dauerhaft, aber weder weiß, noch durchsichtig genug. Ein Mandarin führt das Commando über diese Stadt unter dem Titel Hotongta. Es stehen andere Mandarinen unter ihm, die, wie er selbst, aus den Tatarn von Mantcheour gebürtig seyn müssen. Diese Stadt hat ihren Namen von dem Berge Fong Hoang chan, und ob er gleich der berühmteste in dieser ganzen Gegend ist, so muß man doch bekennen, daß er weder wegen seiner Höhe, noch wegen seiner Gestalt, noch wegen seiner Hervorbringungen etwas besonders an sich habe; und diese Beschaffenheit hat es auch mit mehrern Bergen dieser Provinz. Der Fluß San tcha ho, der in dieser Provinz so berühmt ist, ist nichts anders als die Zusammenkunft dreyer anderer Flüsse von mittelmäßiger Breite. Er ergießt sich in das Meer.

Das zweyte große Gouvernement heißt Kirin ou la ho tun. Es fasset alles in sich, was zwischen der morgenländischen Pallisade der Provinz Leao tong, zwischen dem morgenländischen Meer, dem Königreich Corea, und dem grosen Fluß Saghalien ou la, auf der mitternächtlichen Seite gelegen ist. Diese Gegend ist wenig bewohnt; es sind nur drey schlecht gebauete Städte darinne, die mit einer leimenen Wand eingefasset worden. Die vornehmste darunter liegt am Fluß Songari, der allhier den Namen Kirin ou la führet. Daselbst wohnt ein General über die mantcheousische Truppen. Die zweyte Stadt heißt Pedne oder auch Petoune.

Sie liegt auch am Fluß Songari, und ist noch schlechter als die erste. Es wohnet fast niemand darinne, als tatarische Soldaten, und des Landes verwiesene Leute. Die dritte Stadt, welche der jeztregierenden Familie Vaterstadt ist, liegt am Fluß Hurka pira, der sich auf der Nordseite in den Fluß Songari ergießet. Man nennt sie gemeiniglich Nin gouta. Heut zu Tage ist sie die Residenz eines mantcheousischen Generals, von dessen Befehlen alle Gegenden abhangen, die von alten und neuen Tatarn bewohnet werden, ingleichen auch alle andere Tatarhorden, die theils am Fluß Saghalien, theils am Ufer des Meeres wohnen. Wie nun in dieser Gegend die allerkostbarste Pflanze, Ginseng genannt, wenigstens nach dem Urtheil der Tatarn und Chineser angetroffen wird, und diejenigen, die man Yupi tase nennet, einen jährlichen Tribut an Zobelfellen entrichten müssen; so ist auch der Handel in Nin gouta ganz ansehnlich, und diese Stadt wird von den entferntesten Chinesern besuchet. Diese haben ihre Häußer nebst den Soldaten in der Vorstadt, die wenigstens viermal größer ist als die Stadt selbst. Der Kayser hat sich bemühet, das Land durch diejenigen Tatarn und Chineser zu bevölkern, die um gewisser Verbrechen willen hieher verwiesen worden sind. Daher trifft man in einer weiten Entfernung von dieser Stadt verschiedene Dörfer an.

Man kann nicht sagen, woher es kommt, daß so viele Länder, die unter dem 43. bis 45. Grad liegen, den unserigen an der Witterung und an

Früch-

Früchten so ungleich sind, daß sie mit den meist mitternächtlichen europäischen Gegenden nicht verglichen werden können. Die Kälte tritt in diesen Gegenden weit eher ein als zu Paris, und man empfindet die Heftigkeit derselben bereits zu Anfang des Septembers. Am achten dieses Monats befand sich die Reisegesellschaft zu Tondon, dem ersten tatarischen Dorfe, und sie sahen sich genöthiget, ihre Pelze anzulegen, die sie auch nachher anbehielten. Man besorgte sogar damals schon, daß der Fluß Saghalien, ohnerachtet er sehr tief und breit ist, mit Eiß belegt, und ihre Schiffe dadurch aufgehalten werden möchten. Wie denn auch würklich alle Morgen das Ufer einen guten Strich mit Eiß bedecket war, und die Einwohner versicherten, daß die Schiffart in wenig Tagen wegen der starken Eißschollen sehr gefährlich würde. Diese Kälte wird durch die ungeheuern Wälder des Landes vermehret, welche immer dicker und größer werden, je weiter man an das morgenländische Meer gelanget. Sie brachten neun Tage mit der Durchreißung eines einzigen Waldes zu, und sie sahen sich genöthiget, durch Soldaten eine große Menge Bäume abstämmen zu lassen, um die mittägliche Sonnenhöhe beobachten zu können. Wenn man aus diesem dicken Gehölze herauskommt, so erblickt man hin und wieder Thäler, die mit Gras und Kräutern bewachsen, und mit kleinen Bächen bewässert sind, an deren Ufern gelbe Lilien von außerordentlich schöner Farbe wachsen, woraus die Tatarn viel Werks machen.

Hier kommt man in das Land Koel ka ta tse, welches ganz angenehm, und dabey wohl

angebauet ist, was man unter den Tatarn selten findet. Es sey nun, daß solches daher rühre, weil sie von den mantcheousischen Tatarn gar zu weit entfernt sind, indem die nähesten doch 40 Meilen weit voneinander sind, oder daß sie sich nach dem Exempel der Coreer gerichtet haben, deren Hügel in gewisse Absätze und Stockwerke abgetheilet, und bis zum höchsten Gipfel fruchtbar gemacht worden sind. Nachdem unsere Reisenden nun so viele Wälder durchgewandert waren, und so manche fürchterliche Klippen mit Klettern überstiegen hatten, war es ihnen ein ganz neuer Anblick, da sie sich auf einmal am Ufer des Flusses Tou men ou la befanden, der auf der einen Seite mit Gehölzen und wilden Thieren besezt war, auf der andern Seite aber alles zeigte, was Natur und Kunst in den cultivirtesten Reichen hervorzubringen vermögend ist. Sie erblickten daselbst Städte, die mit Mauern umgeben waren.

Der Fluß Tou men ou la, der die Coreer von den Tatarn unterscheidet, ergießt sich zehn Meilen von Han tcheu in das orientalische Meer. Wenn man sich von diesem Fluß nach dem alten Lande der mantcheousischen Tatarn wendet; so kommt man zu dem Fluß Sni sond pira, der gleichfalls seinen Ausfluß in das orientalische Meer hat, und unter den Tatarn sehr berühmt ist, ob er es gleich nicht verdienet. Der Fluß Ousouri ist ungleich vorzüglicher, sowol wegen seines reinen und schönen Wassers, als wegen des langen Laufs, den er hält, ehe er sich verlieret. Er ergießt sich in den Fluß Saghalien.

lien. Die Lebensart der hier wohnenden Tatarn hat viel ungewöhnliches an sich. Sie bringen den ganzen Sommer mit der Fischerey zu. Ein Theil des Fisches wird dazu bestimmt, das Oel zur Lampe von dessen Fett zuzubereiten. Ein anderer Theil dient ihnen zu ihrer täglichen Unterhaltung; und der dritte Theil wird an der Sonne getrocknet, jedoch ohne Salz, und damit behelfen sie sich im Winter. Ja Menschen und Vieh müssen davon leben, wenn die Flüsse mit Eiß bedecket sind. Inzwischen bemerkt man doch viel Muth und Stärke an den allermeisten dieses armseligen Volks. Die Hunde dieses Landes schleppen die Schlitten auf den beeißeten Flüssen, und sind in großer Achtung.

Das Land Ke tcheng ta tse gehet von Tondon bis an das Weltmeer längst dem Fluß Saghalien. Es ist eine Strecke, die beynahe 150 Meilen beträget, und in dieser Gegend findet man nichts anders, als mittelmäßige Dörfer, die an beyden Seiten des Flusses nach der Reihe angelegt worden sind. Ihre Sprache ist von der mantcheousischen unterschieden, und sie nennen dieselbe Fiatta. Sie lassen ihre Häupter nicht nach gegenwärtiger Gewohnheit des Reichs bescheeren; sie fassen die Haare durch einen Knoten zusammen, oder tragen sie hinterwärts in einem Beutel. Von ihnen erfuhr unsere Reisegesellschaft, daß gerade gegenüber, wo sich der Fluß Saghalien ins Meer ergießet, eine große Insel sey, die von solchen Leuten, wie sie wären, bewohnet würde. Nach der Zeit hat der Kayser einige mantcheousische Tatarn dahin geschicket.

Wenn diese die Südseite auf ihrer Hinreise eben so genau beobachtet hätten, als die mitternächtliche auf ihrer Herreise; so würden wir eine vollständige Nachricht von dieser Insel haben, welche verschiedene Namen führet, wovon der Name Saghalien anga hata der gewöhnlichste ist.

Diejenigen Völker, die man Ilan hala nennet, sind wahre mantcheousische Tatarn. Der Kayser hat ihnen bey Nin gouta längst den Flüssen Hourha pira und Songari ou la einen Strich Landes eingeräumet, und sie haben ihre Dörfer meistens an den Ufern der Flüsse angebauet. Ihre Weiber, Kinder, und Gesinde sind meistens noch so gekleidet, als die Yu pi ta tse; aber sie halten sich Pferde und Ochsen, und haben gemeiniglich gute Erndten, welches alles diesen fehlet. Man findet in dieser Gegend auch einige Spuren von Städten. Man trifft auch noch große steinerne Stufen an, und Trümmern eines verfallenen Pallastes. Man sollte daraus fast schließen, daß dasjenige, was man in der morgenländischen Tatarey findet, nicht ein Werk der heutigen Mantcheouer, sondern dererjenigen sey, die im 12ten Jahrhunderte gelebet haben, und unter dem Namen Kin tchao die Beherrscher von Nordchina gewesen sind. Diese müssen an verschiedenen Orten ihres Landes Festungen, Städte, und Palläste gehabt haben, derer sie sich aber in den folgenden Zeiten nicht weiter haben bedienen können, weil sie von den mongolischen Tatarn, die sich mit den Chinesern vereiniget hatten, fast vertilget worden sind, so daß der kleine Ueberrest, der von dieser grausamen Nie-

der-

derlage übrig geblieben ist, sich nur abendwärts nach ihrem alten Lande in diejenigen Gegenden begeben konnte, wo heut zu Tage die Tatarn Solon ta tse wohnen, die ihren Ursprung von den Mantcheouern herrechnen.

Das dritte Gouvernement heißt Tsitcicar, welches eine neue Stadt ist, die der Kayser hat erbauen lassen, um dadurch die Grenzen gegen die Moscowiter zu bedecken. Sie liegt an dem Nonni ou la, einem gar ansehnlichen Fluß, der sich in den Songari verlieret. Sie wird von Mantcheouern, Solonern, sonderlich aber von den alten Einwohnern dieser Gegenden, welche Tagouri heißen, bewohnet. Die Stadt ist mit einer Pallisade von hölzernen Balken umgeben. Fast alle Soldaten, welche dieselbe bewachen, sind Tatarn. Die Kaufleute, Künstler, und andere Personen aber sind lauter Chineser, die entweder durch ihr Gewerbe hieher gezogen, oder um ihrer Verbrechen willen hieher verwiesen worden. Die Häußer der Einwohner sind außer der hölzernen Pallisade. Sie sind nur von Erde aufgeworfen, gassenweise geordnet, mittelmäßig breit, und von aussen mit einer leimenen Wand umfasset. Unter dem hier liegenden Commendanten stehen die neuen Städte Merguen hotun und Saghalien ou la hotun. Von der leztern Stadt hängt alles ab, was die Mantcheouer an dem Flusse Saghalia besitzen. Doch bestehet es nur in einer kleinen Anzahl Dörfer, in großen Wüsteneyen, und dicken Gehölzen, die zur Zobeljagd sehr bequem sind. Auf einigen kleinen in den Saghalienfluß einlaufenden Flüssen ist eine Perlenfischerey.

Die Grenze dieses Theils auf der Abendseite und moscowitischen Tatarey wird von zween mäßigen Flüssen bestimmt. Der eine kommt aus Mittag unter dem 50. Grad, und ergießt sich in den Fluß Saghalien ou la. Er heißt Ergone. Von hier zählt man noch 50 Meilen bis nach Niptchou, der ersten moscowitischen Stadt, die am nordlichen Ufer des Flusses Saghalien ou la lieget.

Wir kommen nun zu dem andern Theil der Tatarey, der die abendländische Tatarey heißt, und welcher unmittelbar unter seinen eigenen Fürsten stehet, die aber ihre Landeshoheit von dem chinesischen Kayser zum Lehn haben. Er gehört ganz und gar den mongolischen Tatarn, welche die Chineser Tsao ta tse, das ist, stinkende Tatarn, nennen, weil sie fast durchgehends von ihren unreinen Zelten einen übeln Geruch ausdünsten. Dieser Theil ist eben so groß als das Land der mantcheousischen Tatarn, indem ihre Breite von Morgen gegen Abend mehr als 300 französische Meilen, die Länge aber von Mittag gegen Mitternacht 200 Meilen beträget. Diese Völker breiten sich aus bis an das caspische Meer. Sie wohnen unter lauter Zelten, und ernähren sich von ihrem Vieh, welches sie von einer Weide zur andern forttreiben. Sie haben eine große Geschicklichkeit, den Bogen gewiß zu führen, auf den Pferden mit unglaublicher Geschwindigkeit mehr zu fliegen als zu reiten, und den wilden Thieren nachzujagen.

Ihr Land ist, überhaupt davon zu reden, nicht so beschaffen, daß es gebauet werden kön-

ne.

ne. Die schlechtesten Districte sind Cotchin, Ohan, und Nayman. In Cotchin findet man nichts als unfruchtbare Ebenen. Weil es den Leuten daselbst an Holz fehlet, so bedienen sie sich statt desselben des Mistes der Pferde und Kühe, den sie dürre machen, um in ihren Töpfen dabey zu kochen. Nayman und Ohan sind zwar kleiner als Cotchin, aber doch etwas besser. Sie sind hin und wieder mit einigen Hügeln bedecket, worauf allerhand Gesträuch wächset, dessen sie sich zur Feuerung bedienen. Die Menschen leben von den Wachteln, die in einer ganz unglaublichen Menge daselbst anzutreffen sind. Diese drey Gegenden, sammt Tourmede, welches lezte gegen Morgen daran grenzet, sind überhaupt trocken, sandigt, salpetrigt, und sehr kalt. Inzwischen ist hier doch eine gute Anzahl tatarischer Fürsten. Das Hauß Cotchin allein zählte 8 bis 9 Fürsten, die alle nach gewissen Titeln unterschieden sind, wie bey uns die Herzoge, Grafen und Barons. Die Anzahl derselben aber ist nicht fest bestimmt, weil es auf den Willen des Kayfers, der in ihren Augen der große Chan der Tatarn ist, ankommt, einige dieser Fürsten zu erheben, oder zu erniedrigen.

Die Länder, die den Namen Cartching führen, sind unstreitig weit besser. Gleichwie die darinn herrschende Fürsten ihrer Herkunft nach geborne Chineser sind, und nur durch Bündnisse und Verträge mit dem alten Hauße in Verwandschaft stehen; so haben sie auch viele ihrer Landesleute dahin gezogen, welche verschiedene Dörfer angebauet, und die benachbarten Gegenden durch

ihre Arbeiten in bessern Stand gesezt haben. Man findet auch Bergwerke daselbst, aus welchen vornämlich gutes Zinn hervorgebracht wird, ingleichen große Wälder. Dieses Land beträgt von Mittag gegen Mitternacht nicht mehr als 42 Meilen, von Morgen gegen Abend aber ist es gröser, und enthält den großen Jagdplatz und die Lusthäußer des Kayfers, darinn er sich sonderlich im Sommer aufzuhalten pflegt, indem die Hitze hier weit erträglicher ist, als zu Peking. Man rechnet von Geho, wo das allerschönste Lusthauß angelegt ist, bis nach Kou pa keou, welches eine von den Pforten der großen Mauer ist, ohngefähr 40 Meilen, und das ist meist die Hälfte des Weges.

Jenseit dieser Pforte kommt man in das Land der Fürsten von Onhiot oder Onihal und Parin, die seit vielen Jahren mit dem kayserlichen Hofe verbunden gewesen. Das Land Parin ist das größeste, sonst aber, der natürlichen Beschaffenheit nach, dem Lande Onhiot gleich, d. i. sie sind beyde mittelmäßig gut.

Unter allen mongolischen Nationen aber, die dem chinesischen Zepter unterworfen sind, ist die Nation der Kalkas die zahlreichste und berühmteste. Denn sie bewohnen ein Land, das von Abend gegen Morgen an 200 Meilen beträgt; und sie besitzen die Ufer der schönsten Flüsse in diesem Theile der Tatarey. Der Fluß Kalka pira, davon sie den Namen haben, ist jezt nicht der gangbarste. Er verändert seinen Namen, nachdem er durch den See Pouir gegangen, und

wird

wird alsdann Ourson genennet. Die Ufer der Flüsse Kerlon, Toula, Touy, und Selingve sind stärker bewohnt. Sie bewässern weite und fruchtbare Felder. Ihr Wasser ist rein, gesund, und fischreich. Der Kerlon nimmt, nachdem er durch den See Coulon nor gegangen, den Namen Ergone an, und macht alsdann die Grenzen vom Lande der mantcheousischen Tatarn. Die Nation der Kalkas stehet unter sehr vielen Fürsten, und ist gleichsam in gewisse Cantons abgetheilt. Einige haben den Namen Chan geführet. In diesen Ländern unterhält der Kayser große Heerden von Schafen, und eine noch größere Anzahl von Stutereyen. Daher auch der Kayser unstreitig der mächtigste Herr in der Welt von der Reuterey ist. Denn die Tatarn wissen gar nicht, was Fußvölker sind. Außer diesen Ländern, die zur Unterhaltung der Heerden des Kaysers bestimmt sind, liegen noch verschiedene andere längst der großen Mauer, näher an Peking, die ihm besonders als Hauß- und Domainengüter zugefallen sind. Diese Ländereyen sind an gewisse Pächter ausgethan, die ihren Pacht theils mit Gelde, theils mit Lebensmitteln entrichten. Dieses Geld wird in die Chatouille des Kaysers geleget; denn von diesen Einkünften lebt er, und läßt dagegen die andern Revenuen in den öffentlichen Schatz legen. Daraus müssen die Bedienten bezahlet werden. Diese Menge Heerden und Meyereyen macht bey den Tatarn einen größern Eindruck, als alle Pracht des Hofes zu Peking; und trägt sehr viel dazu bey, daß die mongolischen Fürsten den Kayser ehren.

Die

Die Kalkas haben unter sich einen von den Lamas, den man Hou toctou nennet. Vor dem lezten Kriege, den diese Tatarn mit den Chinesern, ehe sie sich diesen unterwerfen wollten, geführet haben, hatte ein solcher Lama eine prächtige Pagode mit großen Unkosten erbauen lassen, wovon man noch jezt die Ueberreste an dem Ufer des Flußes Toula sieht. Unsere Reisenden haben den abergläubischen Verehrungen, die man einem solchen Lama erweiset, mit zugesehen. Er wohnt in dem allergrößten Zelte, und sizt auf einem Altar. Große und Kleine erweisen ihm die Ehre, die sie dem Fo selbst schuldig zu seyn glauben. Er hilft keinem einzigen; dagegen aber nimmt er die abgeschmacktesten Schmeicheleyen von denen an, die ihn als eine Gottheit verehren. Wenn man den Tatarn dieses Reichs glaubet, so ist der Lama allwissend; er hat freye Macht und Gewalt des Fo; er ist wenigstens vierzehnmal schon wiedergeboren, und wird noch einmal wiedergeboren werden, wenn er seine Zeit wird ersehen haben. Die vortheilhafte Meynung, welche die Mongols von ihm hegen, ziehet eine große Menge Menschen nach Iben pira, woselbst er seinen Aufenthalt hat, und man mögte fast sagen, daß dieses eine große Stadt sey, die aus lauter Zelten bestehet. Die Moscowiter von Solingskoi treiben dahin ihr Gewerbe. Es kommen auch daselbst Bonzen aus Indostan, Pegou, Thibet, Tatarn aus den entferntesten Gegenden, und allerley Ordensmänner von verschiedenem Range und Stande in großer Menge an. Denn die Lamas, welche die Priester und Mönche der Tatarey vorstellen, haben verschiede-

ne

ne Stufen und Subordinationen unter sich, ob sie wol nur alle einen einzigen Lama als ihr Oberhaupt verehren, der auf der Abendseite von China an dem Fluß Lasa wohnet. Dieser grose Lama und Hoheprieſter der heydnischen Religion in diesem Theil des Orients theilt die Würden und Aemter unter den ihm unterworfenen Lamas nach verschiedenen Stufen aus, darunter diejenige die vornehmste ist, wenn er einen zum Hou touctou, oder zum lebendigen Fo, machet. Die Lamas leben aber in der Tatarey nicht gemeinschaftlich oder in Klöstern, wie die Bonzen in China; sondern sie genüßen an verschiedenen Orten ihre Präbenden, welche darinne bestehen, daß sie einige Ländereyen oder Viehtrifften haben. Ihr Gebet verrichten sie aber gemeinschaftlich. Ihre Religion ist die herrschende Religion, nur ist das Ländgen der Hami davon ausgenommen.

Das Land Hami hat nur eine einzige Stadt dieses Namens, die zwar klein, aber voll von Häußern ist, nebst einer kleinen Anzahl Dörfer. Von der Pforte der großen Mauer an, die Kia yu keou heißet, bis hieher ist eine ganz unfruchtbare Gegend, welche die Tatarn Cobi nennen. Sie ist beständig ohne Gewächs und ohne Wasser. Für die Reisenden ist dieses Land höchst unbequem, und für die Pferde höchst gefährlich, deren einige gewiß verloren gehen, wenn man diesen Strich durchreiset. Daher bedienen sich hier die Tatarn meistens der Cameele. Das Land Cobi liegt aber nicht unmittelbar beysammen, sondern ist gleichsam in verschiedene Zweige zer-

theilet, deren einige um der Unfruchtbarkeit willen schlechterdings nicht bewohnet werden können, andere aber so viel hervorbringen, daß einige tatarische Familien sich davon erhalten können. Die Leute selbst, die man Sami nennet, sind groß, stark, wohlgekleidet, und haben feine Wohnungen. Sie haben sich dem chinesischen Kayser unterworfen, weil ihnen das Joch der Tatarn Eluth unerträglich fiel, die ihnen gegen Abend wohnen, und den Anspruch machen, daß sie jederzeit ihre Herren gewesen wären.

Ohnerachtet die Mongols allerley Thierhäute im Ueberfluß haben, so sind doch die Schaf- und Lämmer-Felle die gewöhnlichste Tracht, derer sie sich bedienen. Sie tragen aber die Wolle inwendig, und die Haut auswendig; sie wissen solche wohl zuzubereiten, und mittelmäßig weiß zu färben. Die Häute der Hirsche, Gemsen, wilder Ziegen und anderer Thiere werden sonderlich von den Reichen im Frühjahr meistens statt der Unterkleider getragen. Ihre Gezelte sind beständig mit dem Geruch eines Schafstalls angefüllet, dessen man so leicht nicht gewohnt werden kann. Die Zelter der Mongols sind auch weit unbequemer als der Mantcheousen, welche lezte nur aus einfacher oder doppelter Leinewand bestehen, fast wie die europäischen Feldgezelte sind. Die Mongolischen sind rund, und haben in der Mitte eine Oeffnung, dadurch der Rauch ausgehen kann. Solange das Feuer brennet, sind sie ganz warm; sobald dieses aber nachläßet, empfindet man die strengste Kälte. Wer sich nicht wohl in acht nimmt, kann

des

des Nachts im Bette erfrieren. Dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, oder sie doch zu verringern, haben die Mongols den Gebrauch, daß sie die Thüren zum Gezelt sehr klein und niedrig machen. Im Sommer sind diese Zelte ganz unerträglich, theils wegen der Hitze, die inwendig ist, theils wegen der Feuchtigkeit vom heftigen Regen, und wegen des Koths, der sich von aussen herum sammlet. Inzwischen ist die Gewalt der Erziehung und der von Jugend auf eingesogenen Vorurtheile so groß, daß sie ihre Zelte allen Bequemlichkeiten der chinesischen Häußer weit vorziehen, blos darum, weil sie solche mit dem Wechsel der Jahreszeiten verändern können. Im Winter schlagen sie dieselben entweder in einer Tiefe, oder hinter dem Schutze eines Hügels, oder unter einem Berge auf; im Sommer aber am Ufer eines Sees, oder an einem Fluß oder kühlen Bach. Die Fischerey wird von diesen Leuten stark getrieben. Ackerbau und Gartenbau haben sie gar nicht, weil sie glauben, daß die Kräuter allein für das Vieh sind.

Die mongolische Tatarn, als die zweyte große tatarische Nation, begreifen die eigentlich sogenannten Mongols, die Kalkas, und die Calmücken oder Eluths unter sich. Von den Mongols oder Kalkas ist schon hinlänglich geredet worden. Die Calmücken, die man auch Eluths nennet, bewohnen die Gegend, die von Abend gegen Morgen zwischen dem caspischen Meer und dem Berg Altai liegt. Von Mitternacht gegen Mittag gerechnet wohnen sie zwischen den Moscowitern und Usbekischen Tatarn,

tarn, mit welchen leztern sie unaufhörlich in Kriegen verwickelt sind. Sie haben sich bis gegen Thibet ausgebreitet. Diese Eluths sind heut zu Tage von dreyerley Gattung, ob sie gleich einerley Ursprung haben. Die erste Art darunter ist jezt die zahlreicheste und mächtigste. Sie lassen sich alle Winter am Ufer des caspischen Meeres nahe bey Astracan nieder, woselbst sie einen großen Handel treiben. Sie wohnen unter allen am meisten gegen Abend, und haben Moscau, Samarkand, Kaskar, und andere Gegenden der Usbekischen Tatarn zur Grenze. Gegen Morgen breiten sie sich bis an dasjenige Gebürge aus, welches wahrscheinlicher Weise ein Anhang von dem Gebürge Caucasius ist. In Europa sind sie unter dem Namen der Calmücken bekannter, als in der Tatarey, wo man sie Eluths Aouki nennet. Sie stehen mit den andern weiter morgenwärts wohnenden Eluths in einem Bündnisse, und treiben einigen Handel mit ihnen.

Die zwote Gattung der Eluths, die bey den Moscowitern gleichfalls Calmücken heissen, sind diejenigen, die von nur gedachtem Gebürge an bis zu einem andern ausgebreitet sind, darunter der vornehmste Berg Altai heisset, aus welchem die beyden in Sibirien berühmten Flüsse Ob und Irtisch entspringen. Dieses Volk hat sich durch Uneinigkeiten und innerliche Kriege selbst ziemlich aufgerieben. Die dritte Gattung der Eluths sind diejenigen, die den Strich Landes bewohnen, der zwischen einem Theil der Provinz Chen si, Se tchuen, und dem Königreich Thibet liegt.

liegt. Sie ſind es, die das Königreich Thibet erobert, und dem großen Lama gegeben haben.

Die dritte tatariſche Nation beſtehet aus tatariſchen Muhammedanern, darunter die Usbeks die vornehmſten, und ſowol in Europa als China bekannt ſind. Ihr Land erſtreckt ſich von Perſien und dem caſpiſchen Meer an bis an die Grenzen Eluths, und von der Mittagsſeite ſind ſie China ziemlich nahe. Zu den mahumedaniſchen Tatarn gehören auch die von Tourfan, Karkan, und Hami. Sie ſtehen jezt meiſtens unter chineſiſchem Zepter.

Noch erwähnet unſer Autor einer vierten Nation der Tatarn, nämlich derjenigen, die unter Beherrſchung der Ruſſen oder Moscowiter ſtehen. Dieſes iſt der größte Theil der Tatarey, indem er ſich von Moſcau an bis an das morgenländiſche Meer erſtrecket, und vom Eißmeer bis zum 50ten Grad der mitternächtlichen Breite rechnet. Hieher ſind nun alle die beſondern tatariſche Stämme zu rechnen, die in Sibirien und an den Grenzen Sibiriens, vornämlich an den Flüſſen Tobol, Irtiſch, Ob, Tom, und Jeniſei. Von dieſen Völkern haben wir ſchon im 5ten Bande dieſer Sammlungen der Reiſebeſchreibungen ausführliche Nachrichten gegeben.

Alle jezt benannte Völker nehmen, nach unſers Autors Beſtimmung, dasjenige überaus weitläuftige Land ein, welches er die große Tatarey nennet. Sie grenzt gegen Abend an Moſcau, das caſpiſche Meer und einen Winkel von Per-

sien; gegen Mittag an einen Theil von Persien, an das mogulsche Gebiet, und an die Reiche Arracan, Ava, China, und Corea. Gegen Morgen hat sie das Morgenländische, und gegen Mitternacht das Eißmeer zur Grenze. Diese ungeheuer große Gegend, die ehedem unter so viele kleine Fürsten vertheilet war, stehet jezt unter der Beherrschung theils des chinesischen Kayſers, theils des moscowitischen Czaars. Nur die Länder Usbeck, Thibet, Calmak und einige andere kleine Staaten, die zum Theil an das Königreich Ava, zum Theil an die Provinz Se tchuen grenzen, sind noch unabhängig.

Das Königreich Corea grenzet gegen Norden an das alte Land der morgenländischen oder mantcheousischen Tatarn. Gegen Abend stößt es an diejenige chinesische Provinz, welche Leao tong oder Quan tong genennet wird; und daselbst ist sie von der morgenländischen Tatarey durch ein hölzernes Stacket getrennet, welches die Chineser die hölzerne Mauer nennen, Mon teou Jching. Gegen Morgen und Mittag wird es von dem Meer, darauf sich einige Inseln befinden, eingeschlossen. Corea erstreckt sich also von Mitternacht bis Mittag beynahe auf neun Grade, und seine Breite von Morgen gegen Abend wird nicht viel über 6 Grade betragen. Die vornehmsten Flüsse, die dem Lande zur Vertheidigung dienen, und die es bereichern, sind Yalou und Toumen. Die Häußer der Coreenser sind nur ein Stockwerk hoch, und sehr schlecht gebauet. Diese Häußer sind auf dem Lande von Erde, und in den Städten gemeiniglich von gebrannten

Stei-

Steinen. Die Stadtmauern sind nach chinesischer Art erbauet, und haben viereckigte Thürme, viele Absätze, und gewölbte Thore. Allein diejenige große Mauer, welche die Coreenser errichtet haben, um sich wider die Tatarn zu decken, kommt gar in keine Vergleichung mit der großen Mauer in China gegen Morgen zu, da sie weder so hoch, noch so dick ist; indessen ist sie auch schon fast ganz niedergerissen. Die Hauptstadt heißt King ki tao.

Die Coreenser kleiden sich auf chinesische Art, wie die zur Zeit der lezten kayserlichen Familie gewohnt gewesen sind. Sie tragen Röcke mit langen und weiten Ermeln, eine hohe und fast viereckigte Mütze, einen zirkelförmigen Gürtel, und Stiefeln von Leder, Leinewand, oder Atlas. Ihre Sprache ist von der Chinesischen und Tatarischen unterschieden. Daher müssen sie, wenn sie nach China reisen, einen Dolmetscher mitnehmen. Sie folgen der Lehre des Confucius; die Bonzen hingegen werden verachtet, und dürfen ihre Pagoden nur außer der Stadt aufbauen. Man hat nie die christliche Lehre in Corea geprediget, obgleich zu verschiedenen Zeiten einige Coreenser zu Peking sind getauft worden. Die Regierungsform ist der Chinesischen sehr ähnlich. Das Königreich ist in 8 Provinzen abgetheilet, und jede Provinz in verschiedene Gerichtsbarkeiten, welche eben die Gesetze und Vorrechte haben, die sich bey den chinesischen Städten, die man Fo nennet, über diejenigen, die Hien heißen, befinden. Das kostbarste in Corea ist die Einsammlung des Krautes Ginseng, und die

Zobeljagd. Sie treiben auch einen starken Handel mit Pappier aus Baumwolle. Der König von Corea ist dem chinesischen Kayser zinnsbar.

Die Bucharey ist ein Land von einem sehr ansehnlichen Umfange, und liegt zwischen Turchestan, der großen Calmückey, dem caspischen Meer, Persien, Indien, und Mongalien. Die Erdbeschreiber sehen die Bucharey gemeiniglich für ein Stück der großen Tatarey an. Wie denn auch die Calmücken würklich einen Theil davon an sich gerissen haben. Inzwischen kann die Bucharey dem ohngeachtet als ein besonderer Staat betrachtet werden, und zwar so gut als China, welches gleichfalls von den Tatarn überwältiget worden. Die Bucharey wird in die kleine und große abgetheilet.

Die große Bucharey liegt zwischen dem 36. und 45. Grad. Sie grenzet auf der Nordseite an das Land Turchestan, und an einen Theil der morgenländischen Calmückey, gegen Abend an Persien und an das caspische Meer, gegen Mittag an Indien, und gegen Morgen an die kleine Bucharey, wovon sie durch das hohe Gebürge unterschieden ist, welches man Parapomisus nennet. In den allermeisten Landcharten heißt es das Land der Usbecker, weil die Usbecks die Bucharen unter sich gebracht, und sich ihrer Hauptstadt bemächtiget haben, worauf denn das ganze Land nach und nach zinnsbar gemacht worden ist. Die Usbecks beunruhigen sie auch noch bis auf den heutigen Tag gar sehr, und nöthigen

sie

sie beständig zur Entrichtung eines Tributs. Und obwol die Bucharen nichts unterlassen, ein solches beschwerliches Joch abzuwenden, so haben sie doch noch nie ihren Zweck erreichen können. In der großen Bucharey giebt es verschiedene Städte, wovon jede ihren besondern Regenten hat, welcher Chan heißet. Die vornehmsten darunter sind Buchara, die Hauptstadt, welche zweymal größer seyn soll als Moscau; und Balick, die eben nicht viel zu bedeuten hat.

Die kleine Bucharey wird von einigen Mogulien genennet. Sie liegt unter dem 36. und 42. Grade, und hat zu Grenzen gegen Morgen das Land Mongalien und die chinesischen Wüsten, gegen Mittag Indien, gegen Abend die große Bucharey und Persien, und gegen Morgen einen Theil von Mongalien und die morgenländische Calmückey. In der Länge beträgt dieses Land ohngefähr 200 französische Meilen. Man trifft in demselben verschiedene Wüsteneyen an. Das übrige bestehet in ein paar dutzend Dörfern. Nur zwo Städte sind von einiger Erheblichkeit, nämlich Jevken, welches die Hauptstadt, und sehr groß und volkreich ist, und Kaskar, die am Fuß des Gebürges Parapamisus lieget. Der Beherrscher der Bucharen hat den Titel Contaisch, welches so viel bedeutet als großer Monarch. Dieser sucht allemal nach eigenem Belieben aus den Vornehmsten des Landes einen aus, den er zum Generalcommendanten macht, unter welchem die andern untergeordneten Obrigkeiten stehen, die jederzeit über eine gewisse Anzahl von Familien die Aufsicht haben. Diese

Obrigkeiten untersuchen und entscheiden die Streitigkeiten unter den Unterthanen, und sind verpflichtet, von allem, was vorfällt, an die Obern zu berichten. Durch diese eingeführte Regierungsart hält der Contaisch vortreffliche Ordnung; und alle seine Unterthanen leben in Friede und Einigkeit.

Die Bucharen sind eben nicht sonderlich zum Krieg geneigt. Die Waffen, derer sie sich gemeiniglich bedienen, sind die Lanze, der Säbel, und Bogen. Doch findet man einige, welche Flinten und Schießgewehr führen. Die reichsten unter ihnen tragen Panzerhemden. Wenn der Contaisch eine Armee zusammenbringen will, so kann er in wenig Tagen über 20000 Mann haben, wenn er aus 10 Familien nur einen Mann nimmt. Die Häußer der Bucharen sind von Stein gebauet, und gut genug. Ihre Meubles sind sehr mäßig. Von Schmuck und Zierrathen wissen sie gar nichts. Sie haben weder Tische noch Stühle. In ihren Kammern siehet man weiter nichts als einige chinesische mit Eisen beschlagene Kasten, darauf sie die Betten am Tage binden, auf welchen sie des Nachts gelegen haben; und behängen solche mit einer Decke von gemaltem Cattun. Sie haben auch daselbst einen Vorhang, der mit allerley Blumen bemalet ist, und hinter demselben ein hölzernes Bette, darauf sie des Nachts ihre Betten legen. Sie schlafen des Nachts ganz nackend. In ihrer Cammer haben sie nach der Anzahl der Familie verschiedene eiserne Töpfe, die in einem Heerd nahe bey dem Camin eingemauert sind, so daß im Winter zugleich gekochet, und

die Cammer geheißet werden kann. Sie bedienen sich bey ihren Mahlzeiten weder der Messer, noch der Gabeln. Das Fleisch, das ihnen aufgesetzet wird, ist in kleine Stücken zerschnitten; daher ergreifen sie es mit den Fingern, und verschlucken es. Ihre Löffel sind von Holz. Sie gehen fast wie die Tatarn gekleidet.

Das Land, welches diese Leute bewohnen, ist an allerley Früchten und an Wein geseegnet. Die Wärme ist bey ihnen im Sommer so groß, daß man außer dem Hauße nicht dauern kann. Die Leute sind gemeiniglich etwas schwarzbraun im Gesichte, wiewol es auch nicht an weißen, schönen, und wohlgebildeten Personen unter ihnen fehlet. Sie haben natürlichen Witz. Gegen Fremde sind sie sehr liebreich und gutthätig, von Natur aber doch sehr gewinnsüchtig. Sie treiben einen starken Handel nach China, Indien, Persien, und Rußland. Sie wissen aber die Leute auch gut zu betrügen.

Sowol die Sprache, als auch die Religion dieser Leute ist in vielen Stücken von der Religion der Türken und Perser unterschieden; doch haben sie auch etwas ähnliches mit derselben. Sie haben ihren Alcoran, schreiben aber dessen Verfertigung nicht dem Mahammed, sondern Gott selbst zu, der dieses Buch, wie sie sagen, den Menschen durch Mosen und die Propheten mitgetheilet hat. Sie glauben aber dabey, daß Mahammed eine Erklärung davon gegeben, und eine Sittenlehre daraus gezogen habe, die sie verehren, und darnach sie leben müßten. Sie glau-

ben ferner eine Auferstehung und ein künftiges Leben nach dem Tode; aber das können sie sich nicht vorstellen, daß jemals ein Sterblicher zur ewigen Höllenstrafe verdammt werden könne. Vielmehr halten sie dafür, daß die Teufel, weil sie die Menschen zur Sünde verführen, auch die Strafe der Sünden ewig werden tragen müssen. Sie glauben überdem, daß am lezten Tage der Welt alles, was nur existiret, Gott allein ausgenommen, werde dem Wesen nach zerstöret werden, und daß mithin alle lebendige Creaturen sterben, nach der Auferstehung aber alle Menschen, nur eine kleine Anzahl Auserwählte ausgenommen, gereiniget, das ist, durch das Feuer geprüfet werden würden, und zwar ein jeder nach dem Maaße seiner Sünde. Sie glauben, daß acht verschiedene Paradieße für die Frommen, und sieben verschiedene Höllen für die Gottlosen seyn würden. Alle Jahre haben sie ein großes Fasten, nämlich vom 15ten Julii an bis in die Mitte des Augusts, binnen welcher Zeit sie den Tag über nicht einen Bissen genüßen; statt dessen aber essen sie des Nachts zweymal, einmal wenn die Sonne untergegangen ist, und zum zweytenmale in Mitternacht. Während dieser ganzen Zeit dürfen sie kein anderes Getränk als Thee genüßen. Wer im geringsten gegen diese Vorschrift handelt, der wird augenblicklich dazu verdammt, daß er dem besten unter seinen Sclaven die Freyheit schenken, oder an 60 Personen einen guten Schmauß geben, und überdieß 85 Streiche aushalten muß, die ihnen ihr Hoherpriester mit einer ledernen Knutpeitsche auf dem bloßen Rücken ertheilet.

Die Bucharen beten des Tages fünfmal. Erstlich mit dem Anbruch des Tages, zweytens zu Mittag, drittens Nachmittag, viertens bey Untergang der Sonne, und fünftens in der dritten Stunde der Nacht. Zu diesen Zeiten geben ihnen ihre Abis, welche eine Gattung von Priestern sind, ein gewisses Zeichen. Diejenigen, daß sie lesen und Bücher erklären können, stehen bey dem Volke in großer Hochachtung. Man nennet sie Mula. Wenn die Weiber der Bucharen gebären, so werden sie 40 Tage für unrein gehalten, und dürfen sich in dieser Zeit nicht einmal unterstehen, ein Gebet zu Gott zu thun. Die Knaben werden beschnitten. Die Bucharen kaufen ihre Weiber. Der Preiß ist nach Unterschied der Schönheit auch unterschieden. Wer viele schöne Töchter hat, kann sehr reich werden. Der Mann kann seine Frau, mit welcher er nicht zufrieden ist, ohne Bedenken zurückschicken; er muß ihr alsdann aber alles lassen, was er ihr gegeben hat, solange sie bey ihm gewesen ist. Auch die Frau kann sich von ihrem Mann scheiden, wenn sie will; nur darf sie alsdann nicht das geringste mit aus dem Hauße nehmen.

Wenn ein Buchar krank wird, so bedient er sich folgender Arzney. Ein Mula liefet ihm aus einem Buche etwas vor, bläset ihm zu verschiedenenmalen ins Gesicht, und macht mit einem sehr scharfen Messer vielerley seltsame Wendungen über dem Gesicht des Kranken. Sie bilden sich ein, daß sie damit die Wurzel der Krankheit abschnitten, welche sie für ein Werk des Teufels halten. Stirbt ein Buchar, so legt ihm ein

Priester den Alcoran auf die Brust, und lieset etliche Gebete her.

Das Königreich Thibet ist das Land, das unter der Beherrschung des großen Lama stehet. Man nennet es auch Barantola. Die Einwohner von Cachemire und der jenseit des Ganges gelegenen Städte nennen es Bouton. Bey den Chinesern heißt es Tsan. Andere geben diesem Reiche den Namen Lasa; eigentlich aber heißt nur die Hauptstadt so, wo die Pagode des großen Lama befindlich, mithin die ehrwürdigste, beste, und volkreichste Gegend ist, darinn alle Nothwendigkeiten des Lebens anzutreffen sind. Allhier herrscht die abscheuliche Gewohnheit, daß einem Weibe erlaubt wird, mehrere Männer, wenn es auch gleich leibliche Brüder sind, zu haben. Sie theilen die Kinder, die von einer solchen Frau zur Welt gebracht worden, unter sich, so daß der älteste darunter das erste bekommt, die jüngern aber die, welche nachher geboren werden. Wenn man den Lamas eine so schändliche Unordnung vorhält, so entschuldigen sie sich mit der Wenigkeit der Weiber zu Thibet sowol als in der Tatarey, wie denn auch würklich weit mehr Knaben als Mägdchen angetroffen werden.

Seit dem Kriege, den das Königreich Thibet mit den Tatarn Eluths geführet hat, kann man nichts gewisses von der gegenwärtigen Regierungsform sagen. Vor diesen Verwirrungen war der große Lama der einzige Herr von Thibet. Weil er sich aber in keine weltliche Angelegenheiten einlässet, so erwählte er einen im Lan-

de

de gebornen Mann, dem er den Namen Tipa oder Deva beylegte, und die Vollmacht ertheilte, das Volk in seinem Namen zu regieren. Dieser Tipa trägt zwar den Ornat des Lama, aber er ist nicht zu den Pflichten dieses Standes verbunden. Diese Obliegenheiten sind nun weder ihrer Beschaffenheit nach leicht, noch ihrer Anzahl nach gering. Man findet auch keinen einzigen Lama, der sie alle beobachtete; sondern sie theilen die Last unter sich. Der eine bringet diese, der andere jene Vorschrift in Ausübung. Inzwischen haben sie gewisse allgemeine Gebetsformeln, die sie alle auf eine nicht unangenehme Art absingen, wie sie denn auch ohne Ausnahme verbunden sind, die Eitelkeit der Welt zu verleugnen, im ledigen Stande zu leben, und keine Handthierung zu treiben. Der große Lama wohnt nicht in der Stadt, sondern nahe dabey in einer der schönsten Pagoden, deren verschiedene um den Berg Boutola herum aufgebauet sind. Er sizt in derselben über einem Altar auf einem grosen und prächtigen Küssen, und hat die Beine kreutzweise übereinander geschlagen. In dieser Positur nimmt er alle Ehrenbezeigungen und Anbetungen an, nicht allein von seinem eigenen im Lande wohnenden Volke, sondern auch von einer erstaunlichen Menge Fremden, welche lange und beschwerliche Reisen antreten, um demselben auf beyden Knien ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und seine päbstliche Benediction zu empfangen. Unter diesen Pilgrimmen sind viele, die selbst aus Indostan dahin kommen, und die dem großen Lama ihr verdienstliches Werk sehr herausstreichen, indem sie ihm erzählen, wie sauer ihnen

ihre Reise geworden sey, und was sie von Indien bis Lasa haben ausstehen müssen.

Nächst den Thibetanern sind die Tatarn die eifrigsten Verehrer des großen Lama, und man findet zu Lama Tatarn, die aus den entlegensten Gegenden der Tatarey gekommen sind. Die vornehmsten Fürsten sind so wenig als der Pöbel von dem niederträchtigen Bezeigen gegen den großen Lama befreyet, und er begegnet ihnen nicht liebreicher als den Armen. Er danket keinem einzigen. Er entblößet sein Haupt nicht; er stehet nie von seiner Stelle auf. Alles, was er thut, ist, daß er seinen Anbetern die Hand auf das Haupt legt, wodurch sie denn Vergebung ihrer Sünden erhalten zu haben glauben. Die Fürsten und Völker vieler Länder unterwerfen sich allen diesen Pflichten gutwillig, und zwar darum, weil sie glauben, daß der Foe in dem großen Lama lebe, und lezterer dem erstern an Macht und Heiligkeit gleich sey. Sie glauben ferner von ihm, daß er unsterblich sey; oder wenn er auch zu sterben schiene, so verändere er nur seine Wohnung, und bekomme einen ganz neuen Leib; er könne alsdann eine neue Geburt suchen, wo er wolle, und sich an allen Orten zu erkennen geben. Welch ein Glück für ein Land, darinn er angetroffen wird! Man hat wol eher erlebt, daß er selbst von tatarischen Fürsten ist gesucht worden. Sie müssen davon an gewisse Lamas Bericht abstatten, die allein die Merkmale wissen, daran er erkannt werden kann, oder besser zu sagen, die allein das Kind am besten kennen, welches der vorige Lama be-

trü-

trügerischer Weise zu seinem Nachfolger ernennet hat.

Außer dem großen Lama, der das Oberhaupt der Religion und der oberste Beherrscher von Thibet ist, sind im Lande noch andere Fürsten anzutreffen, unter deren Befehlen einige Städte und eine Anzahl von Unterthanen stehen. Sie tragen die Kleidung der Lamas, und nennen sich erste und oberste Minister des großen Lama, ob sie gleich in Wahrheit ihm nicht mehr dienen, als ihnen beliebig ist. An verschiedenen Orten dieses Reichs findet man große Pagoden, worinnen die vornehmsten Lamas wohnen.

Engelbrecht Kämpfers Beschreibung des Japonischen Reichs.

Erstes Hauptstück.

Reise von Batavia durch Siam nach Japon. Geübte Schwimmer in Malacca. Beschreibung des Königreichs Siam, der Hauptstadt Juthia und Festung Bankock. Götzentempel. Berühmte Pyramide Puka thon. Von der Religion der Siamer; von ihrem Gott Prah, und ihren Geistlichen. Ueberschwemmung des Flusses Meynam. Des Autors Ankunft in Japon.

Der berühmte ehemalige lemgosche Arzt, D. Kämpfer, war gegen Ende des vorigen Jahr-

Jahrhunderts als schwedischer Gesandschaftsse-cretair nach Persien gegangen, und hatte sich, nach geendigter Gesandschaft, in Diensten der holländischen ostindischen Compagnie nach Japon begeben. Hier hatte er Gelegenheit, den sonst wenig bekannten Zustand dieses Reichs zu erforschen. Seine Beschreibung davon ist der du Haldischen Reisebeschreibung als eine Zugabe beygefüget worden, und aus dieser Ursach rücken wir hier einen Auszug ein, der um so angenehmer werden muß, da Kämpfer noch immer der einzige und beste Gewährsmann in dem bleibet, was Japon betrifft.

Nachdem er sich eine Zeitlang zu Batavia, der Hauptstadt der holländischen ostindischen Compagnie die auf der Insel Java lieget, und die Residenz des Generaldirectors der Compagnie ist, aufgehalten hatte, fand er Gelegenheit, als Gesandschaftsmedicus eine Reise nach Japon auf einem holländischen Schiffe zu thun. Seit damals hundert Jahren ist allen europäischen Nationen der Zugang zum japonesischen Reiche versperret gewesen, nur nicht den Holländern, als welche man dort für ehrlicher hält, als andere Europäer. Die Holländer dürfen aber doch nur unter mancherley Einschränkungen hinkommen; und ihr Resident hat die Freyheit, jährlich einmal am Hofe zu erscheinen, und dem Kayser aufzuwarten. Das ist die einzige Gelegenheit, da ein Europäer Zutritt finden, und sowol die Größe des Reichs als die Pracht des Hofes kennen lernen kann. Unter allen Europäern, die am wenigsten in das Reich eingelassen wer-

werden, sind die Portugiesen den Japonesern am gehäßigsten, so daß diese bey Lebensstrafe und Confiscation aller ihrer Schiffe und Waaren nicht in das japonesische Gebiet kommen dürfen. Ja das gehet so weit, daß, als einmal der Gouverneur von Macao, einer den Portugiesen in China zugehörigen Handelsstadt, einige Japoneser, welche an den chinesischen Küsten Schiffbruch gelitten hatten, gut aufnahm, und wieder nach Japon bringen ließ, die Portugiesen mit genauer Noth wieder zurückgelassen worden sind, und die überbrachten Japoneser ins Gefängniß geworfen wurden.

Das holländische Schiff nahm seinen Weg von Batavia nach Siam. Selbiger ist sehr beschwerlich und gefährlich wegen der vielen kleinen Inseln, Felßen, und Sandbänke. Ein weiser und erfahrner Steuermann muß immer in einer gewissen Entfernung vom Lande bleiben. Doch muß er sich auch nicht zu ferne halten, damit er in dem Fall, wenn unversehens ein heftiger Windstoß kommt, im Stande sey, Anker zu werfen, um zu verhüten, daß sein Schiff weder scheitere, noch allzuweit von der Straße abgeführt werde. Das ist die Ursache, warum in dieser Gegend die Schiffe gemeiniglich vor Anker liegen. Die gefährlichste Straße ist bey Banca, die von einer Insel dieses Namens und den Küsten von Sumatra zu einer Meerenge gemacht wird, die nicht tief, und voll von Sandbänken ist. Die Küsten von Sumatra sind längst dieser Meerenge ganz niedrig, ohne Hügel und Berge, jedoch mit Holz besezt. Banca hingegen ist felßigt, und

an

an einigen Orten mit Bergen besezt, an andern Orten aber ganz niedrig und grün bewachsen. Alle Schiffe, die von den morgenländischen Küsten nach Malacca, Siam, Cambadia, Cochinchina, China und Japon gehen, müssen diese Meerenge paßiren. Die Küsten von Sumatra, gegen Banca über, haben drey merkwürdige Spitzen oder Erdzungen, die sich in gedachte Meerenge vorwärts erstrecken. Das Ende dieser Meerenge ist zwischen dem Einfluß des Flusses Palimbong und einem sehr hohen Felßen, Namens Monapin, am äußersten Ende der Banca. Das Schiff paßirte glücklich die Linie, nachdem es hinter die Insel Puli Saia gekommen war. Sie seegelten auf Puli Timon, weil die Schiffe, der Instruction zufolge, daselbst gemeiniglich frisch Wasser und Holz laden. Puli Timon ist eine von den größesten Inseln, die auf der Morgenseite von Malacca liegen. Sie stehet unter dem Könige von Jahor, der zu Siperka, auf dem festen Lande von Malacca, seine Residenz hat. Er hält daselbst zwey Ouang keys, die diese Insel regieren, und die an den beyden äußersten Enden derselben wohnen. Ouang key bedeutet aber in der malayschen Sprache soviel als einen Forstmeister. Die Einwohner sind nicht anders als eine Art Banditen, die seit geraumer Zeit daselbst gewohnet, und sich sehr vermehret haben. Sie leben in kleinen Hütten von einander abgesondert. Da die Insel voll von Bergen und Klippen ist, so legen sie diese Hütten an den Ebenen und Niedrigungen an, damit sie daselbst Bäume pflanzen können. Die Einwohner dieser Insel sind nicht träge, und se-

hen

hen auch nicht übel aus. Sie sind etwas schwärzer als die zu Java, wie sie denn auch der Linie näher wohnen. Sie reissen den Bart aus, wie die Männer zu Malacca und Sumatra, daher sie wie alte Weiber aussehen. Sie sind insgesammt Muhammedaner. Diese Insel bestimmt ohngefähr die Hälfte der Reise von Batavia nach Siam.

Die Reise gieng weiter längst den Küsten von Malacca, die so, wie die Küsten von Ceylon, sehr uneben, und voll von Felßen und Bergen an der Meerseite sind. Sie kamen auch zu einer kleinen Stadt von Malacca, die von den Einwohnern, welche lauter Fischer sind, Terchannu genennet wird. Sie bestehet kaum aus 50 Hütten, die längst dem Ufer gebauet sind. Die Küsten von Malacca schienen sehr volkreich zu seyn. Die Leute von Malacca, wie auch diejenigen, welche auf der andern Seite an der Meerenge von Malacca, am bengalischen Meerbußen und in der Nachbarschaft herum wohnen, finden an der Leinewand ein ausserordentliches Wohlgefallen. Sie vertauschen gegen dieselbe alle Waaren und Nahrungsmittel, und diejenigen, die diesen Handel treiben, haben großen Profit. Sie sind meistentheils Fischer, schwimmen hurtig, und befinden sich immer auf dem Meere. Unser Autor hat von verschiedenen Matroßen erfahren, daß die Einwohner der Inseln Nicobar, die im bengalischen Meerbußen liegen, so hurtige Schwimmer sind, daß sie ein Schiff in vollen Seegeln einholen können. Indem sie schwimmen, heben sie sich zuweilen hoch über das Wasser. Auf welcher Seite sie nur das Schiff erreichen, da klettern sie mit bewunderns-

würdiger Geschwindigkeit herauf. Sie sind größtentheils stark, wohlgebauet, und haben einen großen Mund und lange Zähne. Die Portugiesen pflegen sich vor diesen Inseln lange aufzuhalten, und zu handeln. Sie haben eine ganz eigene Sprache; inzwischen verstehen sie doch einige malaysche, portugiesische und holländische Worte.

Nach einer langen Fahrt kam unser Autor vor den rauhen und felßigten Küsten des Königreichs Ligor vorbey in das siamische Gebiet, und er langte am 6ten Junius in die Rhede vor Siam an, nachdem er den 7ten May 1690 zu Schiffe gegangen war. Der Ausfluß des Meynam ist gegen Norden drey Meilen weiter entfernt. Von dem Orte, wo sie den Anker geworfen hatte, bis zum Ausfluß des Meynam ist der Boden des Meeres thonigt und sumpfigt, daher alle Arten von Schiffen daselbst sicher liegen können. Unterwegens bemerkten sie gewisse Zeichen, die ausgesteckt waren, damit die Schiffe, die zu leicht sind den Strom auswärts zu fahren, sich vor den seichten Orten hüten können. Der Ausfluß des Meynam geschiehet zwischen zween Aermen niedriger und morastiger Erde. Nicht weit davon erblicket man auf jeder Seite des Flusses eine Batterie von Canonen, die seit den Händeln mit den Franzosen daselbst war angelegt worden. Das Quartier der Holländer, das den Namen Amsterdam führet, ist fast zwo Meilen von der Mündung mehrgedachten Flusses entfernet.

An dem Tage, da unser Autor in das holländische Lagerhauß ohnweit Judia ankam, erhielt

der

der Director der Compagnie Befehl, des folgenden Tages niemanden ausgehen zu lassen, weil der König vorbeyreisen würde. Denn wenn der König von Siam ausgehet, so muß sich jedermann verbergen; und eben so wird es in Persien bey dem Ausgang der Gemalinnen des Königs gehalten. Alle Fenster werden zugehängt, und man hört nicht das geringste Geräusch. Begegnet einer dem König, oder seinen Gemalinnen, oder seiner Prinzessin, von ohngefähr auf freyem Felde; so muß er mit dem Gesichte auf die Erde fallen, und ihnen solange den Rücken zukehren, bis er sie nicht mehr sehen kann.

Das Königreich Siam ist der mächtigste unter allen asiatischen Staaten, die von den Schwarzen bewohnet werden; und der Hof des Königs ist der prächtigste unter allen Fürsten dieser Nation. Der damals regierende Tsiaufa oder König hieß Petraatia. Er bemächtigte sich des Thrones nach dem Tode seines Vorfahren, des Pro Narees Naray e Pintsiau, und schaffte alle diejenigen auf eine grausame Art aus dem Wege, die ein besseres Recht zur Krone hatten als er. Er führte unter voriger Regierung das Generalcommando über sämmtliche Truppen. Der verrätherische Staatsminister Constantin Faulcon, ein Grieche, lockte die Franzosen ins Land, indem er bey dem vorigen König vorgab, daß die Einwohner dadurch gesitteter gemacht werden könnten. Er gab den Franzosen die Festung Bankok ein, welche der Schlüssel zum Königreich ist, und am Flusse Meinam sieben Meilen vom Hafen liegt. Die Franzosen machten sie

noch fester, und versprachen dem Faulcon, ihn in seinem verrätherischen Anschlage, den Monpi totso, einen Eidam des Königs, gleich nach des Königs Tode, auf den Thron zu erheben, den Petraatia aber und seine zween Söhne, desgleichen die zween Brüder des Königs, auf die Seite zu schaffen. Die Anverwandten des Monpi brachten in kurzer Zeit 14000 Mann auf die Beine, und Faulcon hatte zu Erleichterung seines Vorhabens dem an der Wassersucht krank liegenden König weiß gemacht, daß es zur Sicherheit seiner Person bey annoch währender Krankheit sehr zuträglich seyn würde, wenn er den französischen General Desfarques, nebst einem Theil der Garnison der Haupt- und Residenz-Stadt Juthia, nach Livo, woselbst der König krank lag, kommen ließe. Indem die Franzosen im Anmarsch waren, entdeckte Petraatia die Conspiration. Er gab dem kranken König Nachricht davon, und brachte es dahin, daß dem Monpi und Faulcon die Köpfe abgeschlagen wurden. Der französische General wunderte sich sehr über diese große Veränderung. Man empfieng ihn inzwischen sehr höflich, und beschenkte ihn im Namen des Königs mit einem goldenen Boeßet in einer Büchse von Pisangholz. Ehe man ihn aber nach Bankok zurückkehren ließ, mußte er sich anheischig machen, diesen Ort in die Hände der Siamer wieder zu übergeben; und mußte zween seiner Söhne nebst 12 Franzosen zu Livo als Geißeln lassen. Allein er war kaum zurück, als er aus rasendem Zorne alle Ruderknechte, die ihn dahin gebracht hatten, ins Gefängniß werfen; die Schiffe aber, die den Siamern

mern gehörten oder vorbey seegelten, in den Grund bohren ließ. Und als er merkte, daß zween Siamer sich in Vollstreckung seiner Befehle säumig erwiesen, ließ er sie auf den Wällen vor den Augen ihrer Landsleute aufhenken, und übte allerley Feindseligkeiten aus. Dadurch mußten die Siamer sehr erbittert werden; und es würde dem französischen General mit seinen Leuten übel ergangen seyn, wenn er nicht nachher gute Worte gegeben, und der holländische Gesandte es nicht durch seine Fürsprache dahin gebracht hätte, daß man sie in Frieden ziehen ließ. Während diesen Verwirrungen ließ Petraatia noch alle andere Anverwandten des Königs umbringen; und als der König endlich für Gram starb, bestieg Petraatia den Thron.

Die alten Gesetze von Siam bringen mit sich, daß, nach dem Tode des Königs, dessen Bruder die Krone erhalten, und nach dem Tode des Bruders, oder wenn er keinen Bruder hat, der älteste Sohn folgen soll. Diese Gesetze sind aber so oft verändert und die Succeßionsordnung zerrüttet worden, daß heut zu Tage, wenn ein König stirbt, sich derjenige der Krone bemächtiget, der aus dem königlichen Hauße die meiste Macht in Händen hat. Diese Unordnung hat auch zuweilen Auswärtige bewogen, nach der Krone zu streben.

Das Königreich Siam heißt in Siam selbst Muan thai, d. i. das Land des Thai. In ihren Schriften setzen sie noch auf siamisch die Worte hinzu: Der Umkreis der Besuchung der Götter. Die Mala-

gans und Peguaner nennen dieses Reich Tsiam. Es grenzet gegen Morgen an die Königreiche Tunquin, Cochinchina und Lambodia, gegen Mittag an das Meer und an das Land Malacca, gegen Abend an Pegu, und gegen Morgen an Laos. Nach Maasgabe der Größe ist dieses siamische Reich eben nicht stark bevölkert, ausgenommen um den Hauptstrom herum. Dieses Reich enthält 12 große Provinzen, davon jede durch einen Oja oder königlichen Statthalter regieret wird.

Die Hauptstadt des Königreichs heißt Juthia oder Judia. Diese Stadt lag ehedem an dem Orte, wo jezt Bankok ist, am abendländischen Ufer des großen Flusses Meinam. Man hat sie aber daselbst niedergerissen, und da angebauet, wo sie jezt stehet, nämlich auf einer niedrigen Insel, die von eben demselben Strom gebildet wird. Sie liegt in einer großen Ebene, und ist mit verschiedenen Canälen, die vom Hauptstrom ausgehen, durchschnitten. Sie ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen eingefasset, die aber an verschiedenen Orten zerfallen ist. Hie und da sind in derselben kleine Pforten und Baftionen. Verschiedene große Canäle theilen die Stadt von Morgen gegen Abend und von Mittag gegen Mitternacht; und da diese den kleinen Canälen Wasser genug mittheilen, so können die Schiffe in die Stadt seegeln, und vor den Häußern und Palläften der vornehmsten Herren anlanden. Die Straßen liegen meistentheils in gerader Linie an den Canälen. Ueber den Canälen ist eine große Anzahl von steinernen Brücken mit

stei-

steinernen Geländern. Die Häußer sind meistens von Stein oder Kalk erbauet. Der König hat drey Palläste in dieser Stadt. In dem dritten wohnet ein Prinz vom königlichen Hauße, welcher den Elephanten, der den König trägt, führen muß. Der Prinz sezt sich nicht auf den Halß des Elephanten, wie sonst wol zu geschehen pflegt; sondern er sizt hinter dem Könige, und regiert das Thier durch gewisse Zeichen, die es gewohnt ist.

In der Stadt ist die Anzahl der Tempel und Schulen sehr groß. Alles wimmelt im Lande von Priestern und Mönchen. Die Höfe der Tempel liegen gemeiniglich mit der Straße gerade, und sind mit Pyramiden und Pfeilern, von allerhand Figuren, angefüllet. Sie sind nicht so groß, als unsere Kirchen; aber sie übertreffen diese sowol an äußerlicher Pracht als auch an der Anzahl der Dächer, an vergüldeten Giebeln, Pyramiden, Pfeilern, und andern Zierrathen der Baukunst. Inwendig sind sie mit vielen Statuen von natürlicher Größe gezieret, welche sehr künstlich aus Teig, Gummi, Harz und Haaren zusammengesezt, mit einer schwarzen Farbe überzogen, und sodann vergüldet sind. Sie sind in gewisse Reihen an den erhabensten Ort, wo der Altar stehet, hingestellet. In einigen sitzen sie an der Wand mit kreutzweise übereinander geschlagenen Beinen. Sie sind ganz nackend bis auf die Mitte des Leibes, die mit einem Tuche bedecket ist; und von der linken Schulter bis zum Nabel haben sie ein anderes Stück Tuch hangen, das mit dem vorigen von einerley Farbe ist.

Ihre Ohrengehänge sind gespaltet, und so lang, daß sie bis auf die Schultern herabhangen. Die Haare sind gekräußelt, und über den Kopf mit zween Knoten zusammengeschürzt. Die rechte Hand lieget auf dem rechten Knie, die linke aber im Schooße. Auf dem in der Mitte befindlichen Ehrenplatze ist ein Götzenbild, das die gewöhnliche Größe eines Menschen sehr übersteiget, und in vorgedachter Positur unter einem Himmel sitzet. Dieses Bild stellet ihren Apostel und den Stifter ihrer Religion vor. Die Siamer nennen ihn Prah, d. i. den Heiligen. Dieser Prah hat nun in einigen Tempeln Statuen von außerordentlicher Größe. In einem peguanischen Tempel, der vor der Stadt ist, findet man einen von diesen vergüldeten Götzen, dessen Länge gewiß 120 Fuß betragen würde, wenn er gerade stünde. Dieser Götze befindet sich noch in eben der Positur, darinne ihn seine Schüler gestellet haben, als sie in ihrer Entzückung und tiefer Ueberlegung waren. Noch heut zu Tage sind die Priester seiner Secte durch eine besondere Ordensregel verpflichtet, alle Tage eine Zeitlang in dieser Positur zu sitzen, sonderlich wenn sie in ihren andächtigen Uebungen begriffen sind. Sie gehen auch mit entblößten und geschornen Köpfen, und das Gesicht bedecken sie wider die Gewalt der Sonnenstralen mit einem Sonnenschirm, der aus Holz und Palmblättern zusammen gesetzet ist.

Die Wohnungen der Mönche sind nahe bey den Tempeln, und haben sehr wenig zu bedeuten. In denselben geben sie ihren Schülern Unterricht.

Um diese Hauptstadt trifft man verschiedene Vorstädte und Dörfer an. In einigen dienen die Schiffe statt der Häußer, so daß auf manchem Schiffe drey bis vier Familien wohnen. Sie sind daher auch im Stande, die Stelle dieser schwimmenden Häußer zu verändern, und fahren damit, sonderlich bey hohem Wasser, nach denenjenigen Gegenden, wo Märkte gehalten werden, um daselbst die Nothwendigkeiten einzukaufen. In den auf dem festen Lande liegenden Dörfern sind die Häußer überhaupt aus Bambusstangen, Rohr und Bretern zusammengesezt. Auf den Höhen sind die Tempel, Begräbnißorte, Klöster, und die Höfe angelegt, wo sie die Gebeine der Todten verbrennen, und allerhand prächtige Pyramiden errichten. Nahe bey der Stadt haben die Holländer ihr Lagerhauß. Die zu Siam befindliche römischcatholische Priester haben unsern Autor versichert, daß in der Gegend von Juthia über 3600 Christen anzutreffen wären, die das siebente Jahr zurückgelegt, und das Sacrament empfangen hätten.

Auf der Nordwestseite, ohngefähr eine Meile von der Stadt, ist die berühmte Pyramide Puka Thon, welche von den Siamern als ein Denkmal eines großen Sieges aufgerichtet worden, den sie an diesem Orte über den König von Pegu erfochten haben, wodurch sie zugleich das Joch der Peguaner abgeschüttelt, und ihre alte Freyheit wieder erhalten haben. Sie ist prächtig gebauet, über 20 Klaftern hoch, und stehet auf einem guten gemauerten viereckigten Grunde. Sie bestehet aus zwey besondern Stücken, die auf ein-

ander gesezt sind. Der unterste Theil davon ist viereckigt. Jede Seite ist 150 Fuß lang, und über 12 Klaftern hoch. Auf jeder Seite siehet man drey Winkel, die bis ans äußerste Ende fortgeführet sind. Dieser unterste Theil hat vier besondere Absätze, die so auf einander gestellet sind, daß jeder Theil schmäler zusammenläuft, und Raum übrig lässet, um dieselbe herum zu gehen. Jeder Aufsatz hat sein eigenes Gesimse, und die Gänge sind mit einem hohen Geländer umgeben, nur die unterste Lage ausgenommen. Auf den Winkeln stehen Pfeiler. Der mittelste Winkel jedes Aufsatzes stellet die Vorderseite vor. Er übertrifft die andern alle an Schönheit und Zierrathen, sonderlich aber siehet die Spitze recht prächtig aus. In der Mitte ist die Treppe angelegt, die zum andern Aufsatz führet, und 74 Stufen hat. Der zweyte Aufsatz stehet nur auf der Oberfläche des erstern, der viereckigt ist. In der Mitte ist sie sehr zierlich zubereitet, und mit einer Mauer eingefasset. Sie hat zugleich einen bedeckten Gang, darunter man rund herum gehen kann. Mit dieser Gallerie hat die Treppe ein Ende, und jede Seite des Eingangs in dieselbe ist mit einem Pfeiler geschmücket. Das Fußgestell dieses zweyten ist achteckigt, und die Seiten sind insgesammt mit einem Gesimse umgeben. Darauf gehet die Pyramide wie ein Glockenthurm spitziger zu, und oben siehet man viele kurze Pfeiler, die etwas von einander entfernt stehen, und einen leeren Raum zwischen sich lassen. Diese Säulen tragen eine Menge Kegel, die allmählig spitzig zugehen. Das ganze Werk endiget sich mit einer langen, aber auch so dünnen

Spi-

Spitze, daß man sich verwundern muß, wie sie der Witterung so lange hat widerstehen können. Bey dieser Pyramide sind einige Tempel und Schüler der Talapoins befindlich, die mit schönen Mauern von gebrannten Steinen eingefasset sind. Die Tempelgebäude sind sehr groß, und mit etlichen Dächern übersezt, die auf besondern Pfeilern ruhen.

Die Religion der Siamer ist mit der Religion der Bramanen einerley, als welche seit vielen Jahrhunderten die Religion dererjenigen Völker gewesen ist, die um den Fluß Indus bis zum äußersten Ende des Orients wohnen; nur den Hof des Mogols, und die größten Städte seines Reichs, ingleichen Sumatra, Java, Celebes und andere benachbarte Inseln ausgenommen, woselbst des Muhammeds Lehre dergestalt um sich gegriffen hat, daß sie die herrschende Religion daselbst zu seyn scheinet. Dieses allgemeine Heydenthum (das aber von der Religion der alten Perser oder Feueranbeter unterschieden werden muß,) hat einen und eben denselben Ursprung, ob es gleich nach gewissen Gewohnheiten, Sprachen, und Auslegungen derer, die sich dazu bekennen, in mancherley Secten vertheilet ist. Die Siamer stellen in ihren Tempeln den ersten Urheber ihres Heydenthums unter der Gestalt eines Negers oder Schwarzen von erstaunlicher Größe vor, welcher sitzet, krause Haare hat, und dessen schwarze Haut hin und wieder zum Zeichen der Ehrerbietung verguldet worden. Zu beyden Seiten stehen zwey seiner vornehmsten Discipel, vor und um ihn seine übrige Jünger, die alle von einer

ner Farbe, größtentheils auch von einerley Gestalt sind. Sie glauben auch nach den Lehrsätzen der Bramanen, daß die Gottheit in ihm wohne, und daß er auf der Insel Ceylon geboren sey. Dieser Betrüger oder heydnische Gott mag ohngefähr 500 Jahre vor Christi Geburt gelebet haben, und die Siamer nennen ihn Prah, das ist, den Heiligen, oder Prahpuditsau, d. i. den Heiligen von hoher Herkunft, ferner Sumana Kuthama, oder den Menschen ohne Leidenschaften, sonst auch Budha.

Die Siamer sind überhaupt aufrichtig, frey, und ehrlich. Ihre Geistliche führen ein sehr eingezogenes und strenges Leben. Sie verheyrathen sich nicht, solange sie sich im geistlichen Stande befinden; sondern leben zusammen in Klöstern, die nahe bey den Tempeln liegen. Sie gehen fast ganz nackend, und haben nur einen Schurz von gelbbraunen Tuche; und noch ein anderes zusammengewickeltes hängt ihnen über die linke Schulter herüber, dessen sie sich bedienen, die Obertheile des Leibes zu bedecken, wenn es regnet. Den Kopf, der beynahe ganz abgeschoren ist, bedecken sie niemals, und in der Hand tragen sie einen Sonnenschirm, der entweder aus Palmblättern oder dünnen Holze bestehet. Man findet inzwischen einen stufenweisen Unterscheid unter ihnen. Die Dsiaunzen sind die jüngsten, und gleichsam noch Schüler. Wenn diese 20 Jahre alt sind, und ein strenges Examen überstanden haben, werden sie zur Würde der Dsiauks oder Väter erhoben, bey welcher Gelegenheit es einen herrlichen Schmauß giebt. Die Peguaner

nen-

nennen sie Talapoi; und da sie unter diesem Namen den Ausländern zuerst bekannt geworden sind, so werden damit alle Priester in Pegu, Siam, Araca, Parma, Laos Cambaja, Tunquin und Cochinchina benennet. Diese Dsiauks sind die ordentlichen Priester oder Patres, die nebst andern in einer Gesellschaft in Klöstern leben, die nahe bey den Tempeln stehen. Jedes Kloster hat seinen Prior. Alle Klöster sind in jeder Provinz einem Prahkru, d. i. einem Metropolitanbischoff, unterworfen. Alle zusammen aber im ganzen Königreiche stehen unter dem Perah Sankarn, der als der Primas der ganzen Geistlichkeit anzusehen ist. Er wohnet zu Juthia, und sein Ansehen ist so groß, daß der König selbst Ehrerbietung gegen ihn bezeigen muß. Diese Geistlichen stammen aber nicht alle aus einem Hauße her, wie die Bramanen; sondern es kann in diesen Stand treten wer da will, wenn er sonst nur Credit unter dem Pöbel hat. Es giebt sogar verheyrathete Männer, die ihre Weiber verlassen, und in ein Kloster gehen. Solange sie Geistliche sind, können sie nicht vom weltlichen Arme gestrafet werden, sie mögen begehen was sie wollen. Sie werden daher erst ihres Standes entsetzet, und ihrer Ordenskleidung beraubt, ehe man sie den Händen der Justitz übergiebt. Und demohnerachtet bezeuget man noch einige Achtung für sie, daß sie nicht so hart als die Layen gestrafet werden. Es giebt auch gewisse Ordensmänner unter ihnen, die sie Nantsiji oder Bagins nennen, die mit eben dem Tuche als die Mönche umschürzet sind, doch ist die Farbe desselben nicht gelb, sondern weiß. Sonst wohneten

neten sie nebst den Priestern nahe bey den Tempeln; als aber einstens in einem Kloster, worinne beyderley Geschlecht lebte, verschiedene Nonnen schwanger wurden, mußten sie die Häußer der Mönche und Priester räumen, und besondere Häußer beziehen.

Die Siamer fangen ihre Zeitrechnung mit dem Tode ihres großen Gottes Prah an. Als unser Autor im Jahre 1690 in Siam war, zählten sie eben das 2234te Jahr. Sie haben, wie die Chineser, einen Cyclum von 60 Jahren. Darunter haben nur zwölf Jahre besondere Namen, welche in einem Cyclo fünfmal wiederholet werden. Das Jahr theilen sie in zwölf Monate, welche neun und zwanzig bis dreyßig Tage enthalten. Um das dritte Jahr aber haben sie 13 Monate, und einer von den zwölfen wird alsdann zweymal gezählet. Jedes Jahr bestehet aus 354 Tagen, das dritte aber allemal aus 384 Tagen. Sie zählen vom Neumond bis zum Vollmond 15 Tage, und so zählen sie auch wieder rückwärts bis zum folgenden Monde. Ihre Wochen bestehen aus sieben Tagen. Alle in Siam gangbare Silbermünze wird daselbst aus holländischen Thalern geschlagen, die in Holland ausdrücklich dazu verfertiget, und von der ostindischen Compagnie zu vier Gulden geliefert werden.

Am 4ten Julius 1690 sezte D. Kämpfer seine Reise nach Japon fort, und gieng mit dem Schiffe von Juthia auf dem Flusse Meinam ab. Nachdem er zwo Meilen weit gereiset war, kam er an den berühmten Tempel Banthin,

hin, den die Ausländer die güldene Pagode nennen. Der König begiebt sich jährlich einmal in denselben, wenn der Meinam am stärksten ausgetreten ist, um daselbst den Priestern seine Opfer zu bringen, welches mit großer Pracht und einem starken Gefolge geschiehet. Der gemeine Mann nennet diese Solennität Khinam, d. i. die Abschneidung des Wassers, weil er sich vorstellt, daß der König zu der Zeit das Wasser mit einem Messer abschneide, daß es wieder fallen müsse. Den 6ten Julius kam unser Autor nach Bankok. Die alte Festung dieses Namens, die auf einer Insel liegt, war noch sehr gut im Stande; aber das neue Fort, welches von den Franzosen angeleget worden, war gänzlich geschleifet. Die Niederlage der Holländer, welche Amsterdam heißt, ist auf Pfälen von Bambusholz nach Landesart erbauet.

Der Fluß Me Nam oder Meinam ist so wasserreich, daß das ganze Land dadurch fruchtbar gemachet wird. Er ist auch der einzige Fluß in ganz Siam. Er ist sehr tief, hat einen schnellen Schuß, ist immer voll. Unterhalb Juthia bis an das Meer theilt er sich in verschiedene Aerme. Er füllt alle seine Aerme und Canäle, wie der Nil in Egypten, obwol zu andern Zeiten, mit Wasser reichlich an, und durch die Ueberschwemmung wird das ganze Land fruchtbar. Diese Ueberschwemmung fängt mit dem Monat September oder noch etwas eher an, wenn der Schnee schmelzt, der auf den hohen Gebürgen gegen Norden liegt. Dazu trägt denn der zu dieser Zeit fallende häufige Regen nicht wenig bey,

und der in allen denen Gegenden stark ist, die zwischen den beyden Tropicis liegen, wenn die Sonne den Leuten gerade über den Kopf stehet. Der Strom fließt natürlicher Weise nach dem Meer zu, weil er tiefer gehet, als das Land; inzwischen hat man doch bemerket, daß diese Ueberschwemmung an den Orten, die dem Ufer des Meeres nahe liegen, nicht so stark ist als an den erhabenen Gegenden und in der Mitte des Königreichs. Das Wasser, das sich über die besäeten Anker ausbreitet, macht solche, und besonders die Reißfelder, so fruchtbar, daß die Stengel mit dem Wasser, und die obersten Spitzen allemal über dem Wasser zu sehen sind. Wenn nun der Reiß reif ist, so fahren die Schnitter auf den Kähnen herum, und schneiden die Aehren ab. Wenn das Wasser fällt, und wieder in seine Ufer tritt, so fürchten sich die Einwohner dieses Landes gar sehr für einer ansteckenden Seuche unter Menschen und Vieh. Um nun dieses Unglück abzuwenden, feyern sie im ganzen Lande ein Fest, dadurch die bösen Geister, die nach dem Abfluß des Wassers zurückgeblieben sind, ausgesöhnt werden sollen. Die Europäer haben bemerkt, daß, wenn die Nordwinde. die doch um diese Zeit mit großer Heftigkeit braußen, nicht stark genug sind, das Wasser nach dem Meer zu treiben, gemeiniglich ein schleimigter Koth auf dem Erdboden sitzen bleibet, dessen häßlicher Gestank und Fäulniß allerdings Krankheiten nach sich ziehet. Bis Bankok stehen am Ufer des Flusses viele Dörfer. Von Bankok an aber sind nichts als Wälder, Wüsteneyen, und Moräste.

Das Schiff bediente sich der um diese Zeit gewöhnlichen Südwinde, auf dem Meer längst den Küsten von Cambodia, Cochinchina, und China nach einem Hafen von Japon zu segeln. Hier ist zu bemerken, daß von Malacca an bis nach Japon vier Monate nacheinander die Süd- und Südostwinde fast beständig wehen, die man Monsons zu nennen pflegt; so wie in den darauf folgenden Monaten die Nord- und Nordostwinde am meisten herrschen. Zwischen diesen Jahreszeiten ist eine andere Witterung von zween Monaten, da die Winde immer veränderlich sind, und sich aus einer Gegend nach der andern wenden, bis sie sich nachher setzen. Inzwischen geschiehet es doch zum großen Misvergnügen der Seefahrer, daß sich diese Winde bald einige Wochen später, bald früher, in diesen Gegenden setzen. Nach diesen Monsons richtet sich die ganze Schiffart in Indien und Asien.

Auf der fernern Reise siehet man viele Inseln, und die Gebürge der chinesischen Provinz Fokien. Man muß sich hier wohl in Acht nehmen, daß man nicht des Nachts oder bey einem Sturmwinde an die sogenannte Lamos kommt, welches zwey oder drey gefährliche Felßen in dem Meere sind. Zum Glück hatte das Schiff diese Felßen schon weit hinter sich, als es zweymal das schrecklichste Ungewitter mit Donner und Blitz ausstehen mußte. Endlich bekamen sie nach einer beschwerlichen Fahrt die japonische Insel Gotho, die von Arbeitern und Handwerksleuten bewohnet wird, im Gesichte; und es stellte sich auch ihren Augen das hohe und bergigte Land dar, das von Nangasa-

ki vor dem Hafen lieget, und worauf sie zusegelten. Der Hafen von Nangasaki ist mit hohen Bergen, Inseln und Felßen bedeckt. Die Natur hat ihn also gegen die Wuth des Meeres und der Sturmwinde in Sicherheit gesetzet. Auf der Höhe der benachbarten Gebürge stehet eine Wache, die durch Vergrößernngsgläßer alles beobachtet, was auf dem Meere vorgehet. Längst dem Ufer, das vom Fuße dieser Gebürge entstehet, trifft man verschiedene runde Bastionen an mit roth gemalten Pallisaden. Auf jeder Seite der Stadt sind abermals auf zwo Anhöhen zwo Wachen ausgestellet, die aber mit einem Tuche behangen sind, theils zum Zierrath, theils daß man die Anzahl der dahinter befindlichen Canonen und Leute nicht erkennen soll. Es war am 25ten September, als unser Autor in dem Hafen anlangete.

Zweytes Hauptstück.

Allgemeine Beschreibung des japonischen Reichs und der angrenzenden Inseln. Von den verschiedenen Provinzen, den Einkünften und der Regierungsart des japonesischen Reichs. Vom Clima und von der Fruchtbarkeit des Landes. Kurzgefaßte weltliche Geschichte von Japon. Von der Religion und den Tempeln. Wallfahrt nach Isje. Von den Jammabos oder Bergpriestern und von andern Orden. Ausführliche Beschreibung der Stadt Nangasaki. Vom Commercio der Holländer in Japon.

Japon ist der Name, den die Europäer diesem Reiche beylegen. Die Einwohner desselben aber nennen es anders. Der gemeinste und gewöhnlichste Name, dessen sie sich in ihren

Schrif-

Schriften und im täglichen Umgange bedienen, heisset Nipon; die Einwohner von Nan kin und anderer mitternächtlichen Gegenden von China nennen es Sispon. Dieses Reich liegt zwischen dem 31ten und 42ten Grad der mitternächtlichen Breite, und es erstreckt sich von Südost gegen Nordost. Die Breite desselben ist nicht allenthalben gleich, ob es wol überhaupt zu reden weit schmäler als lang ist, indem die Länge von der Provinz Josen an bis zum äußersten Ende der Provinz Osiu über 200 deutsche Meilen in gerader Linie beträget, ohne die Küsten und weiter entfernten Inseln mit dazu zu rechnen, ob sie gleich unter der Herrschaft des japonesischen Kayfers stehen.

Man kann dieses Reich gewissermaßen mit Großbrittannien und Irland vergleichen, weil es auf eben die Weise durch Vorgebürge, Meerarme und Meerbußen, abgeschnitten ist, die bald ganze Inseln, bald halbe Inseln, bald Häfen bilden. Und gleichwie der König von England ein Herr über drey Königreiche ist; so hat auch der japonesische Kayser drey große und abgesonderte Inseln unter seinem Gebiet. Die größte darunter heisset Nipon. Ein schmaler Canal oder Meerenge, der voll von Felßen und Inseln ist, die theils bewohnet werden, theils wüste liegen, unterscheidet sie von einer andern Insel, welche Saikokf genennet wird. Die dritte Insel liegt zwischen der erstern und andern, und wird Sikokf genennet. Diese drey Inseln sind mit einer unnennbaren Menge anderer Inseln umgeben, davon einige sehr klein, voller Felßen,

und unfruchtbar, andere groß, reich, und so fruchtbar sind, daß sie wohl von besondern Fürsten regieret werden können.

Dieses Reich ist auf seinen Küsten mit Bergen und steilen Felßen verwahret, und mit einem ungestümen Meere umgeben, welches, weil es nicht tief ist, nur kleine Schiffe paßiren lässet, und auch diese müssen große Gefahr ausstehen. Denn die Tiefen der meisten Meerbusen und Häfen sind noch nicht erforschet, und die, deren Beschaffenheit den Seefahrern bekannt ist, gestatten keinen großen Schiffen einen Zugang. Es scheint also, als ob die Natur selbst dafür besorgt gewesen sey, diese Inseln zu einer besondern Welt zu machen, und sie außer alle Verbindung mit andern Theilen der Welt zu setzen, da sie theils den Zugang von aussen so schwer gemacht, theils dieses Reich von innen mit allen Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens versorget hat, so daß es des Handels mit fremden Nationen gar nicht benöthiget ist.

Außer den bereits bemerkten Inseln sind auch einige weit entlegene Länder vorhanden, die zwar im eigentlichen Verstande nicht zum japonischen Reiche gehören, aber doch den Kayser von Japon für ihren Herrn erkennen, oder unter dessen Schutze leben. Dahin sind zu rechnen: 1) die Insel Riuku oder Liqueja, deren Einwohner sich Unterthanen vom Prinzen Satsuma nennen, der sie erobert hat; 2) Tsiosin, die der dritte und niedrigste Theil von der Halbinsel Corea ist, und im Namen des japonischen Kayfers durch den

Für-

Fürsten von Iki und Tsußima regieret wird; 3) die Insel Jeso, deren Regierung durch den Kayser dem Fürsten von Matsumai, der in der großen Provinz Osiu seine eigene Staaten hat, aufgetragen worden ist. Corea grenzt zwar an Japon; allein es stehet unter Beherrschung der Tatarn, und der japonesische Kayser scheint damit zufrieden zu seyn, wenn er zur Sicherheit seiner Staaten nur allein die Küsten von Corea beherrschet. Zwischen Japon und Corea sind eine große Menge Felßen und kleine Inseln, die größtentheils unbewohnt sind; nichts destoweniger unterhalten die Japoneser auf den vornehmsten derselben starke Besatzungen, die auf die vorüberfahrenden Schiffe ein genaues Auge haben, und die darinn befindlichen Waaren visitiren müssen.

Jeso oder Jesogasima ist diejenige Insel, die außer den Grenzen des japonischen Reichs am allerweitesten gegen Mitternacht lieget, und zwar unterm 42ten Grad mitternächtlicher Breite gegen Nord Nordost, gerade gegen der Provinz Osiu über, wo die beyden Vorgebürge derselben weit vorwärts ins Meer gehen, und einen Meerbusen bilden. Hinter dieser Insel gegen Norden liegt das feste Land Okujeso oder Ober-Jeso. Die Erdbeschreiber stimmen alle darinne überein, daß es ein großes Land sey; aber sie haben noch nicht bestimmt, ob es mit der Tatarey oder mit America zusammenhange, mithin auch nicht den Ort angezeiget, wo die Meerenge Anian hingehöret, auch nicht die Passage, die aus dem Nordmeere in den großen indianischen

Ocean gesuchet wird, auch nicht, ob dieses Land ohne alle Meerenge unmittelbar mit America verbunden sey.

Noch sind zwo Inseln, die gegen Osten oder Ost Nordost liegen, und wenigstens 150 Meilen von Osiu entfernet sind, die aber die Japoneser für Stücke halten, die zu ihrem Reiche gehören. Sie haben denselben sehr prächtige Namen gegeben. Die kleineste, die am meisten gegen Mitternacht und am weitesten von Japon lieget, heißet Ginsima oder die Silberinsel; die andere und näheste aber heißet Kinsima oder die Goldinsel. Sie verbergen den Zustand und die Lage derselben gar sehr vor den Fremden, sonderlich vor den Europäern, die sich durch den Glanz des Silbers und Goldes bewegen lassen, an die Entdeckung derselben vieles zu wenden. Als der König in Spanien erfahren hatte, daß sie auf der Abendseite von America in demjenigen Theile der Welt lägen, der ihm vom römischen Pabst besonders war zugetheilet worden, so wie der König von Portugall alles zum Erbtheil erhalten hatte, was auf der Morgenseite des Meeres würde entdeckt werden; so schickte er auch im Jahr 1620 einen vorsichtigen Seefahrer dahin. Allein diese Reise war nicht glücklich. Die Holländer haben eben dergleichen mehrmals versuchet; es ist ihnen aber eben so wenig gelungen. Sie rüsteten 1639 zu Batavia ein Schiff aus, und 1643 noch zwey andere, welche Befehl hatten, die Küsten von der Tatarey und America zu bestreichen. Die Reise dieser zwey leztern Schiffe war sehr unglücklich. Denn außerdem, daß sie

von

von Sturm und Ungewitter vieles erlitten hatten, so wurde auch der Capitain des einen Schiffes, der sich mit seinen Leuten und seiner Equipage ans Land gewaget hatte, von den Japonesern gegriffen, in Ketten und Banden gelegt, und nebst allen, die er bey sich hatte, nach Jedo gebracht, wo sie grausam tractirt wurden.

Die Insel Fatsisio ist die äußerste unter allen, welche die Japoneser südwärts besitzen. Sie liegt mit Jedo unter einer Mittagslinie. Auf diese Insel werden die großen Herren des japonischen Hofes, wenn sie in Ungnade gefallen sind, ordentlicher Weise und einer alten Gewohnheit zufolge, relegiret, und auf der einen Küste gefangen gehalten, die voller Felßen von so erstaunlicher Höhe ist, daß die Insel davon ihren Namen erhalten hat. Solange sie daselbst sind, müssen sie sich von ihrer Hände Arbeit nähren. Sie beschäftigen sich aber vornämlich mit dem Zeugmachen; und da die meisten unter diesen Staatsgefangenen geschickte Köpfe sind, so gerathen auch einige ihrer Seidenstücke so schön und auserlesen, daß der Kayser bey harter Strafe untersagt hat, sie auszuführen, oder an die Fremden zu verkaufen. Diese Insel ist nicht nur mit einem ungestümen Meer umgeben, sondern es scheint auch, als ob sie die Natur selbst ganz unzugänglich gemacht habe. Denn wenn man entweder Lebensmittel oder neue Gefangene dahin transportiret, so muß das Schiff mit seiner ganzen Ladung in die Höhe gewunden, und auch so wieder herabgelassen werden, indem die Fel-

ßen so reich und so zerrissen sind, daß man auf keine andere Weise dazu kommen kann.

Das japonesische Reich ist anfänglich in sieben große Länder abgetheilt gewesen, die nachher in 68 Provinzen, und diese wieder in 604 kleinere Gebiete sind zergliedert worden. Außerdem aber giebt es noch fünf kayserliche Cammergüter, die deswegen also genennet werden, weil die Einkünfte aus denselben ganz besonders zur Unterhaltung der kayserlichen Hofstaat bestimmt sind. Diese belaufen sich nun auf 148 Mans und 1200 Kokfs Reiß. Ein Man enthält 10000 Kokfs, und ein Kokf 3000 Säcke Reiß. Jezt gedachte fünf Provinzen sind nun folgende: 1) Jamasüro, sonst Sansju. Es ist ein großes und sehr fruchtbares Land. Die Länge desselben von Süden nach Norden beträgt 100 japonische Meilen, enthält verschiedene schöne Städte und andere beträchtliche Orte. Sie wird wieder in acht besondere Districte abgetheilet. 2) Jamatto oder Mosju ist gleichfalls ein sehr schönes Land. Ehedem lagen verschiedene ansehnliche Städte darinn. Jezt aber ist deren Anzahl klein. Es wird in 15 Districte abgetheilet. 3) Katvatsi oder Kasiu ist ein ziemlich gutes Land, dessen Länge etwa zwo Tagereisen beträget, und welches gleichfalls in 15 Districte abgetheilet ist. 4) Idsumi oder Sansju ist ein sehr großes Land, aber nicht fruchtbar. Auf der einen Seite ist es vom Meere, auf der andern aber von einem hohen Gebürge eingeschlossen. Es ist in drey Districte eingetheilet. 5) Sitzu oder Sisju hat einen Umkreis von drittehalb

Tagereisen. Die mittäglichen Gegenden derselben sind sehr warm, die nordlichen aber desto kälter. Es wird in 13 Districte abgetheilet.

Unter den sieben Reichsprovinzen Japons ist Taokaido die erste. Vorhin ist schon gedacht worden, daß diese sieben große Provinzen in 68 kleinere vertheilet worden. Von diesen 68 Provinzen fasset nun Taokaido funfzehn in sich. Nämlich Iga, Isie, Sfima, Avari, Mikawa, Toatomi, Surunga, Kai, Josu, Sangami, Musasi, Awa, Kadsusa, Simoosa, Firats. Die Einkünfte dieser ersten großen Provinz belaufen sich auf 494 Mankofks. Die zweyte große Provinz heißt Tosando. Sie begreift acht kleinere Provinzen unter sich, nämlich Omi, Mino, Fida, Sinano, Koodsuke, Simoodsuke, Mutsu, Dewa. Die dritte große Provinz heißt Fokurokkoda, und wird in sieben andere vertheilet, nämlich Wakkasa, Jetsisen, Kaga, Noto, Jeetsju, Jetsinjo, Sado. Der Ertrag dieser dritten Provinz ist 243 Mankofks. Die vierte Provinz heißt Saningo, und begreift acht besondere Provinzen unter sich, welche sind Tanba, Tango, Tasima, Imaba, Fooki, Idsumo, Iwami, Oki. Die Einkünfte dieser Provinz betragen 123 Mankofks. Die fünfte große Provinz ist Sanjodo. Dazu gehören acht besondere Provinzen, Farima, Mimasaki, Bidsen, Bitsju, Bingo, Aki, Suwo, Nagata. Die jährliche Revenuen betragen 270 Mankofks. Diese bisher genannte fünf große Provinzen gehören alle zu der großen Insel Nipon. Nun kom-

kommen noch die beyden großen Provinzen an den Küsten, nämlich Saikaido und Nankaido. Erstere enthält neun Provinzen, Tsikudsen, Tsikungo, Budsen, Bungo, Fidsen, Figo, Fiugo, Oosumu, Satsuma, und die jährlichen Einkünfte belaufen sich auf 344 Mankoks. Zu Nankaido gehören folgende sechs Provinzen: Kinokuni, Awadsi, Awa, Sanuki, Jjo, Tosa. Außer diesen sieben großen Provinzen sind noch zwo Inseln, die erst im leztern Kriege gegen die Coreer zum japonesischen Reiche sind geschlagen worden. Sie heißen Jki und Tsussima. Der Fruchtbarkeit halber sind sie eben nicht berühmt; dagegen sollen verschiedene Seltenheiten darauf zu sehen seyn; sonderlich wird eine große Menge Götzen darauf verehret. Die Einkünfte beyder Inseln erstrecken sich auf 3 Mans und 5000 Koks. Alle und jede Einkünfte von den 7 großen Provinzen und Inseln betragen 2257 Mankoks.

Das ganze Reich wird überhaupt von einem Kayser mit einer unumschränkten und willkührlichen Macht regieret, und jede Provinz stehet unter dem Befehl eines Fürsten, der nach dem Wohlgefallen des Kayfers regieren muß. Der Kubo oder weltliche Monarch, der 1690 regierte, hieß Tsinajos, und war der vierte Nachfolger und Urenkel des ersten Kayfers aus der jeztregierenden Familie, der gegen Anfang des 16ten Jahrhunderts dem rechtmäßigen Erben die Krone raubte. Die größesten Fürsten und Herren im Reiche hangen dergestalt von ihm ab, daß er sie ihrer Aemter entsetzen, ins Elend verstoßen,

ihrer

ihrer Güter berauben, und töden kann, wann es ihm gefällt. Es giebt einige Provinzen, die von gewissen Erbfürsten, die man Daimio nennet, regieret werden, und einige derselben haben ein Mittel gefunden, ihre Staaten mit gewaffneter Hand zu vergrößern. So hat sich z. E. der Fürst von Satsuma der beyden benachbarten Provinzen Osumi und Fiugo bemächtiget, und der Prinz von Canga hat die benachbarte Provinz Noto an sich gezogen. Daher hält man sie auch für die mächtigsten im ganzen Reiche. Die Herren über kleinere Districte heißen Siomios, und stehen in einer so strengen Dependenz vom Kayser, daß sie nicht länger als sechs Monate auf ihren Erbgütern bleiben dürfen. Die andern sechs Monate müssen sie in der Stadt Jedo zubringen, wo man ihre Weiber und Kinder Jahr aus Jahr ein als Unterpfänder ihrer Treue verwahret. Dir Kronengüter des Kayfers werden durch eigene dazu bestellte Leute verwaltet.

Die Japoneser rühmen sich, daß sie in der glücklichsten und angenehmsten Himmelsgegend wohnen. Inzwischen ist die Witterung daselbst sehr unbeständig, und plötzlichen Veränderungen unterworfen. Im Winter ist die Luft voll Schnee, und es friert dickes Eiß. Der Sommer ist im Gegentheil, sonderlich zur Zeit der Hundstäge, von ganz unerträglicher Hitze. Es regnet daselbst des Jahrs sehr oft, ganz außerordentlich aber im Junius und Julius, welche Monate deswegen auch die Wassermonate genennet werden. Inzwischen ist diese Regenzeit lange nicht so ordentlich und bestimmt in Japon, als in andern warmen Mor-

gen-

genländern. Das Donnern und Blitzen ist daselbst etwas sehr gewöhnliches. Das Meer, welches Japon auf allen Seiten umgiebt, ist sehr unruhig und stürmisch, und dieser Ungestüm sowol, als auch die Felßen, Klippen, Sandbänke, und Untiefen machen die Schiffart über alle Maßen unsicher.

Der Erdboden in Japon ist überhaupt bergigt, felßigt, und unfruchtbar; allein die unermüdete Arbeit der Einwohner hat ihn so fruchtbar gemacht, daß sie alles haben, was zum Lebensunterhalte nöthig ist. Ueberdieß reichet ihnen das benachbarte Meer Fische, Krebse und Muschelwerk im Ueberfluß. Selbst die Felßen und ungebaueten Gegenden bringen Kräuter, Früchte und Wurzeln hervor. Die Japoneser leben aber überhaupt sehr genügsam; und man darf sich daher nicht wundern, daß ein so großes und volkreiches Land alles zum Leben nothdürftige hat. Das Land ist den Erdbeben gar sehr unterworfen. Sie stellen sich so häufig ein, daß die Einwohner bey deren Eintritt nicht mehr bestürzt werden, als wenn es in Europa donnert und blitzet. Sie bilden sich ein, daß die Erdbeben von einem großen Wallfische, der sich unter der Erde fortwälzet, erreget werden. Inzwischen sind doch einige Erdbeben an Stößen so gewaltig, und halten solange an, daß oft ganze Städte umgestürzet, und viele tausend Einwohner auf einmal vergraben werden.

Der größte Reichthum des japonischen Reichs, worinne es allen andern Reichen der Welt zuvorthut,

thut, bestehet in allerhand Metallen und Mineralien, sonderlich aber in Gold, Silber, und Kupfer. Die große Anzahl warmer Bäder, die man daselbst antrifft, und die Feuer ausstoßenden Berge zeigen zur Gnüge, was vor Schwefel in den Eingeweiden der Erde anzutreffen seyn müsse; desjenigen nicht zu gedenken, der an verschiedenen Orten in erstaunlicher Menge gegraben wird. Nahe bey Firando, wo die Holländer ehedem ihr Lagerhauß hatten, ehe sie nach Nangasaki verwiesen wurden, liegt eine kleine Felßeninsel, die zwar sehr klein, und mit dem Meer umgeben, dennoch aber seit vielen Jahrhunderten mit heftigen Erdstößen beunruhiget und fürchterlich gemacht worden ist. Gerade gegen Satsuma über liegt eine andere kleine Insel, die bey den Japonesern Fuogo heißet, in unsern Charten aber den Namen Vulcanus hat. Auf dieser Insel ist ein feuerspeyender Berg, der schon seit etlichen Jahrhunderten wechselsweise Feuerflammen ausgeworfen hat. Auf der Spitze eines Berges in der Provinz Figo zeiget sich eine große Oeffnung, wodurch ehedem Feuer und Rauch ausgestoßen worden ist. Seit einiger Zeit aber ist es nicht mehr geschehen. In eben dieser Provinz ist ein Ort, Namens Aso, der wegen des Tempels berüchtigt ist, welcher dem eyfersüchtigen Gott von Aso erbauet worden ist; in dessen Nachbarschaft fährt beständig Feuer aus einem Berge, das aber des Nachts sichtbarer ist als am Tage. In der Provinz Tsikuken, nahe bey dem Orte Kuganoße, äußert sich ein anderer Vulcan. Man hat bemerkt, daß zu gewissen Zeiten ein schwarzer und stinkender Dampf

ans

aus der obersten Spitze des Berges Fesi, in der Provinz Suruga, herausteiget, der an Höhe nur allein dem Berge Pico auf der Insel Teneriffa nachgiebt; und dessen Gestalt und Schönheit in der Natur schwerlich ihres gleichen hat. Die oberste Spitze ist beständig mit Schnee bedecket, der, wenn er zu schmelzen anfängt, und wenn die Dünste davon durch einen ungestümen Wind hin und her getrieben werden, gewissermaßen einem rauchenden Hute ähnlich siehet. Die japonesischen Geschichtsbücher melden, daß ehedem aus der obersten Spitze Feuerflammen hervorgestiegen, daß aber dieselben nachgelassen haben, seitdem durch die Gewalt des Feuers eine Oeffnung in dem Berge gemacht worden ist. Ein gewisser Berg, nahe bey Simabara, heißt Unsen. Er ist groß, rauh, und sehr hoch. Die Spitze desselben ist beständig kahl und aschgrau, welche Farbe von dem Schwefel entstehet, und ein Caput mortuum oder ausgebrannte Materie vorstellet. Viel Rauch wird man an demselben nicht gewahr; indessen hat doch unser Autor einen daraus aufsteigenden Rauch bemerket, ob er gleich drey Meilen weit davon entfernt gewesen war. Die Erde ist warm, und an vielen Orten recht brennend, sonst aber so schwammigt, daß man an gewissen Orten nicht anders als mit Zittern gehen kann, weil man ein beständiges Geräusch unter den Füßen wahrnimmt. Der Schwefelgeruch von diesem Berge ist so stark, daß man auf etliche Meilen um denselben herum nicht einen Vogel siehet. Das Regenwasser, das von demselben herunterläuft, ist gleichsam siedend, und man sollte glauben, daß der Berg selbst in

einer

einer unaufhörlichen Entzündung stehe. Um diesem Berge herum giebt es gewisse warme Bäder, die von den Japonesern als bewährte Mittel gegen venerische Krankheiten angesehen werden.

An Agath, Edelsteinen und Perlen fehlt es auch nicht in Japon. Ehedem machten sich die Landeseinwohner nicht viel daraus; aber die Chineser haben sie den Werth derselben kennen gelehret, indem sie ihnen solche sehr theuer abgekauft haben. Denn die Chinesischen Weiber sind in einen Halsschmuck von Perlen gar sehr verliebt. Man fängt die Perlen in der Gegend von Saikoſk, am Ufer des Meeres, das an die Provinz Satsuma grenzet, am Meerbusen von Oenura, und an den Küsten von Japon.

Wenn man die Vorzüge der japonischen Himmelsgegend und den Fleiß seiner Einwohner betrachtet; so darf man sich nicht wundern, daß in diesem Lande alle Arten von Pflanzen und Gewächsen in großem Ueberfluß angetroffen werden. Die meisten darunter dieneten den alten Japonesern zur Speise. Mit der Zeit hat der Reichthum und Ueberfluß den Geschmack verwöhnet, und die Mahlzeiten der jetzigen Japoneser sehen weit delicater aus. Man trifft hier den Maulbeerbaum, Firnißbaum, Lorbeerbaum, Campherbaum, die Theestaude, den Feigenbaum, Castanienbaum, Nüsse, Limonien, Orangen, Citronen, das Bambusrohr, und viele andere Bäume und Gewächse an. Sie bauen auch Hanf, und unterhalten die Bäume, die Wolle tragen, wozu sie besondere Gegenden ausseßen.

Man

Man wird kaum ein Volk in der Welt finden, das den Ackerbau besser verstünde, als die Japoneser. Man muß sich auch nicht wundern, daß sie es darinne so weit gebracht haben, wenn man theils erwäget, wie volkreich diese Insel sey, theils aber auch bedenket, daß die Einwohner, weil sie kein Gewerbe mit andern Nationen treiben, nothwendig darauf bedacht seyn müssen, diesen Mangel der Zufuhr durch ihren eigenen Fleiß zu ersetzen. Nicht nur die großen Ebenen, davon sehr wenig zu Viehtrifften eingeräumet wird, sondern auch die Berge und Hügel tragen Getraide, Reiß, Hülsenfrüchte, und eine unbeschreibliche Menge Kohl- und Küchen-Kräuter.

Die Frucht der Erde, die zum Unterhalt der Japoneser am allermeisten mit beyträgt, wird mit dem Namen Gokoku benennet, welches so viel heißet, als die fünf Früchte der Erden. Nachden diese wohl oder übel geräth, darnach schätzet man die Güte des Bodens, die Fruchtbarkeit des Jahrs, und den Reichthum der Eigenthümer. Die vornehmsten Speisen bey ihrer Mahlzeit werden davon zubereitet, und dadurch der Mangel des Fleisches ersetzet, das ihnen theils von der Gewohnheit, theils von der Religion, zu genüßen untersaget wird. Darunter gehören 1) der Reiß, welcher nach verschiedenen Gattungen in diesem Lande wächst. Der beste darunter ist dem indianischen Reiße unendlich weit vorzuziehen. Es ist weiß, wie der Schnee, und so nahrhaft, daß die Fremden, die daran nicht gewöhnet sind, mit einer sehr kleinen Portion gesättiget werden können. Wenn er abgekochet worden, macht

man

man eine feste Substanz daraus, deren man sich bey den Mahlzeiten statt des Brodes bedienet. Zu ihrem täglichen Unterhalt gehöret auch ein gewisses starkes Bier, das sie Sacki nennen; aber sie bereiten nie mehr davon zu, als sie nach der Anzahl ihrer Familie benöthiget sind. Es ist den Fremden nicht verstattet, mehr Reiß aus dem Lande mitzunehmen, als ihnen von der Obrigkeit erlaubet wird. 2) Gehöret unter dem Gokokf das Omuggi oder große Getraide, welches bey uns Gerste heißet. Sie füttern damit ihr Zuchtvieh und ihre Pferde. Einige machen auch Mehl daraus, und backen Kuchen davon. 3) Koomuggi oder das kleine Getraide, welches allein zum Kuchen backen gebrauchet wird. 4) Daidsu oder die Bohnen Daid. Sie sind von der Größe der türkischen Erbsen, und wachsen auf eben die Art als die Wolfsbohnen. Nächst dem Reiß wird dieses Lebensmittel am meisten geschätzet. Aus dem Mehl dieser Bohnen bereiten sie dasjenige, was sie Midsu nennen, und dessen sie sich statt der Butter so vielfältig an den Speisen bedienen. Sie machen auch ihr Sonja daraus, welches eine Tunke vorstellen soll, damit sie sich bey ihren Mahlzeiten zum Appetit reitzen. 5) Gehören zum Gokokf die Bohnen So, welche auch Adsuki oder Sodsu genennet werden. Sie wachsen auf eben die Art als die Wolfsbohnen, sind weiß, und haben etwas ähnliches mit den Linsen. Aus dem mit Zucker abgekochten Mehl derselben werden allerhand Kuchen zubereitet. Unter den Gewächsen, die aus dem Meere hervorgebracht werden, ist kaum ein einziges, das die im Lande Gebornen nicht essen

sollten. Die Fischerweiber waschen sie, legen sie unter die Gartengewächse von gleicher Art, und verkaufen sie. Dabey besitzen sie die Geschicklichkeit, in den tiefsten Grund des Meeres hinabzufahren, und diese Gewächse hervorzuholen.

Bey unsers Autors Anwesenheit in Japon waren dort so viele Hunde, als wol kaum in einem andern Lande in der Welt seyn mögen. Ein jeder hat seinen angewiesenen Herrn; aber sie liegen doch alle auf den Straßen, und fallen den Vorbeygehenden sehr zur Last. Eine jede Straße ist kraft eines eigenen kayserlichen Befehls verbunden, eine bestimmte Anzahl Hunde zu unterhalten und zu füttern. In jeder Straße sind besondere Hütten angelegt, darein sie, wenn sie krank geworden sind, gebracht, und sehr sorgfältig gepfleget werden müssen. Die, so davon sterben, müssen auf die Spitzen der Berge heraufgeschleppet werden, wo sie ihre angewiesene Grabstätte haben. Es ist bey hoher Strafe verboten, sie zu neckern, oder ihnen etwas zu Leide zu thun; wer aber gar einen tödet, wenn er auch vorher noch so übel vom Hunde wäre zugerichtet worden, der hat das Leben verwürket. Wenn sie jemanden anfallen und beißen, so muß sich der Beleidigte an ihre Herren wenden, die allein die Macht haben, sie zu züchtigen. Diese außerordentliche Hochachtung gegen die Hunde war eine Würkung des Aberglaubens des damals regierenden Kayfers, welcher unter dem Hundszeichen geboren worden war (der Hund ist eines von den japonesischen zwölf Himmelszeichen), und der aus diesem Grunde gegen das Hundegeschlecht eben so ei-

ne große Hochachtung hegete, als Augustus ehemals gegen den Widder.

In Japon giebt es einen sehr schädlichen Wurm, der unter dem Namen der weisen Ameise bekannt ist. Er ist so weiß, wie ein Schnee. Diese Würmer halten sich haufenweise zusammen auf, wie die europäischen Ameisen, von denen sie auch an Größe und Gestalt nicht sonderlich verschieden sind. Der Kopf und Halß ist etwas dunkelbraun und rauh anzurühren. Sie durchboren alles, was sie finden, nur Steine und Mineralien ausgenommen. Wenn sie in das Gewölbe eines Kaufmanns kommen können, so verderben sie ihm in kurzer Zeit seine besten Waaren. Das einzige bewährte Mittel, dadurch man sie zurückhält, ist, daß man um und auf die Waaren Salz streuet. Unsere in Europa bekannte Ameisen stehen in einer tödlichen Feindschaft mit ihnen; und wenn beyde Gattungen auf einen Ort kommen, so muß eine darunter gewiß weichen. Sie können die Luft so wenig ertragen, als die Maulwürfe; und wenn sie auf Beude ausgehen, bauen sie sich kleine gewölbte Bogen, die feste stehen, und sie decken. Sie sind fast so angeleget als die Wespennester.

Damit man die Meinung der Japoneser von dem allerälteſten Zustande ihres Landes, welches sie für das allererste halten, das jemals von Menschen bewohnet worden ist, desto besser fassen möge, und was sie von der Regierungsfolge bis auf gegenwärtige Zeit melden; so thut man am besten, wenn man die Geschichte und Zeitrech-

rechnung dieses Reichs in drey verschiedene Epochen vertheilet, davon die erste fabelhaft, die andere zweifelhaft, die dritte aber gewiß genennet werden kann. Die fabelhafte Zeit übersteiget diejenige unendlich weit, in welcher die heilige Schrift die Erschaffung der Welt angesetzet hat. Ihrer Meynung nach soll das japonesische Reich binnen dieser Zeit wechselsweise durch verschiedene himmlische Geister seyn regieret worden, die sie die sieben großen himmlischen Geister nennen, und deren jede eine unermäßliche und unbestimmte Anzahl von Jahren regieret haben soll. Die Geschichte dieser Götter ist mit seltsamen Dingen angefüllet, mit grausamen und blutigen Kriegen, dadurch diese erste Zeit berühmt geworden ist. Der lezte von diesen sieben großen himmlischen Geistern, Namens Isanagi Mikotto, hat, nachdem er sich mit seiner Gemalin Isanami Mikotto fleischlich vermischte, ein anderes Geschlecht der Halbgötter oder Göttermenschen hinterlassen, deren fünf an der Zahl den Thron nach ihm bestiegen, und welche zusammen einen Periodum von 2342467 regieret haben. Das ist es alles, was die Japoneser von dem ersten und ältesten Zustande ihres Reichs wissen, und zwar einer Tradition zufolge, die selbst ihre vornehmste Weltweisen für verdächtig und ungewiß, wo nicht gar für fabelhaft erklären. Ueberdies hegen sie alle ohne die geringste Ausnahme eine außerordentliche Hochachtung gegen den Isanagi und dessen Frau Isanami, die sie für die eigentlichen Urheber ihres Volks, und so zu reden als ihren Adam und Eva, ansehen. Das Recht, welches die geistlichen Erbkayser auf den japonischen

Thron

Thron haben wollen, und dabey sie sich auch so viele Jahrhunderte erhalten haben, gründet sich darauf, daß sie in gerader Linie von dem ältesten Sohn, ältesten Enkeln und Urenkeln des Isanagi abstammen. Man findet kaum eine Stadt oder ein Dorf in Japon, wo nicht diesem Halbgott zu Ehren ein oder mehrere Tempel aufgerichtet wären. Und die Provinz Isje, darinne er der Tradition zufolge gewohnet haben soll, ist deswegen zu einem heiligen Orte geworden, dahin die Japoneser zu gewissen Jahreszeiten Wallfahrten anstellen.

Aus dem zweyten Periodus der japonesischen Geschichte, den man den ungewissen und zweifelhaften nennen kann, weiß man wenig vom Zustande dieses Reichs, von der Lebensart, welche die Einwohner seit der Schöpfung der Welt geführet haben, und wie es mit ihnen bis zur Zeit ihres ersten Monarchen Sin Mu Ten Go, dessen Regierung sich mit dem 660ten Jahre vor Christi Geburt endiget, beschaffen gewesen ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Japoneser binnen dieser Zeit nach gewissen Horden abgetheilet, und in diesem großen Reiche hin und her zerstreuet; daß sie durch ein stürmisches und mit Klippen besetztes Meer auf allen Seiten eingeschlossen, und von den übrigen Theilen der Welt abgesondert gewesen sind; und daß sie endlich in einem freyen Stande der Natur ohne eine gewisse Regierungsform und ohne Künste und Wissenschaften gelebet haben. Dagegen war das chinesische Reich viel zeitiger groß und mächtig geworden; die Künste und Wissenschaften blüheten darinne, und

die Chineser machten diese den Japonesern bekannt. Die leztern haben es also den erstern zu danken, daß sie gesittet geworden sind; und es ist wahrscheinlich, daß sie nach dem Exempel ihrer Nachbarn, bey denen eine monarchische Regierungsart eingeführet war, sich um so viel lieber der Beherrschung des vorhingedachten Sin muten oo unterworfen, da er aus einer so alten und geehrten Familie abstammete. Damit aber ein solcher Periodus in ihren Chronicken nicht ganz und gar leer bleiben mögte, so haben sie ihn mit dem Namen derer angefüllet, die nach dem Tode des Katsura und seiner fünf Nachfolger den chinesischen Thron beherrschet haben. Solche waren Fohi, Chin nong, Hoang ti, Jao, und Tchuen hio.

Der dritte und lezte Periodus der japonischen Monarchie, oder ihrer geistlichen Erbkayser, fängt sich mit dem 660ten Jahre vor Christi Geburt an, und fällt in die Zeit, da Sian vang den chinesischen Thron beherrschte. Seit der Zeit haben bis zum Jahr Christi 1693 hundert und vierzehn Kayser aus einem Hauße und in unverrückter Ordnung nacheinander regieret. Sie rechnen sichs zu einer besondern Ehre an, daß sie in gerader Linie vom Ten sio Dai Sin, dem Stammvater der japonesischen Nation, abstammen. Daher werden sie auch von ihren Unterthanen auf eine ganz ausserordentliche Art verehret, ja als Gottheiten angebetet. Die Fürsten aus diesem Hauße, und sonderlich diejenigen, die den Thron besessen haben, sind von der ganzen Nation als geheiligte Personen und als angebor-

ne

ne Päbste verehret worden. Und damit sich die ehrfurchtsvollen Vorstellungen, die sie von den Personen dieser Kayser gefasset haben, nicht unter ihrem Volk und den Nachkommen verlieren sollen; so thun sie manches, das, wenn man es nach den Gewohnheiten anderer Völker untersuchet, lächerlich und dumm zu seyn scheinet. Der Kayser würde es z. E. seiner Majestät und Heiligkeit verkleinerlich erachten, wenn er mit seinen Füßen die Erde berührete. Es müssen ihn also allemal einige Leute auf ihren Schultern dahin tragen, wohin er sich erheben will. Diese geistliche Maschine begiebt sich auch nicht in die freye Luft. Die Heiligkeit dieses Kayserś ist auch in Kleinigkeiten so groß, daß er sich weder seine Haare, noch den Bart, noch die Nägel abnehmen lässet. Da aber natürlicher Weise nichts anders als Unreinigkeit und Schmutz daraus entstehen kann; so müssen ihm diese Ueberflüßigkeiten in der Nacht, wenn er schläft, abgenommen werden, weil nach dem Urtheil der Japoneser dasjenige, was ihm im Schlafe abgenommen wird, als ein Diebstahl anzusehen ist, dieser aber seiner Majestät und Heiligkeit nicht nachtheilig genennet werden kann. Alle Tage wird die Tafel des Kayśers mit neuen Geräthen und Gefäßen besetzet, die zwar durchgängig ganz ungemein sauber, doch dabey vom gemeinen Thon verfertiget sind, damit man ohne allzugroßen Verlust diejenigen zerbrechen könne, derer er sich einmal bedienet hat. Denn das geschieht allemal, daß die vom Kayser gebrauchten Gefäße zerbrochen werden, aus Furcht, sie mögten etwa einem Laien in die Hände gerathen, dem ihrer Meynung

nach zum wenigsten der Hals aufschwellen würde, wenn er sich ihrer bedienete. Eben so wird es mit des Kayfers Kleidern gehalten. Denn sie glauben, wenn sie ein anderer ohne ausdrücklichen Befehl des Kayfers anlegte, daß derselbe an seinem ganzen Leibe Schwulst und Beulen davon tragen würde.

Wenn der Thron durch den Tod eines Mikaddo, denn diesen Titel führt der Kayfer, erlediget worden; so erhebet der geistliche Hof denjenigen auf den Thron, welcher der vermuthliche Erbe ist, und zwar ohne Unterscheid des Alters oder Geschlechts. Daher kommt es, daß bald unmündige Prinzen, bald unverheyrathete Prinzeßinnen in der Regierung gefolget sind. Ja man hat sogar Exempel, daß die Wittwe eines solchen Kayfers ihrem Gemal in der Regierung succediret ist. Wenn mehr Prätendenten zur Crone vorhanden sind, und man wegen des eigentlichen Successionsrechts nicht schlüßig werden kann; so wird die Sache in der Güte beygeleget, und jeder regiert eine gewisse Anzahl von Jahren. Diese Veränderungen gehen mit einer bewundernswürdigen Heimlichkeit vor. Es kann ein Mikaddo sterben oder abdanken, und ein anderer an seine Stelle kommen, ohne daß man außer den nächsten Hofbedienten eher etwas davon erfährt, als bis es geschehen ist. Inzwischen hat sichs bey gewissen Gelegenheiten zugetragen, daß diejenigen von der kayserlichen Familie, die sich auf eine widerrechtliche Art von der Thronfolge ausgeschlossen sehen mußten, ihr Recht dazu durch die Waffen behauptet, und sich bestrebet haben,

den unbefugten Cronenräuber wieder vom Thron zu stoßen. Daher rühren die Kriege, die dem Reiche so großen Schaden zugefüget haben.

Die Hofbedienten dieser Kayser stammen alle von dem mehrgedachten Ten sio da tsin ab, und vermöge ihrer vermeynten hohen Abkunft glauben sie berechtiget zu seyn, eine solche Verehrung von andern zu fordern, die sonst keinem Laien im ganzen Reiche wiederfähret. Sie haben sich in verschiedene Zweige vertheilet, und bestehen heut zu Tage aus einer Menge von vielen Tausenden. Einige derselben sind mit einträglichen Abteyen oder Prioraten im Reiche versorget. Die allermeisten aber bleiben am Hofe, und halten sich um die geheiligte Person des Dairi oder Mikaddo (welches einerley ist) auf, den sie als die Stütze ihrer Wohlfart verehren, und dem sie in den Würden, damit er sie bekleidet hat, dienen. Der weltliche Kayser schießet jezt alles her, was zur Unterhaltung des Dairi und seiner Hofstaat gehöret. Er hat ihm zu dem Ende gewisse Einkünfte von der Stadt Miaco und dem dazu gehörigen Departement angewiesen. Da aber diese nicht zu seinem Aufwand hinreichend sind, so giebt man das übrige aus dem kayserlichen Schatze her. Der Mikaddo hält sich, nach Gewohnheit seiner Vorfahren, zwölf Weiber, und giebt derjenigen den Titel einer Kayserin, die den Erbprinzen zur Welt bringet.

Gelehrsamkeit und Wissenschaften sind die vornehmsten Beschäftigungen dieses geistlichen Hofes. Nicht allein die Hofcavaliers, sondern

auch verschiedene Personen vom schönen Geschlechte haben sich durch Gedichte, Historien, und andere Werke einen großen Namen gemacht. Die Hofleute lieben die Music gar sehr, und das Frauenzimmer spielt auf einigen Instrumenten sehr geschickt und zärtlich. Die jungen Cavaliers beschäftigen sich mit der Reitkunst, dem Ringelrennen, Tanzen, Fechten, und andern ihrem Stand gemäßen Uebungen. Als der Dairi in den vorigen Zeiten noch der einzige Herr war, so schlug er sein Hoflager auf, wo er wollte, und beehrte bald diese, bald eine andere Stadt mit seiner geheiligten Gegenwart. Heut zu Tage aber ist dem geistlichen Kayser die Stadt Miaco zu seiner beständigen Residenz angewiesen. Er hat mit seiner Hofstaat insonderheit den nordöstlichen Theil dieser großen Hauptstadt inne. Der weltliche Kayser unterhält beständig eine Anzahl Soldaten am Hofe des Dairi, unter dem Vorwande, daß sie über die Sicherheit seiner geheiligten Person und Familie wachen sollen, in der That aber zu keinem andern Zweck, als daß sie ihm hinderlich seyn sollen, die Crone wieder zu bekommen, die ihm von den weltlichen Kayfern geraubet worden ist. Bis an das Jahr Christi 1558 haben die geistlichen Kayser allein mit unumschränkter Macht regieret. Taiko aber, der das Commando über die ganze Armee hatte, warf sich um diese Zeit zum ersten weltlichen Kayser auf, und den geistlichen Kayfern ist nun nur noch ein Schatten ihres vorigen Ansehens übrig geblieben.

Die Freyheit des Gewissens, in so ferne sie weder dem bürgerlichen Regiment, noch auch dem

Frie-

Frieden und der Ruhe des Staats entgegen ist, ist jederzeit in Japon wie in den meisten Gegenden von ganz Asien gegönnet worden. Daher rühret es, daß die auswärtigen Religionen einen so leichten Eingang gefunden, und sich so geschwinde, zum Nachtheil der alten einheimischen Religion, ausgebreitet haben. Seit einem Jahrhunderte sind vier Hauptreligionen in Japon gangbar gewesen. 1) Sinto, die alte Religion. 2) Budso, oder die Verehrung der auswärtigen Götzen, die aus Siam, China, und von andern Ländern her, nach Japon gebracht worden sind. 3) Siuto, oder die Lehre ihrer Weltweisen und Moralisten, und 4) Devius oder Kiristando, das ist, der Weg Gottes oder Christi, wodurch nichts anders als die christliche Religion verstanden wird. Diese lezte ist durch den unermüdeten Eifer der portugiesischen und spanischen Mißionarien, sonderlich der Jesuiten, bekannt gemacht, und sehr ausgebreitet worden. Der erstaunliche Fortgang ihrer Bemühungen ließ hoffen, daß das ganze japonische Reich in kurzer Zeit zu Christo bekehrt seyn würde, wenn nicht die ehrgeitzigen Absichten dieser Väter, und ihre voreilige Bemühungen, sowol geistliche als leibliche Früchte ihrer Arbeit einzuernden, ehe denn sie reif waren, die höchste Majestät dieses Reichs dergestalt gereitzet hätten, daß dadurch sowol gegen sie selbst, als auch gegen ihre Proselyten, die grausamste Verfolgung erwecket wurde, wodurch in wenig Jahren die ganze Religion sammt denen, die sie lehreten, und die ihr anhiengen, ganz ausgerottet worden ist.

Unter den drey Hauptreligionen nun, die heut zu Tage in Japon gangbar sind, verdient die Religion Sintos am ersten betrachtet zu werden, wegen ihres hohen Alterthums und der langen Dauer. Durch Sinto, Sinsju und Kaminitsi wird derjenige Dienst verstanden, der den von Alters her im Reiche eingeführten Götzen erwiesen wird. Sin und Kami sind die Namen derer Götzen, die der Gegenstand dieser Verehrung sind. Jo und Nitsi aber sollen die Art und Weise anzeigen, wie diese Götzen verehret werden sollen. Siu bezeichnet den Glauben oder die Religion. Sinsja und Sinsju sind die Personen, die sich zu dieser Religion bekennen. Der Zweck, den sich die Anhänger dieser Religionen vorgestellet haben, ist, daß sie in dieser Welt glücklich seyn wollen. Sie haben zwar von der Unsterblichkeit der Seelen, und von einem künftigen seligen oder unseligen Zustande, eine wiewol sehr dunkele und unvollkommene Vorstellung. Inzwischen bekümmern sie sich nicht im geringsten darum, in welchen Zustand sie dereinst kommen werden. Sie beschäftigen sich nur damit, daß sie diejenigen Götter ehren und anbeten, welche die Angelegenheiten dieser Welt regieren, und deren jeder ein besonderes Departement haben soll, darinne er unmittelbar herrschet, alle Begebenheiten lenket, und für alle Bedürfnisse dieses Lebens sorget. Ob sie wol ein allerhöchstes Wesen erkennen, das, ihrer Meynung nach, in dem allerhöchsten Himmel wohnen soll; und ob sie gleich einige Untergötter erkennen, denen sie ihren Platz in den Sternen anweisen; so beten sie doch dieselben nicht an, feyern ihnen zu

Ehren

Ehren auch keine Festtage, und halten dafür, daß diese Wesen, die soweit über uns erhaben sind, sich nicht bemüheten, so weit auf die Menschen herabzusehen. Inzwischen schwören sie doch bey diesen hohen Göttern, und der Name derselben wird allemal in ihren Eidesformeln angetroffen.

Die Religion Sintos hat eine ungemeine große Menge von Kamis oder unsterblichen Geistern; denn alle Männer, die sich durch Klugheit und tapfere Heldenthaten hervorgethan haben, werden in die Zahl der Kamis aufgenommen. Ja die Mikaddos oder geistliche Kayser werden, sobald sie nur den Thron bestiegen haben, als lebendige Bilder ihrer Kamis oder Landesgötter angesehen. Sie glauben ferner, daß alle andere Kamis verbunden wären, jährlich einen Besuch bey ihnen abzulegen, und sich den zehnten Monat des Jahres auf eine unsichtbare Art um ihnen aufzuhalten. Dieses glauben sie so fest, daß in demselben Monat, den sie Kaminatsuki, d. i. den Monat ohne Götter, nennen, kein einziges Fest gefeyert wird, weil sie in dem Wahn stehen, daß die Götter alsdann nicht in ihren Tempeln, sondern am Hofe bey dem Dairi befindlich sind. Dieser japonesische Pabst maßet sich auch ganz allein das Vorrecht an, andere unter die Zahl der Götter zu versetzen.

Außer den berühmten Männern, die um ihrer Heldenthaten oder besonderer Heiligkeit halber von den geistlichen Kaysern unter die Zahl der Landesgötter aufgenommen worden sind, giebt

es noch eine Classe anderer Götter, die weit älter sind. Solche sind nämlich die sieben großen himmlischen Geister, die in den ältesten Zeiten der Sonne, ehe die Welt erschaffen worden war, viele Millionen Jahre nacheinander das japonische Reich beherrschet haben; und die fünf irdische Gottheiten, die über Japon eine sehr lange, obwol eingeschränkte, Zeit regieret haben. Diese leztern haben Stoff zu vielen außerordentlichen Begebenheiten, zu Geschichten von irrenden Rittern, von besiegten Riesen, Drachen, und dergleichen Ungeheuern gegeben, die damals das Land erfülleten, und dessen Einwohner erschreckten. Viele Städte und Dörfer haben von ein und anderer dieser in ihrer Nachbarschaft vorgefallenen Handlungen den Namen erhalten. Sie heben in einigen ihrer Tempel noch die Schwerder und andere Waffen auf, die sie als Ueberreste dieser alten Zeiten betrachten, und derer sich diese alte halbgöttische Helden bedienet haben sollen, alle diejenigen zu vertilgen, die den Frieden und die Ruhe des Landes haben stören wollen.

Die Anhänger der Religion Sintos nennen ihre Tempel oder Kirchen Mia. Solche haben sehr viel ähnliches mit den Fanis der alten Römer, indem sie überhaupt nichts anders als Ehrentempel sind, die zum Gedächtniß berühmter Leute sind aufgerichtet worden. Die Götter, die in dergleichen Gebäuden verehret werden, sind, wie schon gesagt, Sin und Kami. Sie legen ihnen aber auch zuweilen das Beywort Miosin bey, ingleichen Gongen. Die Anhänger anderer Religionen nennen die Klöster ihrer Ordens-

densleute, und die Orte, wo sie ihre Andacht haben, Sisia tira, und die Götter, die sie anbeten, Fotoge. Alle andere fremde Götzen, deren Verehrung aus fremden Ländern, und übers Meer, nach Japon gekommen ist, sind unter dem allgemeinen Namen Bosaz oder Buds begriffen.

Alle Mias und überhaupt alle Klöster und Ordenshäußer sowol von der Secte Sintos, als auch von andern, sind in den fruchtbarsten und angenehmsten Gegenden des Landes, und gemeiniglich entweder in großen Städten, oder doch nahe bey denselben, und wo viele Menschen wohnen, angeleget worden. Eine breite und geräumige Allee, die auf beyden Seiten mit hohen und wohl bewachsenen Cypressenbäumen besetzet ist, führt gerade auf einen Mia, oder auf einen Tempelhof zu, in welchem oft mehrere Mias stehen. Die meisten solcher Tempel sind in einem angenehmen Gehölze, oder an einem abhängigen und grün bewachsenen Hügel befindlich, zu welchem man durch wohlangelegte steinerne Stufen in die Höhe steiget. Vorwärts an der Hauptstraße, und wo die zum Tempel führende Allee angehet, siehet man zur Unterscheidung von gemeinen Straßen ein großes und auf ganz besondere Art verfertigtes Portal, das zuweilen aus Stein, zuweilen nur aus Holz erbauet ist. Die Bauart der Tempelpforten siehet ganz einfältig aus, und über der Pforte hängt gemeiniglich eine viereckigte steinerne Tafel, darauf der Name des Götzen, dem der Tempel besonders gewidmet ist, mit güldenen Buchstaben geschrieben stehet.

In einer gewissen Entfernung von dem Mia stehet ein steinernes und mit Wasser angefülltes Becken, darinn sich diejenigen, die ihre Andacht haben wollen, erst waschen müssen. Gerade gegen dem Tempel stehet ein großer hölzerner Kasten, darein die Allmosen geworfen werden. Der Mia selbst ist ein schlechtes Gebäude, ohne Zierrathen und ohne alle Pracht, gemeiniglich viereckigt, und von Holz. Die Höhe desselben übertrifft kaum dreymal die Mannslänge, und die Breite ist von ohngefähr drey Klaftern. Es stehet etwa eine Ruthe hoch über der Erde, und ruhet auf hölzernen Pfeilern. Um den Mia herum gehet eine kleine Gallerie, auf welche man durch einige Stufen in die Höhe steigen muß. Der Tempel selbst ist beständig zugeschlossen. Das Dach ist mit Ziegeln oder Schindeln gedeckt, und es gehet auf allen Seiten weit hervor, um die vorhin gedachte Gallerie zu bedecken. Es ist von den Dächern anderer Häußer darinne unterschieden, daß es sehr künstlich gekrümmet, und aus verschiedenen Lagen von Balken zusammengesezt ist, deren Zusammenfügung etwas sonderbares an sich hat.

Ueber der Pforte des Tempels hängt zuweilen eine Glocke, und an derselben ein langer mit Knoten dick besezter Strick. Diejenigen, die ihre Andacht halten wollen, rühren diese Glocke, und erinnern dadurch den Götzen, daß sie nun da wären. Im Tempel siehet man ein weißes und in kleine Stücken zerschnittenes aufgehänget, wodurch man den Leuten eine Vorstellung von der Heiligkeit des Orts machen will. Es giebt sehr viele Tem-

pel, worinn man gar keinen Götzen, dem sie besonders gewidmet wären, antrifft. Wo aber ein Kami ist, da stehet dessen Bild an dem erhabensten Orte des Tempels in einem verschlossenen Gehäuße, vor welchem die Anbeter niederfallen. Dieses Bild wird nicht eher herausgenommen, und öffentlich gezeiget, als wenn man das große Fest des Königs feyert, welches aber alle hundert Jahre einmal geschiehet. In eben diesem Gehäuße verwahret man auch die Reliquien dieses Götzen, z. E. seine Gebeine, Kleider, Schwerder, oder was er sonst in seinem Leben mit eigenen Händen verfertiget hat.

Der vornehmste Mia jedes Orts hat ein oder mehrere davon abhangende Mikosi. Darunter verstehet man kleine vier- sechs- und achteckigte Capellen, die mit Firniß sehr sauber belegt, auswendig verguldet, inwendig aber mit Spiegeln, weißen Papier, und andern Zierrathen geschmücket sind. Sie stehen auf zweyen Stäben, damit sie auch zuweilen herumgetragen werden können; und dieses geschiehet gemeiniglich alsdann mit großen Solennitäten, wenn am Feste des Götzen, dem der Tempel gewidmet ist, die Camusi oder Diener des Tempels das Matsuri feyern, wovon anderwärts wird gehandelt werden. Zuweilen werden auch die Reliquien eines solchen Götzen an eben diesem Fest in Procession herumgetragen. Von außen sind die Mia, die Vorzimmer und Kammern derselben mit verschiedenen Zierrathen, mit Säbeln Zeichnungen von Schiffen, und mit allerhand andern Bildern und Seltenheiten geschmücket, welche gemeiniglich von den Anhängern dieser Religion sind.

Diese Mias oder Tempel Sintos werden nicht von Geistlichen bedienet, sondern von Layen, die man Canusi nennet, und die entweder von den gemachten Stiftungen, oder auf Unkosten des geistlichen Kayſers, oder durch den Zuschuß gutthätiger Leute, die daselbst ihre Andacht haben, unterhalten werden. Sie unterscheiden sich durch besondere Kleidung, und tragen einen steifen länglichten, und gefirnißten Hut, der wie ein Schiff gestaltet ist, tief in die Stirn herabgehet, und unter dem Kinn mit einem seidenen Bande zusammen gebunden wird, von welchem ein knotigtes Band herabgehet, das nach der Beschaffenheit desjenigen, der es träget, bald kürzer, bald länger ist, indem sich derselbe vor vornehmen Personen nicht tiefer bücken darf, als bis das äußerste Ende des knotigten Bandes die Erde berühret. In Religionsachen sind sie der Gerichtsbarkeit des Micaddo schlechterdings unterworfen; in bürgerlichen und zeitlichen Dingen aber gehorchen sie und alle andere Geistliche im Reiche den Befehlen der zween Reichsrichter, die von den weltlichen Regenten ernennet werden. Es sind aber Leute von unbeschreiblichem Stolze und Trotz, die sich weit vollkommener, und von besserer Bildung zu seyn, glauben. Wenn sie im Layenhabit ausgehen, so tragen sie, nach Art der vornehmsten Personen, zween Säbel. Sie glauben, daß sie ihr Stand und ihre Verrichtungen dazu verbinden, nicht die geringste Gemeinschaft mit dem gemeinen Volke zu haben, ob sie gleich selbst nichts anders als Layen sind. Diese ganz besondere Sorgfalt, allen Umgang mit andern Menschen zu meiden, ist ein

bequemes Mittel, ihre Unwissenheit und ihre Ungereimtheiten ihres theologischen Lehrbegriffes zu verbergen, die ganz unfehlbar lächerlich werden würden, wenn sie sich mit andern Secten in Religionsunterredungen einließen.

Die Religion der Sintos hat auch in der That viel albernes und verächtliches an sich. Sie ist ein abendtheuerlicher Mischmasch von allerhand abgeschmackten Geschichten ihrer Götter, Halbgötter, und Helden, dadurch die gesunde Vernunft beleidiget und geärgert wird. Als daher die auswärtige heydnische Religion Budso in Japon eingeführet wurde; so breitete sie sich nicht nur plötzlich, ja recht erstaunend aus, sondern sie verursachte auch eine Trennung unter denen, die der Religion ihrer Vorfahren ergeben blieben; und dadurch sind den Sintoisten selbst zwo Secten entstanden. Eine heisset Jniz. Zu derselben gehören die wahren Orthodoxen Sintos, die bey der Religion und Gewohnheit ihrer Vorfahren steif und fest halten. Allein ihre Anzahl ist geringe, und die Canusis machen den größten Theil aus. Die andere Secte heißt Riobus. Diese mögte man etwa Syncretisten nennen, die, vornämlich wegen des künftigen Zustandes der Seelen, sich bemühen, die ausländische Heydenreligion mit ihrer altväterischen zu vereinigen. Zu dem Ende nehmen sie an, daß die Seele des Amida, den die Budsoisten als ihren Heiland verehren, durch seine Seelenwanderung in den allervornehmsten ihrer Götter gefahren, und in das Wesen der Sonne und des Lichts eingedrungen sey. Die allermeisten Sintoisten sind

dieser Secte zugethan. Ja es scheinet der ganze geistliche Hof eine Neigung zu diesem Syncretismo zu haben.

Der weltliche Monarch bekennet sich inzwischen zur Religion seiner Vorfahren, und bezeuget alle Jahr dem Mikaddo seine Ergebenheit, wiewol er es heut zu Tage nicht in eigener Person, sondern durch einen Abgesandten thut, der zugleich prächtige Geschenke überreichen muß. Die Gräber seiner Vorfahren besuchet er in eigener Person, wie auch die Tempel und vornehmsten Ordenshäuser, darinnen sie angebetet werden.

Die Sintoisten befleißigen sich vornämlich der äußerlichen Reinlichkeit. Sie essen kein Blut, sie enthalten sich vom Genusse des Fleisches, und vermeiden die Befleckung mit toden Körpern. Wenn bey Erbauung eines Mia ein Arbeiter verwundet, und sein Körper blutrünstig wird; so wird dieses als ein großes Unglück angesehen, und ein solcher Arbeiter darf weiter keine Hand an so einen heiligen Bau legen. Wenn dergleichen Zufall sich bey dem Baue eines Tempels zu Isie zutragen sollte; so würde das ganze Gebäude wieder abgenommen werden müssen. Den Weibern ist durchaus nicht erlaubt, in einen Tempel zu gehen, wenn sie ihre gewöhnliche Reinigung haben. Unter allem verunreiniget nichts so sehr, als der Tod des Vaters und der nächsten Anverwandten. Je näher die Anverwandschaft ist, desto stärker wird die Verunreinigung, und ein solcher darf in keinem Tempel erscheinen.

Die

Die Festtage sind ihren Göttern und andern berühmten Männern gewidmet. Jeden Monat fallen drey Feste ein. Erstlich am ersten Tage des Monats; zweytens am 15ten Tage, welches der Vollmond ist; und drittens auf den 28ten Tag, welches der Tag vor dem Neumond ist. Alle Jahre aber haben sie fünf große Festtage, darunter der Neujahrstag mit gehöret. Diese große Feste sind eigentlich nichts anders, als bürgerliche Freudentage, die man theils mit Gebet und Gelübden, theils mit Belustigungen zubringet. Außer diesen fünf Hauptfesten feyern die Japoneser auch einige besondere, die gewissen Götzen zu Ehren angeordnet sind, und die theils im ganzen Reiche, theils nur in einigen Gegenden begangen werden. Auch dabey stellet man Lustbarkeiten an, und diese werden eigentlich Massuri genennet.

Die Japoneser sind große Liebhaber der Wallfahrten. Sie stellen verschiedene, und noch mehrere Orte an. Die erste und vornehmste darunter ist nach Isje; die andere geschiehet zu den 33 Tempeln von Quamnon, die im Reiche hin und her liegen; die dritte geschiehet zu den vornehmsten Tempeln des Sin, Kami, und Fotague, die sowol wegen ihrer großen Wunderwerke, als auch wegen der Vortheile berühmt sind, welche die Pilgrimme und Wallbrüder von ihnen erhalten. Darunter gehöret der Tempel der Sonne, Nitokira, in der Provinz Osju; ferner einige Tempel des Fazman, des berühmten Gesetzgebers Jakusi, und einiger andern, welche die Andächtigen nach eigener Bequemlichkeit erwählen.

len. Unter den drey vorhingedachten Wallfahrten geschehen die leztern von den Budsoisten und Sintoisten ohne Unterscheid, doch so, daß jeder Pilgrimm sich dabey zu den Tempeln wendet, die den Göttern seiner Secte besonders gewidmet sind. Die zweyte Wallfarth zu den 33 Tempeln ist keiner von beyden Secten besonders eigen, sondern wird von beyden ohne Unterscheid abgewartet. Und diese Wallfarth wird von den Japonesern überhaupt für ein sicheres Mittel angesehen, die Glückseligkeit dieses und des zukünftigen Lebens zu erhalten.

Unter allen Japonesischen Gottheiten ist keine größer als Tensio Dai Sin. Der ist der vornehmste Gegenstand von der Religion Sintos. Daher heißet auch der Tempel desselben Dai Singu, d. i. der Tempel des großen Gottes. Der gemeine Mann nennet ihn Isie Mia oder den Tempel Isie, von einer Provinz dieses Namens, darinne er stehet. Man glaubt, daß diese Provinz einer außerordentlichen und ganz besondern Heiligkeit theilhaftig sey, weil Tensio in derselben geboren worden, gelebet hat, und gestorben ist. Dieser Tempel liegt, nach dem Berichte derer, die ihn gesehen haben, in einer großen Ebene. An sich selbst ist er ein elendes, hölzernes, und niedriges Gebäude, das mit einem Strohdache überleget ist. Man giebt sich ganz besondere Mühe, dieses Gebäude in dem Zustande zu erhalten, darinne es vom Anfange her gewesen ist, und zwar darum, damit es ein Denkmal von der Armuth ihrer Vorfahren und der Stifter dieses Tempels sey. In der Mitte desselben siehet man

wei-

weiter nichts als einen gegossenen metallenen Spiegel, der nach Landesart poliret ist, und beschnittenes weißes Pappier. Der Spiegel wird für ein Bild der durchschauenden Augen des großen Gottes gehalten, den man daselbst anbetet; und als einen Abdruck der vollkommensten Erkenntnis, die Gott von dem innersten Herzensgrunde seiner Anbeter hat. Das weiße beschnittene Pappier stellet die Reinigkeit des Orts vor. Der Haupttempel ist mit verschiedenen kleinen Capellen umgeben, die zur Ehre ihrer geringern Götter erbauet worden sind. Sie haben aber weiter nichts als die Gestalt eines Tempels an sich, und sind meistentheils so niedrig, daß ein erwachsener Mensch kaum gerade darinne stehen kann. Jede von diesen Capellen wird durch einen besondern Camusi bedienet. Um den Tempel und die Capellen wohnen viele Nega oder vornehme Herren des Tempels, und Taje, das ist, Evangelisten oder Boten der Götter. Sie müssen ihre Häußer dazu hergeben, daß die Pilgrime daselbst einkehren können. Nicht weit davon liegt eine Stadt.

Die orthodoxen Sintoisten treten jährlich eine Wallfarth nach Isje an, oder doch wenigstens in ihrem Leben einmal. Außer der Schuldigkeit, die sie, wie sie glauben, dazu antreibt, sind auch, wie sie dafür halten, sehr ansehnliche Vortheile mit einer solchen Wallfarth verknüpft. Dahin gehören Ablaß der Sünden, Versicherung eines glücklichen Zustandes in der künftigen Welt, Gesundheit, Reichthum, Würden, Kinder, und andere Arten zeitlicher Wohlthaten.

Um nun den gemeinen Mann in diesem so vortheilhaften Aberglauben zu unterhalten, bekommt jeder Pilgrimm einen Camusi zur Seite, von dem er die große Reinigung und den Ablaß aller seiner Sünden empfängt. Diejenigen, die Krankheiten, oder Alters, oder anderer Hindernisse wegen nicht selbst nach Isie reisen können, bekommen ihren Ablaß zu Hauße. Diese Wallfarthen geschehen zwar zu allen Zeiten des Jahres; doch ist der Zulauf der Pilgrimme am stärksten in den drey ersten Monaten ihres Jahres, oder in unserm März, April, und May, indem alsdann in Japon die schönste Witterung ist. Man kann sich kaum vorstellen, was für eine Menge Menschen allein aus der Hauptstadt Jedo und aus der großen Provinz Osju daselbst zusammen kommen.

Wenn ein Pilgrimm seine Reise nach Isie angetreten hat, so wird an die Pforte seines Hauses ein Strick befestiget, um welches ein Stück weißes Pappier gewickelt ist. Dieses giebt denen ein Merkmal, die etwas mit einer Art der Unreinigkeit befleckt sind, daß sie nicht in ein solches Hauß gehen. Eben dieses Merkmal hänget man auch an den Eingang der Alleen, die zu einem Tempel führen. Außerdem ist es nöthig, daß die Pilgrimme, die entweder reisefertig sind, oder die Reise schon angetreten haben, sich alles desjenigen sorgfältig enthalten, was einen Menschen verunreinigen kann, insonderheit der Gemeinschaft mit liederlichen Weibespersonen. Ja die Männer dürfen nicht einmal bey ihren Weibern liegen. Wenn die Pilgrimme zu Isie angekommen sind, so begeben sie sich zu dem Camu-

si, den sie kennen. Diesen heiligen Mann treten sie sehr demüthig an, und bücken sich nach der gewöhnlichen Landesart so tief, daß sie mit der Stirn die Erde berühren. Der Camusi führt sie alsdann mit andern Pilgrimmen zu den Tempeln, und sagt ihnen den Namen derer Götter, denen sie zu Ehren aufgebauet worden sind. Wenn dieses geschehen ist, so führt sie der Camusi in eigener Person zum Hauptempel des Tensio, woselbst sie alle mit einer schüchternen Ehrfurcht zur Erde niederfallen. In dieser demüthigen Gestalt wenden sie sich durchs Gebet zu diesem mächtigen Gott, sagen ihm alles, was ihnen fehlet, bitten ihn um Glück, Reichthum, Gesundheit, langes Leben, u. s. f. Und damit ist alles geschehen, weswegen sie eine solche weite und mühsame Reise vorgenommen haben. Zulezt giebt ihnen der Camusi einen Ablaßbrief. Derselbe bestehet in einer länglicht viereckigten Büchse, die von zartem Schachtelholze verfertiget, und mit kleinen hölzernen Stückgen angefüllet ist, deren einige in weißem Pappier eingewickelt sind. Auf dem Deckel der Büchse stehet der Name des Tempels des großen Gottes mit großen Buchstaben; und der Name des Camusi, der diesen Ablaß ertheilet hat, ist auf der andern Seite mit kleinen Characteren aufgeleimet. Die Canusi versenden eine Menge solcher Ablaßbriefe durch das ganze japonische Reich.

In Japon giebt es einen geistlichen Orden, den man die Jammabos oder Bergpriester nennet. Eigentlich bedeutet dieser Name einen Bergsoldaten, wie es denn auch eine Grundregel die-

ses Ordens ist, daß die Glieder desselben verbunden seyn sollen, im Nothfalle für ihre Götter und Landesreligion die Waffen zu ergreifen. Es stellen aber diese Jammabos eine Art Eremiten oder Einsiedler vor, die ein strenges Leben führen, ihre meiste Zeit mit Beschwerlichkeiten auf heiligen Bergen zubringen, und sich selbst mitten im härtesten Winter öfters in Flüssen baden. Die reichesten unter ihnen wohnen in ihren eigenen Häusern, und leben von dem Ihrigen; die armen aber laufen im Lande, und sonderlich in der Provinz Saviga und in der Nachbarschaft des hohen Gebürges Fusi Jamma herum und betteln. Alle zusammen aber müssen sie, vermöge einer eigenen Ordensregel, alle Jahr im sechsten Monat auf dem höchsten Gipfel des Berges heraufklettern. Sie geben sich mit Zauberkünsten und mit Heilung der Krankheiten ab.

Wir wenden uns wieder zu der weltlichen Geschichte von Japon. Zu den Domainen oder Crongütern des Kayfers gehören die Gokosio, wie man sie nennet, das ist, die fünf See- oder Handelsstädte des Reichs. Sie heissen 1) Miaco, die Haupt- und Residenzstadt des geistlichen Kayfers in der Provinz Jamasura; 2) Jedo, die Residenz des weltlichen Kayfers in der Provinz Musasi; 3) Osacca in der Provinz Sez; 4) Sakai in der Provinz Jassumi, und 5) Nangasaki in der Provinz Fisen. Die vier ersten liegen auf der großen Insel Nipon, und sind alle wegen ihres Reichthums und Ueberflusses berühmt. Nangasaki aber liegt am äußersten Ende der Abendseite der

In-

Insel Kiusiu, in einem unfruchtbaren Lande, zwischen ungeheuren Felsen und hohen Bergen, in einer weiten Entfernung von der volkreichen und gesegneten Insel Nipon, und also gewissermaßen auch zum Handel mit andern und auswärtigen Völkern verschlossen. Diese mannichfaltige Abbrüche, denen diese Stadt unterworfen ist, sind die Ursache, daß sie nur mittelmäßig volkreich, und alles in einem mittelmäßigen Zustande darinne ist. Die allermeisten Leute, die daselbst wohnen, sind Tagelöhner und niedriger Pöbel. Inzwischen macht die bequeme und sichere Lage ihres Hafens, daß sie der gemeine Sammelplatz aller fremden Schiffe ist, und daß alle Völker, die nach Japon zu handeln Erlaubniß haben, ihre ausländische Waaren dahin bringen, und sie an japonesische Kaufleute verhandeln dürfen. Dieses Vorrecht aber wird niemanden erwiesen, als den Chinesern und Holländern. Doch müssen sich beyde Nationen einer sehr genauen Einschränkung unterwerfen, und sich so zu reden bis aufs Hemde visitiren lassen.

Der Hafen nimmt auf der Nordseite der Stadt seinen Anfang. Der Zugang dazu ist schmal; die Tiefe desselben beträgt wenige Klaftern, und der Boden des Meeres ist daselbst sandigt. Es ergießen sich dort einige Ströme von der Höhe der Berge in das Meer. Allmählig wird der Hafen weiter, und das Meer tiefer; und nachdem er eine halbe Meile breit, und fünf bis sechs Klaftern tief geworden ist, lenket er sich südwestwärts, und gehet eine Meile lang an einer mit hohen Bergen besezten Küste hin, behält

dabey immer eine Breite von einer Viertelmeile, und stößt endlich an eine Insel, oder vielmehr an ein Gebürge, das mit dem Meer umgeben ist, und Taka Jama oder der hohe Bambusberg heisset. Die Holländer nennen ihn den Popenberg. Alle die Schiffe, die von Nangasaki aus nach Batavia unter Seegel gehen, werfen bey dieser Insel den Anker aus, um auf eine gute Gelegenheit zu warten, aus diesem Hafen zu laufen; welches in Zeit von zwey Stunden gethan seyn würde, wenn nicht die Sandbänke, die Untiefen, Felsen, und Klippen die Straße eben so beschwerlich als gefährlich machten. Um nun dieselbe sicher zu paßiren, müssen sich die Schiffe westwärts lenken, das feste Land links liegen lassen, und zwischen allerhand kleinen Inseln nach dem offenen Meer zuseegeln. Man trifft selten weniger als 50 Kauffardeyschiffe in dem Hafen an, nebst einigen hundert Fahrzeugen und Kähnen. Von fremden Schiffen, wenn man einige Wintermonate ausnimmt, werden selten weniger als 30 angetroffen, darunter die meisten chinesische Jonken sind. Die holländischen Schiffe liegen daselbst niemals länger als drey Herbstmonate vor Anker, weil sich alsdann die Monsons oder Südwestwinde, die sich nach Japon getrieben haben, nach Norden herum setzen. Mit diesen Nordostwinden müssen sie nach Batavia zurückkehren.

Nangasaki liegt unter dem 32ten Grad u. 36 Minuten nördlicher Breite, und unter dem 151ten Grad der Länge. Sie liegt am Ufer des Meeres in einem ebenen Thale, das sich ostwärts zwischen

schen den Bergen erstrecket. Sie ist drey viertel Meilen lang, und beynahe eben so breit. Die Hauptstraße, die zugleich die breiteste ist, gehet längst diesem Thale zu dem entgegenstehenden Berge. Die Berge, die um die Stadt herum liegen, sind nicht allzuhoch, aber sehr steil, und grün bis zum höchsten Gipfel, welches für die Augen ein angenehmer Anblick ist. Gerade hinter der Stadt auf den abhängigen Hügeln sind verschiedene prächtige Tempel aufgebauet, die nach dortiger Landesart mit Gärten und Terrassen umgeben sind. Weiter in die Höhe zeigt sich eine unbeschreibliche Menge Gräber, die hintereinander weg liegen. Und weiter hin siehet man fruchtbare und wohl angebauete Felder. Kurz, die ganze Gegend ist reitzend und angenehm.

Die Stadt Nangasaki ist, wie die meisten japonischen Städte, frey und offen, ohne Schloß, Mauern, oder Festungswerke. Die Straßen derselben gehen aufwärts nach den Hügeln zu, und endigen sich da, wo die Tempel stehen. Drey Flüsse, die ein sehr schönes Wasser führen, gehen durch die Stadt. Die meiste Jahreszeit aber ist kaum so viel Wasser in diesen Flüssen, daß die Reißfelder damit begossen, oder einige Mühlen davon getrieben werden können; allein wenn die Regen häufig kommen, so schwellen sie dergestalt auf, daß sie Häußer mit sich fortreissen. Die Stadt war zu der Zeit, als sie die Portugiesen, denen sie der Fürst von Omura eingeräumet hatte, inne hatten, in dem blühendesten Zustande, welcher endlich die Eifersucht des weltlichen Kayſers Taico erregen mußte,

dessen

dessen Rache durch den unbändigen Stolz der Portugiesen noch vermehret wurde. Er nahm den Portugiesen Nangasaki weg, und sezte den Fürsten von Omura ab, der die christliche Religion angenommen hatte, und deswegen der Portugiesen Beschützer geworden war.

Die Fremden wohnen außer der Stadt in abgesonderten Plätzen, wo sie sehr genau bewachet werden, als Leute, gegen die man einen Verdacht heget. Die Holländer wohnen auf einer kleinen Insel, die im Hafen gerade gegen der Stadt über liegt, und Desinna heißet. Die Chineser und andere benachbarte Völker, die einerley Religion zugethan sind, wohnen hinter der Stadt auf einer Anhöhe. Ihre Wohnungen sind in eine besondere Mauer eingeschlossen. Innerhalb der Stadt und um dieselbe herum werden ohngefähr 62 Tempel gezählet, nämlich fünf Tempel, die den Kamis oder uralten Landesgötzen sind erbauet worden, sieben Tempel der Jammabos oder Bergpriester, funfzig Tempel, die den auswärtigen und übers Meer gebrachten Göttern gewidmet sind. Diese Tempel sind nicht blos der Religion und Andacht, sondern auch den Ergötzlichkeiten gewidmet. Zu dem Ende sind bey denselben schöne Gärten, Alleen, und vortrefliche Zimmer angelegt. Es werden auch Schauspiele darinne aufgeführet.

Ein eigener Theil der Stadt ist mit Sauf- und Hurenhäußern angefüllet, bey welchen der Zusammenlauf der Menschen so groß als bey den Tempeln ist. Derjenige Theil der Stadt, darinne

inne diese Häußer angelegt sind, heißet Kasiemaz, d.i. die Herberge der hübschen Mägdchen. Es sind die niedlichsten Häußer in der ganzen Stadt allhier zu finden, und diese werden von lauter verliebten Schwestern bewohnet. Dieser Ort, und noch ein einziger in der Provinz Tsikusen, hat allein das Privilegium, dergleichen Häußer öffentlich zu halten. Die armen Leute, die auf dieser Insel wohnen, und auf welcher, wenn man die Weiber von Miaco ausnimmt, die Natur die größten Schönheiten dieses Geschlechts bilden soll, können allhier ihre Töchter, die sich eine solche Lebensart gefallen lassen, unterbringen, wenn sie anders wohlgebauet sind. Der ihnen angewiesene Bezirk ist immer mit dieser Waare angefüllet, und ist daher nächst dem zu Miaco der berühmteste im ganzen Reiche. Dieses Gewerbe ist auch hier so vortheilhaft als an keinem andern Orte, weil nicht nur eine große Menge fremder Leute dahin kommt, und Nangasaki allein der Ort ist, wo sie sich aufhalten dürfen; sondern weil auch die Einwohner in dieser Stadt selbst für die unkeuschesten im ganzen japonesischen Reiche gehalten werden. Wenn die Mädgens eine Zeitlang Dienste gethan haben, und hernach Gelegenheit finden, sich zu verheyrathen, so werden sie für honette Frauen gehalten. Die Laster ihres vorigen Lebens werden nicht ihnen, sondern ihren Eltern zugeschrieben, von welchen sie zu einer liederlichen Lebensart verkauft worden sind, ehe sie im Stande waren, sich eine bessere zu wählen. Die Kuplerinnen aber, ob sie gleich ungemein reich werden, dürfen sich in keiner ordentlichen Gesellschaft sehen lassen.

In Nangasaki sind 35 Brücken, kleine und große zusammengerechnet. Zwanzig sind von Steinen, die übrigen aber von Holz. An ihrer Bauart ist gar nichts besonderes. Sie dienen mehr, die Gewalt des Wassers abzuhalten, als die Stadt zu zieren. Die Häußer sind von Holz gebauet, und in denselben haben die Einwohner weder Stühle noch Lehnsessel, und überhaupt sieht man sehr wenige Meubles. Nangasaki wird meistens von Kaufleuten, Kramern, Künstlern, Handwerksleuten, Brauern, und dergleichen bewohnet, der großen Menge Menschen nicht zu gedenken, die in Diensten des Gouverneurs sind, oder die den chinesischen und holländischen Kaufleuten an die Hand gehen. Es giebt auch sehr viele arme Leute und Bettler daselbst, die unverschämter sind, als an andern Orten. Die Hunde verdienen auch, daß man sie unter die Einwohner von Nangasaki zähle; und obwol die Befehle des Kayfers nicht mit solcher Strenge zu Nangasaki beobachtet werden, als in andern Städten und Provinzen geschiehet, die dem Hofe näher liegen; so sind doch alle Straßen mit diesen Bestien angefüllet.

Die Manufacturen sind zu Nangasaki überhaupt nicht so gut als in andern Gegenden des Reichs, und dennoch ist daselbst alles theuer. Nur muß man Gold- und Silber-Waaren ausnehmen. Diese werden hier mehr nach dem Geschmacke der Ausländer als der Einheimischen verfertiget, und sie gerathen unvergleichlich. In Nangasaki ist übrigens ein beständiger Lermen. Den ganzen Tag werden Waaren und Lebensmittel durcheinander

ander ausgerufen. Die Handwerksleute, die ihr tägliches Brod zusammen bringen müssen, suchen einander durch die abwechselnden Töne zu überschreyen. Die Matrosen im Hafen treiben ihr Gewerbe mit einem andern und von dem vorigen unterschiedenen Geschrey. In der Nacht lermen die Nachtwächter und Soldaten mit großen Stöcken, sowol auf den Straßen der Stadt als im Hafen. Die Chineser spielen auch ihre Rolle, und vermehren das Geräusch, zumal wenn sie des Abends ihr Pappier verbrennen, und es als ein Opfer ins Meer werfen; oder wenn sie ihre Götzen um den Tempel herum tragen, welches von ihnen nicht anders als mit Pauken und Trompeten geschiehet. Dazu kommt noch das Geschrey der Priester, und derer, deren Anverwandten etwa mit dem Tode ringen, oder bereits verstorben sind; als welche an gewissen Tagen ihr Namanda absingen, und mit den Glocken greulich darunter lermen. Namanda ist ein gewisses Gebet, darinne sie den Amida anrufen, daß er für den Verstorbenen bey dem obersten Richter der Hölle ein gutes Wort einlege, damit der zur Quaal Verdammte nicht allzuviel leiden dürfe.

Die Holländer, die durch den ansehnlichen Gewinn, den die Portugiesen vormals in Japon machten, waren angelocket worden, entschlossen sich bald nach Errichtung ihrer ostindischen Compagnie mit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts einen Versuch zu thun, ob sie etwa in Japon einen Fuß fassen, und einen gewissen Ort finden könnten, ihre Schiffe daselbst einlaufen zu lassen,

und ihre Waaren abzusetzen. Ihre erste Niederlage wurde auf einer kleinen Insel angebauet, nicht weit von der Stadt Firando. Man nahm sie um so günstiger auf, je mehr sie geschworne Feinde der Portugiesen waren, die der kayserliche Hof gern aus dem Lande entfernet wissen wollte. Der Kayser Jiejas, oder, wie ihn andere nennen, Gongen, schenkte ihnen im Jahre 1611 die Freyheit durch ein eigenes Patent, in seinem ganzen Reiche zu handeln. Wie die Glückseligkeit der Portugiesen zusehends abnahm, so ergriffen die Holländer alle Gelegenheiten, sich in den Vortheilen desto fester zu setzen. Sie spareten keine Mühe noch Kosten, die Gnade des Kayserś zu gewinnen. Man that alles, wodurch die Staatsräthe, insonderheit aber der Fürst von Firando und andere Großen des Reichs, auf ihre Seite gezogen werden konnten. Man brachte die auserlesensten Seltenheiten zusammen, um sie jährlich am Hofe zum Geschenke zu überreichen. Die Hoffnung eines großen Vortheils in diesem Theile von Ostindien, den sie zu erhalten glaubten, wenn sie sich der Gewogenheit der Japoneser versicherten, nöthigte sie, allen Befehlen, die ihnen gegeben wurden, zu gehorchen, sie mögten auch noch so grausam und unbillig seyn. Unter vielen davon bekannten Beyspielen wollen wir nur folgendes anführen.

Ihm Jahre 1638 sezte der kayserliche Hof die Holländer auf eine starke Probe, um zu erfahren, ob sie mehr Respect gegen die kayserlichen Befehle, als Liebe gegen ihre Religionsverwandten hätten. Die Sache verhielt sich so. Ohn-

ge-

gefähr 40000 Christen, die durch erlittene unaussprechliche Drangsalen, und durch die grausamesten Hinrichtungen vieler tausend ihrer Glaubensgenossen, zur Verzweiffelung waren gebracht worden, zogen sich in einer alten Festung, ohnweit Simabara, zusammen, in der festen Entschließung, ihr Leben daselbst bis aufs äußerste zu vertheidigen. Die Holländer wurden dabey als Freunde und Bundesgenossen des Kayfers eingeladen, den Japonesern bey der Belagerung dieses Platzes beyzustehen, und diese Christen vertilgen zu helfen. Sobald Herr Kockebeker, der damalige Director der Nation und Handlung zu Firando, den Befehl des Kayfers erhalten hatte, begab er sich am Bord des einzigen holländischen Schiffs, das damals zu Firando vor Anker lag. In Zeit von 15 Tagen ließ er 426 Canonenschüsse auf die Stadt thun, sowol aus dem Schiffe, als auch von einer aufgeworfenen und mit holländischen Canonen besezten Batterie. Diese Willigkeit und ihr ganzes Betragen bey der damaligen Belagerung gereichte dem Hofe zu einem großen Vergnügen; und obwol die Belagerten noch nicht Lust hatten, sich zu ergeben; so war doch durch diese Canonade die Anzahl derselben gar sehr vermindert worden. Endlich erhielt Herr Kockebeker die Erlaubniß, mit seinem Schiffe wieder abzugehen, mußte aber sechs Canonen an die Japoneser überlassen, außer denen, die bereits am Ufer waren. Dieser große Eifer, den die Holländer in der Vollstreckung der kayserlichen Befehle zur gänzlichen Vertilgung der christlichen Religion bewiesen, versicherte sie zwar einer bleibenden Aufnahme in diesem

lande, und eines darinne zu treibenden Commercii, obgleich der Hof fest entschlossen war, allen Fremden ohne Ausnahme den Zugang zum Reiche zu verbieten; allein viele vornehme und scharfdenkende Personen urtheilten über ihr Betragen und über den dadurch erhaltenen Credit nicht zum besten. Diese niederträchtige Dienstfertigkeit der Holländer hat so wenig zur Gewinnung der Freundschaft einer solchen trotzigen und stolzen Nation, als die Japonesische ist, beygetragen, daß sich vielmehr ihre Eifersucht und ihr Mistrauen vermehret hat, je mehr ihnen die Holländer überzeugende Proben ihrer Aufrichtigkeit und Treue vorgeleget haben. Je mehr sie sich dieses Vertrauens haben würdig machen wollen, desto mehr hat man sie gehasset und verfolget. Im Jahre 1641, bald nach der Verstoßung der Portugiesen, bekamen die Holländer Befehl, ihre alte Niederlage zu Firando zu verlassen, und sich des Schutzes eines Herrn zu begeben, der ihnen viel Gütigkeit erwieß; und dagegen die Strenge der Regierung von Nangasaki zu erfahren, und sich auf die kleine Insel, die man mit allem Rechte ein Gefängniß nennen könnte, einschränken zu lassen. Allein der Geitz der Holländer und die magnetische Kraft des schönen japonischen Goldes hat so viel über sie vermocht, daß sie, ehe sie einen solchen vortheilhaften Handel fahren lassen, lieber eine immerwährende Gefangenschaft erdulden wollen. Denn so kann man mit aller Wahrheit ihre Niederlage zu Desima nennen. Sie haben sich einer unbeschreiblichen Härte eines fremden und heydnischen Gottesdienstes unterworfen; sie haben sich der Feierung des öffentlichen

lichen Gottesdienstes, der Sonn- und Festtage begeben; sie müssen sich alles öffentlichen Betens und Singens enthalten; sie dürfen sich von dem Namen und Creutz Jesu Christi in Gegenwart geborner Japoneser nichts merken lassen; sie müssen alle Merkmale der christlichen Religion sorgfältig vertuschen; und endlich müssen sie das unanständigste Tractament dieser stolzen Heiden mit großer Gelassenheit erdulden.

Wenn die holländischen Schiffe die Anker in den Hafen auswerfen, welches jährlich einmal geschiehet, und alles, was sie mitgebracht haben, genau visitiret und aufgezeichnet worden ist; so erhalten sie die Freyheit, die darauf befindlichen Personen auf die Insel ans Land zu bringen, und sie so lange zu verwahren, als die Schiffe vor Anker liegen, welches gemeiniglich 2 bis 3 Monate dauert. Ob nun gleich die Anzahl der Holländer sehr gering ist; so sind doch so viele Wachen, Compagnien, und Gesellschaften bestimmt, die über das Thun der Holländer so ein genaues Auge haben müssen, als ob sie die ärgsten Diebe und Spitzbuben, oder des Kayfers Geißel wären, welches leztere sie auch in der That sind. Sie stehen ferner unter einem Aufseher, welcher Ottona genennet wird, und die Inspection über die Insel Desima hat. Die Pflicht dieses Ottona ist nun diese. Er muß auf alles Acht haben, was die Holländer, die Insel, und die Regierung derselben betrifft. Er hat die Aufsicht über das Commercium der Holländer, und über den Verkauf ihrer Waaren, zu welchem Ende er immer Dollmetscher zur Seite hat. Er hält ein ge-

naues Verzeichniß von den Waaren, die den Privatpersonen zugehören; hält sie unter seiner Verwahrung, und befielt, wann sie gebraucht oder verkauft werden sollen. Er sorget dafür, daß die Häußer, Straßen, und Gebäude in dem Bezirk, den die Holländer bewohnen, in gutem Stande sind; er läßt sie ausbessern, wenn es nöthig ist; und siehet dahin, daß sie vor Feuer, Dieben, und andern Zufällen bewahret bleiben. Er ist die nächste Obrigkeit aller holländischen Bedienten und Tagelöhner. Er entscheidet die Streitigkeiten, die unter ihnen vorfallen, er setzet sie in ihre Bedienungen ein, nimmt den Eid von ihnen, und erläßt sie auch wieder ihrer Dienste. Er ist, Kraft seines Amtes und Eides, den er vor dem Gouvernement abgeleget hat, verbunden, genau über die Holländer zu wachen, und nicht nur ihre Bedienten, sondern auch ihr eigenes Thun und Lassen zu beobachten. Er hat eine so große Macht über sie, daß, wenn jemand etwas gröblich versiehet, oder ihm verächtlich begegnet, er denselben sogleich arretiren, ja in Ketten und Banden legen lassen kann; davon sie fast täglich Exempel erlebet haben. Er hat mit dem ersten Dollmetscher einerley Gehalt von der ostindischen Compagnie, und eben denselben Antheil an dem, was die Waaren abwerfen; er bekommt viele Geschenke von den Eigenthümern der Häußer auf dieser Insel, und ziehet fast den dritten Theil von der Miethe. Den größten Vortheil macht er sich mit den holländischen Waaren, die er unter einem verstellten Namen um einen wohlfeilen Preis an sich handelt, und hernach mit großem Vortheile wieder verkaufet.

Nächst dem Ottona folgen die 24 Eigenthümer der Insel Desima, welche den Holländern zur Last liegen, wenn ihre Waaren verkaufet werden. Dann kommen diese Eigenthümer, um den Zustand der Häußer zu betrachten, und ein Verzeichniß von den holländischen Gütern, Waaren, Lebensmitteln, u. s. w. aufzusetzen, noch mehr aber in der Absicht, auf die Holländer, als ihre Miethsleute, ein genaues Auge zu haben, weil sie, nach den Gesetzen des Landes, für ihre Handlungen stehen, und einen Theil der Strafe übernehmen müssen, wenn einer sich einer Malversation oder sonst eines Verbrechens schuldig machen sollte. Die vornehmste und zahlreichste Gesellschaft aber, unter deren Augen die ganze Insel ist, sind die holländischen Dollmetscher, welche Gesellschaft aus 150 Personen bestehet. Die Regierung hat mit allem Fleiß Sorge getragen, die Anzahl dieser Leute groß zu machen, damit den Holländern die Erlernung der Landessprache unnütz gemacht, und sie in einer Unwissenheit vom Zustande des Landes, dessen Stärke, Gesetzen, Sitten, und Gewohnheiten erhalten werden möchten. Nächstdem sind nun noch Proviantcommissarien, Köche, und Wasserträger, lauter Landeseingeborne, deren Anzahl die Holländer schlechterdings nicht vermindern dürfen, und welche alle Monate von andern abgelöset werden, damit sie nicht zu vertraut mit den Holländern werden können. Alle diese Bedienten werden eigends vereidet.

Wenn die holländischen Schiffe wieder abgegangen sind, so macht sich der Director ihres Com-

mercii oder der Resident der ostindischen Compagnie fertig, mit einem zahlreichen Gefolge an den Hof abzureisen, dem Kayser seine Aufwartung zu machen, und die jährlichen Geschenke zu überreichen. Diese Reise wird nicht nur von den Holländern, sondern auch von allen Fürsten des Reichs, die des Kayfers Vasallen sind, angestellet, und die holländische Gesandschaft wird bey Hofe als eine Huldigung angesehen, welche die Holländer dem japonischen Kayser als Souverain erweisen. Ehe nun diese Gesandschaft nach Jedo abgehet, werden den Abgesandten die Befehle und Verordnungen vorgelesen, darnach sie sich im Reiche zu verhalten haben, und man nennet die Holländer nur mit den Namen Fitozitz, d. i. Geisseln. Auf dieser Reise gestattet man ihnen keine größere Freyheit, als Gefangene ordentlicher Weise verlangen können. Sie dürfen mit niemanden reden, auch nicht einmal mit den Bedienten der Gasthöfe, wo sie einkehren, ohne erst Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Und damit sie ja nicht Gelegenheit haben, zu entwischen; so werden alle Zugänge verwahret und vernagelt. Ihre Begleitung und Bedienung bestehet aus einigen Dollmetschern und Köchen von der Insel, und einer Anzahl Soldaten, Bogenschützen, Knechten, Trägern, und einigen andern Leuten, die auf ihre Pferde und Bagage acht haben; und diese Leute, so unnütz sie auch sind, müssen auf Kosten der Compagnie unterhalten werden. Von ihrer Abreise aus Jedo muß der Director der Compagnie einen Besuch bey den Gouverneurs zu Nangasaki ablegen, demselben für die besondere Gnade danken, und die Compagnie zu fernerer

nerer Wohlgewogenheit empfehlen. Auch dieser Besuch kann nicht ohne eine Bedeckung von Soldaten, Bogenschützen, und Häschern, welche Stricke bey sich führen, abgeleget werden.

Die kleine Anzahl Holländer, die nach Abgang der Schiffe auf der Insel Desima zurück bleiben, haben die Erlaubniß, jährlich einigemal in das benachbarte Feld auszuspatziren, und die um Nangasaki herum liegenden Tempel zu besuchen, wiewol diese Freyheit den Aerzten und Chirurgis öfters verstattet wird, unter dem Vorwande, daß sie Kräuter suchen wollten. Inzwischen kommen ihnen diese Spatzirgänge sehr theuer zu stehen; denn es muß der Ottona nebst einigen Dollmetschern und andern geringern Bedienten dabey seyn, denen sie in den Tempeln der Secte Jkosiu eine Mahlzeit zubereiten lassen müssen; bey welcher Gelegenheit ihre Geldbeutel entsetzlich gefeget werden. Es ist auch ein gewisser Tag angesetzet, da die vier großen Fahrzeuge besuchet werden dürfen, welche die ostindische Compagnie beständig hält, und derer man sich bey der Befrachtung und Abladung der Schiffe bedienet. Und das geschiehet ebenfalls unter einer zahlreichen Bedeckung, welcher sie in einem benachbarten Tempel einen Schmauß geben müssen. Das Fest Suwa fällt gerade in die Zeit ein, da die holländischen Schiffe noch im Hafen liegen. Die Solennitäten dieses Festes dürfen die Holländer auf einem hohen Gerüste ansehen, das auf ihre eigene Unkosten erbauet wird. Bey solcher Gelegenheit wird gewiß die Anzahl der Wächter nicht vermindert.

Kein Holländer hat die Freyheit, einen Brief aus dem Lande zu schicken, wenn nicht der Inhalt desselben in ein zu diesem Zwecke gewidmetes Buch eingetragen, und die Abschrift davon dem Gouverneur übergeben worden ist. Was die ankommenden öffentlichen Briefe betrifft, so müssen sie erst zum Gouverneur gebracht werden, ehe sie jemand öffnen darf; die Privatschreiben aber werden den Holländern heimlich zugesteckt, und das Gouvernement siehet dabey durch die Finger, ob es wol wider die Gesetze des Reichs ist. Kein Japoneser hat die Freyheit, Briefe oder Geschenke an seine Freunde in ein fremdes Land zu versenden; sie dürfen auch von fremden Orten weder Briefe noch Geschenke annehmen, ohne sie erst zum Gouverneur zu tragen, der darüber disponiret.

Die Waaren, welche die Holländer nach Japon bringen, sind vornämlich folgende: Rohe Seide von China, Tunquin, Bengalen, und aus Persien; allerhand Arten seidene und wollene Zeuge aus allerley Ländern und Gegenden, wenn sie nur nicht mit Gold oder Silber durchwürket sind; Tapsel von Bengalen und von den Küsten Coromandel; weisser und breit gerollter Pelain; weisser Guingan; weisser Taft, Sumangis und gesponnene Floretseide; allerhand Arten halbseidene indianische Zitse; grobe Cattune ohne Blumen und Gemälde; allerhand europäische Tücher; seidene und wollene Waaren; insonderheit engelländische Serges; allerhand Färbeholz; Häute von allerley Thieren; Corduan; gegerbtes Leder aus Bengalen, Persien und an-

dern Orten, nur nicht aus Spanien und Manille; allerley Gewürz und Specereyen. Ferner ächtes Antimonium, damit sie ihrem Porcellain die Farbe zu geben pflegen, und europäische Spiegel. Aus den zerbrochenen Spiegeln machen sie Vergrößerungsgläßer, Ferngläßer, und Brillen. Unter allen Waaren aber, die nach Japon gebracht werden, wird die rohe Seide am meisten geschätzet.

Der Vortheil, den die Holländer mit ihren Waaren in Japon machen, kann, eins ins andere gerechnet, wohl 60 pro Cent ausmachen. Wenn sie alle Unkosten rechnen, so bleibt ein Vortheil von 40 bis höchstens 45 pro Cent übrig. Wenn sie also für 1050000 holländische Gulden Waaren losschlagen, so haben sie mehr nicht als 4 bis 450000 Gulden Profit, welcher gewiß in Ansehung einer so zahlreichen Compagnie vor eine Kleinigkeit zu halten ist, die beständig 18000 Menschen in ihren Diensten hält, welche ihr monatlich bey nahe 260000 Gulden kosten; der großen Menge Schiffe, Niederlagen, und Festungen nicht zu gedenken, die sie in Ostindien unterhalten müssen. Wenn man nun diesen kleinen Profit ansiehet, so sollte sichs wol nicht der Mühe verlohnen, dieses Commercium zu unterhalten, wofern nicht das feine japonesische Kupfer allein eben so großen, ja noch größern, Vortheil brächte; so daß der sämmtliche Profit durch die Bank zu 80 bis 90 pro Cent gerechnet werden kann. Von diesem geläuterten japonesischen Kupfer nehmen die holländischen Schiffe jährlich 12 bis 20000 Pics nach Batavia und Bengalen. Ein Pic

aber

aber macht so viel als 125 holländische Pfund. Hiernächst laden die holländischen Schiffe auch japonischen Kampher, ferner Porcellain, Gold, gefirnißte Waaren, Sonnen- und Feuerschirme, Büffelshörner, Fischhäute, Gold- und Silber-Pappier, den feinsten Reiß aus Asien, Saki, welches eine Art Bier ist, das aus Reiß gebrannt wird, eingemachte Früchte, geschnittenen Tobak, Thee, und Latwerge.

Die Chineser sind seit undenkliche n Zeiten gewohnt gewesen, die Waaren, die in ihrem Lande erzeuget werden, in alle Gegenden des Orients zu verhandeln. Nachdem aber seit der lezten Eroberung des chinesischen Reichs durch die Tatarn viele chinesische Familien sich den Befehlen des neuen Kayſers nicht unterwerfen wollten; so verliessen sie ihr Vaterland, und begaben sich an die Oerter, wohin sie ehedem gehandelt hatten. Sie hatten aber seit undenklichen Zeiten nach Japon gehandelt, jedoch nur mit kleinen Jonquen, indem unter einigen vorigen Kayſern China den Auswärtigen so versperret war, als jezt Japon ist. Nichts destoweniger aber fanden die an den Küsten des Reichs wohnenden Chineser, ingleichen auch die benachbarten Insulaner, Mittel und Gelegenheit, manches aus dem Lande zu schaffen; da sie denn auch vieles nach Japon brachten.

Auf diesem Fuß war es, als der lezte tatarische Kayſer und dessen Nachfolger es ihren Unterthanen und Staaten zuträglicher zu seyn glaubten, wenn ein freyes Commercium verstattet wür-

würde. Sie fasseten daher den Entschluß, sowol ihre Unterthanen in andere Länder handeln zu lassen, als auch den Auswärtigen ihr Reich zu eröffnen. Seit dieser Zeit haben die Chineser ihre Waaren in weit größerer Menge gebracht, als vorher, und haben ihr Commercium in den meisten Gegenden des Orients ausgebreitet, sonderlich aber unter den Japonesern, von welchen sie wegen der Aehnlichkeit in der Religion günstig waren aufgenommen und geduldet worden. Als vom Hofe der Befehl kam, daß Nangasaki der einzige Ort seyn sollte, welcher den Ausländern offen stünde; so liessen sie sich auch daselbst beständig nieder. Seit der Zeit haben sowol die in China wohnenden als auch die in andern Gegenden des Orients zerstreueten Chineser nach Nangasaki gehandelt. Solches thaten sie in geraumer Zeit mit aller erwünschten Freyheit. Sie kamen nach Japon mit einer Menge von Schiffen und Leuten, und baueten sich drey Tempel zu Nangasaki nach ihren drey verschiedenen Sprachen. Die Menge der Chineser und ihrer Jonquen ward zulezt so groß, daß bey den von Natur argwöhnischen Japonesern eine Eifersucht erwecket wurde. Diese brachten es daher nach und nach so weit, daß die Chineser ebenfalls eingeschränkt, und sowol in Ansehung des Commercii als auch der Lebensart mit den Holländern über einen Leisten geschlagen wurden.

Drittes Hauptstück.

Von der japonischen Art zu reisen. Bauart der Gebäude, Schlösser, und Städte in Japon. Beschreibung der Stadt Jedo.

Unser Autor hat die Reise an den kayserlichen Hof und in die Residenzstadt Jedo zweymal gethan. Er beschreibt diese Reise umständlich. Aus derselben wollen wir hier nur verschiedenes, was die japonische Art zu reisen betrifft, anmerken. Man reiset gemeiniglich zu Pferde. Die Bepackung der Pferde geschiehet auf eine diesem Volke ganz eigene Art. Das Pferd wird mit einem sehr schlechten hölzernen Sattel beleget, der vorn vor der Brust befestiget wird. Auf beyden Seiten des Sattels hängen lederne Riemen herab, womit die Mantelsäcke auf beyden Seiten angeschnürt werden können, doch so, daß sie hängend einander das Gleichgewicht halten. Quer über legt man einen Coffre, der dem Pferd auf dem Creutze liegt, und mit Schnüren sehr stark an den Sattel angebunden ist. Ueber beydes wird der Sitz des Reisenden zubereitet, der wie ein Lager aussiehet, und auf welchem er mehr lieget als sitzet, indem er entweder die Beine oberwärts kreutzweise zusammenschlagen, oder am Halse des Pferdes herabhängen lassen kann. doch muß er seinen Sitz gerade in der Mitte haben. Denn wenn er zu weit auf die eine Seite käme, so würde er sammt seiner Ladung ohnfehlbar vom Pferde herabfallen. Wenn die Pferde bergauf oder bergab gehen, so treten die Knechte

te zu, und halten die Ladung, um einen solchen Zufall zu verhüten. Der Reuter steigt nicht, wie der Europäer, auf der linken Seite des Pferdes ab, sondern vor der Brust des Pferdes, welches für diejenigen, die steife Beine haben, sehr unbequem ist. Den Kopf des Pferdes behänget man mit einem zwar dünnen, aber doch sehr dichten Netze, um die Augen desselben vor den Stichen der Mücken zu bewahren. Auch werden an den Halß, an der Brust, und an andern Theile des Leibes einige Glöckgen angehängt.

Wenn die Zurüstung zur Reise vollständig werden soll; so gehöret noch außer einer Schnur, daran die zu den unterweges nöthigen Ausgaben bestimmte Kupfermünzen gezogen werden, eine Pappierlaterne, Bürste, Wassereimer, und Socken für die Knechte und Pferde. Die Laterne, die auf der Mitte mit dem Zeichen des Besitzers bemalt ist, tragen die Knechte des Nachts vor ihren Herren auf den Schultern her. Die Bürsten sind entweder von Pferdehaaren oder von Federn schwarzer Hähne gemacht, und man braucht sie, den Staub von dem Sitz auf dem Pferde und von den Kleidern abzukehren. Die Socken sind von geflochtenem Stroh gemacht, und werden den Pferden mit Strichen an die Hufe, statt der Hufeisen, von welchen man hier zu Lande nichts weiß, gebunden. Man kann sich leicht vorstellen, daß dergleichen Socken auf steinigtem und kothigtem Wege bald abgenutzet werden, und man daher bald andere haben muß. Deswegen wird allemal ein Vorrath davon auf die Reise mitgenommen.

Man

Man muß auch auf der Reise nicht vergessen, sich mit einem großen Mantel zu besorgen, und gegen den Regen zu schützen. Diese Mäntel sind von starker Pappe, geölt und gefirnißt, und dabey so weit, daß sie den Reuter sammt dem Pferde und Bagage bedecken. Gegen die Hitze der Sonne muß man sich mit einem großen Hut verwahren, der entweder aus Bambusrinde oder Stroh mit ganz ungemeiner Kunst geflochten, und wie ein Sonnenschirm gestaltet ist. Unter dem Kinn wird er mit einem breiten seidenen Bande zusammen gebunden. Er ist durchsichtig und überaus leicht; wenn er aber einmal angefeuchtet worden ist, so kann weiter kein Regen durchdringen. Die Japoneser bedienen sich auch auf ihren Reisen sehr weiter Hosen, die unterwärts enge zugehen, auf den Seiten aber aufgeschlitzet sind, um die langen Oberröcke darinnen zu verbergen, die sie sonst im Gehen oder Reuten gar sehr beschweren würden. Einige tragen über diesen Hosen ein Kleid, das sehr genau an den Leib anschließet; andere aber befestigen es mit einer Schleife unter den Knien.

So siehet die Equipage auf den Reisen in diesem Lande aus. Ein Japoneser, der auf die bisher beschriebene Art zu Pferde sitzet, stellet von ferne eine ganz eigene und lächerliche Person vor. Denn außerdem, daß diese Leute überhaupt kurz und dick sind, so macht auch der Hut, der Mantel, und die Hosen, die von ungeheurer Größe sind, und endlich die kreutzweise übereinander geschlagenen Beine, daß sie den Zuschauern breiter vorkommen, als sie lang sind. Auf der Straße

reiten

reiten sie hintereinander. Die Kaufleute lassen ihre mit Waaren beladene Pferde vor sich herführen, davon jedes gemeiniglich drey Kasten oder Ballen träget; sie selbst aber folgen zu Pferde sitzend nach. Der Reuter rührt den Zügel nicht an, sondern den hat derjenige Diener in Händen, der das Pferd führet. Eine kostbare Art zu reisen ist die, wenn man sich in Senften tragen lässet.

Um die Reisen durch das japonesische Reich von einem Orte zum andern leicht und bequem zu machen, ist von einer Provinz zur andern eine große Straße geführet worden, welche jedoch wieder ihre Nebenstraßen hat. Alle diese Wege haben ihren Namen von der Gegend oder Provinz, dahin sie führen. Die Hauptstraßen sind so breit, daß zwey zahlreiche Züge reisender Personen ohne die geringste Hinderniß nebeneinander reisen können. Alle Hauptstraßen sind nach geometrischen Meilen abgetheilet, und besonders gezeichnet, und fangen sich bey der großen Brücke der Stadt Jedo an, die der Mittelpunct aller Hauptstraßen ist. In den meisten Gegenden findet man, daß die Straßen zwischen Städten und Dörfern auf beyden Seiten mit Fichtenbäumen in gerader Linie besezt sind, die durch ihre Schatten die Reise bequem und angenehm machen. Man sorget sehr für die Reinlichkeit der Straßen, und wirft theils Graben auf, daß das Regenwasser ablaufen kann, theils aber auch Dämme, um das von den Höhen herabschießende Wasser aufzuhalten. Die Herren der Provinzen und die Prinzen von Geblüt treffen alle zwo

bis drey Meilen grüne Sommerlauben an, die man blos zu ihrem Vergnügen oder auch zu ihrer Nothdurft anleget und unterhält. Die Japonesser wissen alle Unreinigkeiten auf den Straßen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen. Die Aepfel, Zweige, und Blätter, die täglich von den Fichtenbäumen abfallen, dienen zur Feuerung. Der Pferdemist bleibt nicht lange auf den Straßen liegen; die Kinder armer Leute tragen ihn eifrig zusammen, und er dienet zur Düngung des Landes. Selbst der Koth der Reisenden bleibt nicht ungenutzet; zu welchem Ende auf den Straßen und nahe bey den Dörfern besondere Verschläge stehen, wo ein jeder seine Nothdurft verrichten kann. Eben dahin trägt man die abgenuzte und auf der Straße liegen gebliebenen Socken von Menschen und Pferden. Alles zusammen lässet man mit dem Menschenkoth jähren und erhitzen, und macht Mist daraus. Diesen schlägt man in Tonnen, und schüttet frische Erde darüber, in welche Rüben gesäet werden, die der japonesischen Landleute gewöhnlichste Speise sind.

An vielen Orten dieses Landes gehen die Hauptstraßen zwischen den höchsten Bergen. Die meisten Flüsse, die man in denselben antrifft, stürzen mit einer so ungestümen Gewalt nach dem Meere zu, daß sie weder Brücken noch Fähren leiden. Sie schwellen aber vornämlich von dem Schnee- und Regenwasser sehr an. Man muß diese Flüsse durchwaten, wo es der Grund und Boden verstattet. Um solche Gegenden herum wohnen viele Leute, die alle Schritte und Tritte kennen, und die Menschen, Pferde, und Ba-

gage

gage überbringen. Alle andere Flüsse aber, die nicht einen so ungestümen Abfluß haben, sind mit festen und breiten Brücken belegt. Diese sind von Cedernholz gebauet, und werden dergestalt unterhalten, daß sie allezeit aussehen, als wenn sie erst vor kurzem wären angelegt worden. Auch die Schiffe und Fahrzeuge, die sowol auf den Flüssen als auf dem Meere gehen, sind von Fichten oder Cedernholz verfertiget, welches lezte in diesem Lande sehr häufig wächst.

Was die Gebäude der Japoneser betrifft, so muß man überhaupt sagen, daß sie weder an Größe noch an Pracht mit den Europäischen zu vergleichen sind; denn sie sind mehrentheils niedrig und von Holz. Nach den Gesetzen des Reichs darf keine Privatperson höher bauen, als sechs Klaftern hoch. Selbst die Palläste des geistlichen und weltlichen Kayſers und der vornehmsten Reichsfürsten bestehen nur aus einem Stockwerk; und obwol viele Häußer in den Städten übersetzet sind, so ist doch das oberste Stockwerk gemeiniglich sehr niedrig. Die Japoneser bauen darum sehr niedrig, weil das Reich den öftern Erdbeben ausgesezt ist. Sonst aber sind ihre Gebäude wegen der außerordentlich prächtigen Ausschmückung desto merkwürdiger. Sie haben keine Mauern oder Wände, wodurch die innern Zimmer unterschieden würden; sondern sie bedienen sich statt derselben pappierner oder dünner spanischer Wände, die sie hinsetzen und wegnehmen können, wenn sie wollen. Es ist ein eigenes Reichsgesetz vorhanden, daß alle Tapeten einerley Höhe und Breite haben müssen. Alles, was

man im untersten Stockwerke siehet, die Auftritte, die Thüren, die Fenster, sind vollkommen schön gemalt und gefirnißt. Die Decken sind mit Gold- und Silber-Pappier aufs künstlichste ausgeleget und lackiret, und eben so auch ihre bewegliche Wände. Kurz, man findet keinen Winkel in ihren Häußern, da nicht alles reitzend und schön seyn sollte. Das Holz zum Bau ihrer Häußer ist meistens Fichten- oder Cedernholz.

Die Schlösser der japonesischen Edelleute sind entweder an großen Flüssen oder auf eine Anhöhe erbauet. Sie nehmen einen sehr großen Raum ein, und bestehen aus verschiedenen Forteressen oder Mauern, davon eine die andere einfasset und decket. Jede von diesen Einfassungen hat einen tiefen Graben vor sich, und die innerste ist das wahre oder Hauptschloß, das durch einen großen weißen viereckigten Thurm unterschieden wird. In diesem Hauptschlosse wohnet der Herr, dem es gehöret. Solche Schlösser können eine lange Belagerung aushalten.

Die meisten japonesischen Städte sind volkreich und wohlgebauet. Sie haben aber weder Mauern, noch Graben. Die zwey Hauptthore, dadurch die Einwohner ein- und ausgehen, sind nicht besser als die Thore, die am Ende jeder Straße stehen, und des Nachts zugeschlossen werden. Uebrigens ist die Stadt frey und offen, und sehr selten rund umher mit einem leichten Gehege umgeben. Die Menge von Boutiken und Kramläden, die man in den Städten, Flecken und Dörfern siehet, ist erstaunlich groß.

Die

Die an den Hauptstraßen auf der großen Insel Nipon liegenden Dörfer sind beynahe nicht mit so viel Bauern und Ackersleuten als mit andern Menschen besezt, die sich daselbst niederlassen, entweder an die Reisenden allerhand Kleinigkeiten zu verkaufen, oder sonst knechtische Dienste zu thun. Daher kommt es, daß die meisten Dörfer aus einer einzigen Straße bestehen, die längst der Heerstraße lieget, und oft so lang ist, daß sie wieder an ein anderes Dorf stößet, oder doch kaum eine Viertelmeile davon entfernet ist.

Unter allen zum Gottesdienst gewidmeten Gebäuden sind ohne Zweifel die Tempel der Buds oder ausländischen Götzen die allermerkwürdigsten. Denn sie thun es mit den dazu gehörigen Klöstern allen andern an majestätischer Höhe, an künstlichen und prächtigen Dächern, und an andern Zierrathen, die vermögend sind, die Bewunderung der Zuschauer zu erwecken, weit zuvor. Diejenigen, die in Städten und Dörfern stehen, sind gemeiniglich auf erhabenen und freyen Plätzen angelegt. Sie haben insgesammt eine reitzende und angenehme Lage, helles und gesundes Wasser, rund herum Gehölze und schöne Spatziergänge. Alle diese Tempel sind vom schönsten Cedern- oder Tannenholz erbauet, und inwendig mit geschnizten Bildern gezieret. In der Mitte stehet ein Altar, und auf demselben sind verschiedene güldene oder verguldete Becher, vor welchen ein schöner Leuchter mit brennenden Lichtern stehet, die einen ungemein schönen Geruch ausbreiten. Die Menge dieser Tempel ist im Reiche ungemein groß, und ihre Priester sind

nicht zu zählen. Allein in der Stadt Miaco und der daherum liegenden Gegend zählet man 3894 Tempel, und 37093 Priester, die darinnen dienen. Von den Tempeln der Mia ist schon oben geredet worden.

Die andern Gegenstände der Abgötterey, welche die Reisenden unterweges antreffen, sind die Fotoges oder fremde steinerne Götzen, sonderlich Amida und Dsisoo. Sie sind theils zum Zierrath ausgestellet, theils aber auch in der Absicht, daß die Reisenden den Götzen kennen lernen sollen, der hier verehret wird, und der ihre Reise segnen soll. Aus eben dem Grunde werden die Figuren dieser Götzen auf Pappier abgedruckt, und an die Thore der Städte und Dörfer, wie auch an andere öffentliche Orte angeheftet. Doch sind die Reisenden nicht verbunden, vor diesen Götzen oder Gemälden nieder zu fallen. Ueber den Häußern gemeiner Leute findet man gemeiniglich das Bild eines Haußgötzen, der darinne verehret wird, und dessen Gestalt auf einem Pappiere abgedruckt worden. Zuweilen hat auch unser Autor über manchen Häußern Bilder von Drachen und Teufeln gesehen, die mit aufgesperrtem Rachen, großen Zähnen, und feuerflammenden Augen vorgestellet waren.

Zur Bequemlichkeit der Reisenden wird in allen großen Dörfern und Flecken eine Post angetroffen, woselbst man um einen gesezten Preiß eine hinlängliche Anzahl Pferde, Träger, Knechte, und überhaupt alles haben kann, was zur Fortsetzung der Reise gehöret. Man findet auch allent-

allenthalben Gasthöfe, Wirthshäußer und Theeschenken.

Es ist fast unglaublich, was für eine Menge Menschen in diesem Reiche täglich auf der Straße angetroffen wird. Unser Autor ist die Straße Tokaido, die eine von den sieben vornehmsten in ganz Japon ist, viermal gereiset; und er versichert, daß sie zu gewissen Zeiten mit ab- und zureisenden Personen mehr besezt ist, als die Straßen in den größten europäischen Städten. Dieses rühret aber theils daher, weil das Land überaus volkreich ist, theils weil kein Volk in der Welt entweder gutwillig oder gezwungen mehr reiset als die Japoneser. Bald ist sie mit vielen Fürsten und Herren des Reichs, mit den Gouverneurs der Provinzen und Directeurs der kayserlichen Cammergüter, welche alle jährlich einmal an den Hof reisen müssen, besezt. Bey diesen ist allemal ein großer Zug von Pferden und Menschen. Solcher Zug eines Fürsten ist etwas sehenswürdiges, wenn man die unbeschreibliche Menge Menschen siehet, die alle in schwarzer Seide gehen, eine bewundernswürdige Ordnung und eine wohlanständige Ernsthaftigkeit beweisen, ja auch eine so tiefe Stille beobachten, daß man nicht das geringste Geräusch höret, nur dasjenige ausgenommen, das vom Anstoßen der Kleider und vom Schreiten der Menschen und Pferde herrühret. Dagegen muß es einem Europäer sehr fremd vorkommen, wenn er siehet, daß sich alle Träger und Knechte ihre Kleider bis in die Mitte des Leibes aufgeschürzt, und die Schamtheile ihres Leibes entblößet haben. Das lächer-

lichste aber ist in der Art ihrer Bewegung im Marschiren. Denn diese stellet nichts anders als einen poßirlichen Tanz vor, den die Träger und Knechte affectiren, wenn sie entweder durch eine Stadt oder Flecken ziehen, oder wenn etwa eine andere Herrschaft an ihrer Seite wegziehet. Mit einem jeden Schritte werfen sie einen Fuß in die Höhe bis zum Rücken; den andern Arm strecken sie so weit aus, als sie können, und geberden sich, als ob sie in der Luft fliegen wollten. Eben so seltsam sehen die Gauckeleyen aus, die sie mit ihren Hüten, Piken, Sonnenschirmen, Schachteln, Körben, und was sie sonst tragen, machen. Die Senftenträger streifen ihre Aermel auf, so weit sie können, daß die Arme ganz blos sind. Sie tragen die Senften entweder auf den Schultern oder mit den Händen; und indem sie mit der einen Hand tragen, strecken sie die andere horizontal von sich, und damit sowol, als mit ihren kleinen abgezählten Schritten, affectiren sie eine recht lächerliche Furcht und Vorsichtigkeit.

Ferner ist diese große Straße beständig mit allen den Pilgrimmen besezt, die ihre Wallfarth nach Isie thun. Ueberdem trifft man eine unbeschreibliche Menge Bettler auf allen Straßen dieses Reichs an, worunter denn auch die Jammabos oder Bergpriester sind. Endlich sind die Straßen, Gasthöfe, und Theeschenken auch voll von liederlichen Weibespersonen.

Die Reise von Nangasaki nach Jedo gehet durch Osacca und Miaco. In Jedo residirt der Kayser. Diese Stadt ist die erste unter den

fünf

fünf großen Reichs- und Handelsstädten, die zu den Cronengütern und Domainenstücken des Kayſers gehören. Sie ist die größeste und Hauptstadt des ganzen Reichs, worinne sich die Familien der größten Reichsfürsten und Minister aufhalten, und also die kayserliche Pracht verwahren helfen. Die Anzahl der Einwohner aber wird dadurch unglaublich groß. Sie lieget in der Provinz Musasi, unter dem 35ten Grad 32 Minuten nordlicher Breite, und zwar in einer großen Ebene, an einem fischreichen Meerbußen. Dieser ist nicht sonderlich tief; daher die Schiffe, wenn sie nur etwas überladen sind, in Gefahr stehen, auf dem thonigten Boden zu bleiben. Sie werden deswegen eine Meile weiter im Hafen ausgeladen. Auf der Meerseite stellet Jedo einen halben Mond vor, und die Japoneser versichern, daß sie 7 Meilen lang, 5 Meilen breit sey, und 20 Meilen im Umfang habe. Sie ist so wenig, als die andern japonesischen Städte, mit einer Mauer umgeben; dagegen mit Graben und Canälen durchzogen, die zu beyden Seiten hohe Bollwerke haben. Diese dienen nicht so sehr zur Vertheidigung der Stadt, als gegen die Feuersgefahr, die sehr oft entstehet, und ohne diese Hindernisse gräuliche Verwüstungen anrichten würde. Die Wälle sind jedoch auf der Schloßseite mit solchen Thoren verwahret, die einen Widerstand thun können. Ein großer Fluß durchströmet die Stadt, und ergießt sich in den Hafen. Die Hauptbrücke, die sowol wegen ihrer Größe als Bauart die vornehmste ist, heisset Niponbas oder die japonische Brücke. Die Stadt ist übrigens volkreich, und man kann sichs

nicht vorstellen, wie groß die Menge der Bürger, Fremden, und Geistlichen sey.

Jedo ist nicht so ordentlich und nach der Schnur angelegt, als man in den meisten japonischen Städten, und insonderheit zu Miaco, gewahr wird. Bey dem allen findet man große und weitläuftige Gegenden, da alles schnurgerade ist, und die Gassen einander rechtwinkliche durchschneiden. Die Häußer zu Jedo sind klein und niedrig, wie im ganzen Reiche; sie bestehen aus Tannenholz und sind mit Thon leicht überkleidet. Inwendig sind sie durch dünne Schirme in verschiedene Zimmer abgetheilet; die Fenster aber bestehen aus einem Gefechte. Die Wände sind mit feinen Tapeten behänget, die Dächer aber mit Schindeln bedecket; mithin bestehet das ganze Hauß aus so verbrennlichen Dingen, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Feuerflammen in diesem Lande schreckliche Verwüstungen anrichten. Die Stadt ist mit Mönchen, Klöstern, und Kirchen reichlich versehen, dazu man sich die besten Gegenden ausgesuchet hat. Die Häußer, worinnen die Mönche wohnen, sind von den Häußern der Layen nur darinne unterschieden, daß sie auf merkwürdigen und erhabenen Plätzen liegen, dazu man durch Stufen in die Höhe steigen muß.

Man findet zu Jedo eine große Menge prächtiger Palläste, wie man sich von einer solchen Stadt leicht vorstellen kann, welche die Residenz eines mächtigen Monarchen, und die Wohnung so vieler fürstlichen und vornehmen Familien ist.

Sie sind von den andern bürgerlichen Häußern durch große Vorhöfe und prächtige Pforten unterschieden, dazu man durch schöne lackirte Stufen in die Höhe steiget. Diese Palläste sind in viele ansehnliche Zimmer abgetheilet, dazu man gerades Fußes gehen kann, weil sie nur aus einem Stockwerk bestehen. Doch haben sie keine Thürme, wie die Schlösser der Fürsten und Großen des Reichs, darauf sie in ihren Erbstaaten wohnen. Die Stadt ist ein rechtes Pflanzhauß der Künstler, Kauf- und Handwerksleute. Zween Gouverneurs haben jährlich wechselsweise das Commando darinn. Die vornehmsten Subalternen sind diejenigen, die nach unserer Art Burgemeister genennet werden. Diese haben in den ihnen angewiesenen Quartieren zu befehlen, so wie die Ottona in den Straßen, denen sie vorgesetzet sind.

Das Schloß, darinne der Kayser wohnet, lieget beynahe in der Mitte der Stadt, ist von irregulärer und etwas rundlicher Figur, und hat fünf japonische Meilen im Umfange. Es bestehet aus zwey Vorschlössern, wenn man so reden darf. Das dritte aber, als der Mittelpunkt, ist eigentlich der Raum, darinne der Kayser wohnet. Zur Seite hat es zwey andere Schlösser, die wohl befestiget, aber weit kleiner sind; und hinter dem kayserlichen Pallaste werden schöne und große Gärten angetroffen. Das erste oder äußerste Schloß nimmt einen großen Platz ein, und umgiebt das andere, zugleich aber auch einen Theil des eigentlichen kayserlichen Pallastes. Es ist dasselbe mit Mauern, Graben, und festen

Thür-

Thoren verwahret, die eine starke Besatzung haben. Es enthält so viele Straßen, Canäle, Graben, und Brücken, daß man sie alle kaum beschreiben kann. In diesem äußersten Schlosse logiren die Reichsfürsten mit ihren Familien. Sie bewohnen prächtige und bequeme Palläste, die mit geräumigen Höfen an den Straßen erbauet, und mit schönen und großen Thoren verwahret sind.

Das zweyte Schloß nimmt nicht so viel Raum ein. Es hat die Aussicht nach dem dritten Schlosse, und wird vom ersten umgeben. Doch ist es von beyden durch Graben, Brücken, und Mauern unterschieden. Die im zweyten Schlosse befindliche Wache ist weit stärker, als die im ersten. Es bestehet aus verschiedenen prächtigen Pallästen mächtiger Reichsfürsten, vornehmer Staatsräthe, und anderer Cronbedienten. Das dritte Schloß, worinne der Kayser wohnet, liegt etwas höher als die zwey ersten Schlösser, nämlich auf einem Hügel, der ausdrücklich dazu ist aufgeworfen worden. Dasselbe ist mit einer dicken Mauer von Werkstücken umgeben, und mit Bastionen auf europäische Art bedeckt. Die Häuser, darinnen der Kayser wohnet, sind von außerordentlicher Festigkeit, und bestehen insgesammt aus Steinen von ungeheurer Größe. Diese liegen über einander, ohne mit Kalk oder eisernen Klammern verbunden zu seyn, damit, wenn ein Erdbeben entstehet, die Steine dem Stoße weichen, und die Mauer keinen so großen Schaden leide. Im innern Pallaste ist ein Thurm in die Höhe geführet; die Absätze desselben sind mit ei-

nem

nem seltenen Gesimse eingefasset, die dem Schlosse eine Pracht beylegen, welche sich nicht wohl beschreiben lässet. Die große Menge gekrümmter Dächer, die oberwärts und auf den Ecken mit vergüldeten Drachen besetzet sind, und alle andere Gebäude bedecken, sind auch sehenswerth. Das zweyte Schloß ist, wie gedacht, klein, und stellet nur eine Citadell ohne äußerlichen Zierrath vor.

Das zweyte und dritte Schloß sind mit hohen und starken Mauern umgeben; und zu desto mehrerer Sicherheit sind die Graben mit Wasser aus dem großen Flusse angefüllet. In beyden Schlössern werden die kayserlichen Kinder beyderley Geschlechts erzogen, wenn dergleichen vorhanden sind. Hinter dem kayserlichen Pallaste ist ein Garten auf einer Höhe angelegt, in dessen Gängen die unter einander gemischte gelbe, grüne, und rothe Farbe den Augen viele Reitzungen giebt. Etwas merkwürdiges von den in diesem Garten befindlichen Bäumen ist dieses, daß ein Theil derselben im Frühjahr, der andere aber im Herbst sich in ihrer größten Schönheit zeigen. Der Pallast selbst hat nur ein Stockwerk, ist aber hoch genug. Er nimmt einen großen Raum ein, und hat viele Gallerien und Kammern, die nach japonesischer Art leicht größer und kleiner gemacht werden können. Die Bauart ist nach dem Geschmacke dieses Landes in allen Zimmern auserlesen. Die Decken, Balken und Pfeiler sind von Cedern- oder Campherholz, oder auch vom Holz Jeseri, dessen Geäder von natürlicher Schönheit ist, und mancherley bewunderuswürdige

dige Figuren vorstellet. In verschiedenen Zimmern ist der Firniß nur einmal und schlecht aufgetragen worden; andere aber sind mit Schnitzwerk und reich verguldetem Laub- und Blumenwerk gezieret. Die Wände sind mit Tapeten behänget, die an den Säumen mit Gold und Silber eingefasset worden. Eben dergleichen Tapeten findet man auch in den Pallästen der Reichsfürsten. Unter dem Schlosse sind einige feuerfeste Gewölbe angelegt, und mit eisernen und kupfernen Thüren verwahret, darinnen sich der kayserliche Schatz befindet.

Wir wollen noch kürzlich etwas von der Audienz sagen, die man bey dem Kayser hat. Nachdem man durch alle Straßen und Thore des ersten und zweyten Schlosses gekommen ist; so läßt man Senften, Pferde, und Knechte daselbst, und gehet zu Fuß nach dem dritten Schloß, zu welchem man über eine Brücke kommt. Nicht weit von der Pforte dieses Schlosses muß man warten, bis man Erlaubniß zum Eintritt erhält, welches geschiehet, wenn alle Staatsräthe beysammen sind. Darauf wird man durch zwey prächtige Thore bis zum Pallast hingeführet. Man muß zur rechten Seite in einen Saal treten, wo alle und jede, welche Audienz haben wollen, warten müssen. Wenn sich nun der Kayser in den Audienzsaal begeben hat, so tritt derjenige, der die Audienz haben will, auch herein; und sobald die Staatsräthe seinen Namen laut rufen, kriecht er auf Händen und Füßen nach den Ort hin, wo der Kayser sizt. Darauf bücket er sich so tief, daß er mit der Stirn den Fußboden berührt.

End-

Endlich kriecht er wie ein Krebs wieder rückwärts, ohne ein Wort zu sagen. Und das ist nun die ganze Audienz.

Kurze Nachricht von Indostan,

aus den Beschreibungen der Herren Roe, Holwell, und anderer Schriftsteller, übersezt aus dem Vol. 6. der New Collection of Voyages etc. 8. London 1767, und mit Anmerkungen aus mehrern Reisebeschreibungen ergänzet.

Der Name Indien hat ohne Zweifel seinen Ursprung von dem Flusse Indus, welcher die westliche Grenze dieses weitläuftigen Landes ausmacht, das zwischen dem Indus und Ganges liegt. Es ist heut zu Tage unter dem Namen Indostan oder des eigentlichen Indiens bekannt; die Eingebornen aber nennen es Mogulstan (*) oder das Reich des großen Mogols, der vom Tamerlan abstammet, welcher ein mongalischer Tatar war.

Dieses Land ist von einem großen Umfange. Gegen Norden wird es von der usbekischen Tatarey und dem Königreiche Thibet, gegen Osten von einem Theile des Königreichs Thi-

(*) Die meisten Reisebeschreiber pflegen das Land der Mongalen in der Tatarey Mogulstan zu erinnern. Man hüte sich also wenigstens, daß man nicht beyde Länder miteinander verwechsele. Anmerk. des Uebers.

Thibet, von Ava, Acham, und der Bay von Bengalen, gegen Süden vom indianischen Weltmeere, und gegen Westen von eben diesem Weltmeere und Persien umgrenzet. Es erstrecket sich zwischen 66° und 92° östlicher Länge von London aus gerechnet, und zwischen 7° und 40° nördlicher Breite. Es ist von Norden nach Süden 2043 englische Meilen lang; seine größte Breite von Osten nach Westen ist 1412 Meilen; in dem äußersten südlichen Theile aber ist die Halbinsel nicht 312 Meilen breit.

Der nordöstliche Theil Indiens enthält die Provinz Bengalen, welche an der Mündung des Ganges liegt, ferner die Provinzen Naugracut, Jesuat, Patna, Necbal, Gor, und Rotas, welche in den Gebürgen von Naugracut sind. Die südöstliche Küste der Halbinsel heißt die Küste Coromandel, und begreift die Provinzen Orixa, Golconda, die östliche Seite von Bisnagar oder Carnate, Tangur, und Madura in sich. Der mittlere Theil bestehet aus den Provinzen Asme oder Bando, Jengapour, Cassimere, Hendons, und Lahor oder Pencab, Dely, Agra, Gualeor, Narvar, Ratipor, Chitor, Berar, und Candisch. Den nordwestlichen Theil an den Grenzen Persiens und am Flusse Indus machen die Provinzen Cabul, Haican, Multan, Bucknor, Tata, oder Sinda, Jesselmeere und Soret. Die südwestliche Küste Indiens, welche die malabarische Küste heißt, fasset die Provinzen Guzarat oder Cambaya, Decan oder Visiapour, und Besnaga oder Carnate in sich.

Ehe

Ehe der Uebersetzer dem Originale weiter folget, muß er etwas von der Geschichte des mogolischen Reichs voraussetzen. Timur Beg oder Tamerlan, dieser von den Mongalen abstammende tatarische Kayser, stiftete das Reich der Mogolen in Indien gegen Ende des 14ten Jahrhunderts, nachdem er die vielen kleinen Könige und Fürsten, unter welchen Indostan damals vertheilet war, besieget hatte. Nach Tamerlans Tode wurden die weitläuftigen Länder unter seine Kinder getheilet, und sein dritter Sohn Miracha bekam Indien. Die Regierung ist nachher beständig bey dieser Linie geblieben, nur mit dem Unterschiede, daß bald Brüder oder Verwandten sich einander vom Throne warfen, und des Reichs bemächtigten. Die Söhne des Regenten waren gemeiniglich Unterkönige in den verschiedenen Provinzen. Im Anfange dieses 18ten Jahrhunderts war Aurengzeb der mächtigste Beherrscher des mogolischen Reichs. Er besiegte viele Fürsten. Unter den folgenden Regierungen fiel nichts merkwürdiges vor, bis das Reich 1739 unter Nasreddin Muhammed Schah eine große Trennung, Erschütterung, und Verwüstung erlitte, als der Persische Nadir Schah oder Kulikam in das Reich einfiel, es grausam verheerete, und einige Provinzen an sich riß. Von dieser Zeit an ist das mogolische Reich nicht mehr so mächtig, und davon handelt nun das englische Original folgendermaßen.

Das Gebiet des Mogols ist vornämlich oberhalb der Halbinsel, ob man sich gleich einbildet, daß die ganze Halbinsel unmittelbar unter seiner

Herrschaft stehe, und daß man den von Dely aus ergehenden königlichen Befehlen auch in den entferntesten Theilen der Küste Gehorsam leiste; aber Herr Cambridge merket an, daß dieses so sehr wider die Wahrheit sey, daß vielmehr ein großer Theil dieser weitläuftigen Halbinsel dem Throne zu Deli niemals mehr seit der Regierung des Aurengzebe einige Unterwürfigkeit bewiesen hat. Seit dem Tode dieses Fürsten sind die Einkünfte der von ihm bezwungenen indianischen Könige und maurischen Gouverneurs von den Unterkönigen, welchen seine schwächere Nachfolger das Gouvernement der Halbinsel übergeben hatten, zurückbehalten worden. Jezt kann also der Hof zu Deli weder einigen Tribut von den verschiedenen indianischen Regenten einziehen, noch seine Macht und sein Ansehen bis auf diese entfernte Länder erstrecken. Seit der Verwüstung des indostanschen Reichs durch Nadir Schah ist das Regiment des Moguls durch seine eigene Schwäche und durch die Staatsklugheit und behauptete Unabhängigkeit der Unterkönige so eingeschränket worden, daß er allein nur den dritten und noch dazu den unbeträchtlichsten Theil seines weitläuftigen Reiches besitzet.

Da sich der Wendezirkel des Krebses mitten durch dieses Reich erstrecket, so ist die Luft außerordentlich heiß. Allein der häufige Regen, welcher eben in der heissesten Jahreszeit, und zwar zu Ende des Junius, fällt, und bis in den October fortdauert, kühlet die Luft ungemein ab, und erfrischet die Erde sehr. Während dieser Regenzeit ist fast kein Tag ohne schrecklichem Donnern

und

und Blitzen; ja sogar bey schönem Wetter bemerkt man viele Wochen hintereinander ein Wetterleuchten, das jedoch keinen Schaden thut. Außer der Regenzeit und dem Frühjahrs-Equinoctium ist der Himmel das ganze Jahr durch heiter und klar, und man weiß alsdann nichts von Stürmen und Orcanen. Doch wehet zur Abkühlung der Hitze mehrentheils ein angenehmer mäßiger Wind. Das Vergnügen, das man des Morgens und Abends empfindet, ist unaussprechlich. Denn der Himmel ist nicht allein heller und reiner als sonst, so wie wir ihn in unsern nordlichen Breiten niemals zu sehen bekommen; sondern auch alle Bäume und Pflanzen bleiben beständig grün, und man siehet an manchen Bäumen Blüten und Früchte das ganze Jahr durch. Nach der Bemerkung eines neuen Autors werden die Augen, der Geruch, und der Geschmack in diesen entzückenden Gärten so sehr vergnüget, daß man daraus das beste Bild eines irrdischen Paradieses entwerfen kann.

Die Vortreflichkeit des Clima erhellet auch aus der ununterbrochenen Gesundheit und dem langen Leben der Eingebornen. Diese Vortheile kann man freylich theils der gesunden Luft, theils aber auch der unschädlichen Kost zuschreiben, welche sie genießen, und die meistens in Reiß, Kräutern, und reinem Wasser bestehet. Es giebt aber nahe an der See einige niedrige Gegenden, wo die Luft von den Ausdünstungen aus den Morästen ungesund gemacht wird, vornämlich in der englischen Pflanzung Bombay und in der Provinz Bengalen, in welcher der Ganges sich

durch verschiedene Aerme in die See ergießet; und diese ganze Provinz wird auch, wie Aegypten, jährlich überschwemmet. Inzwischen sind doch von zehn Theilen Indiens neune gewiß so gesund als ein Theil in der Welt, und vornämlich der Constitution der Europäer sehr zuträglich, wenn diese sich nur erst von der Unpäßlichkeit erholet haben, womit sie gemeiniglich in den ersten Monaten nach ihrer Ankunft befallen werden, und welche am meisten von der Veränderung der Speisen herrühret.

Die vornehmsten Flüsse dieses Reichs sind der Ganges und Indus. Der erste stehet in der größten Achtung, sowol wegen seines langen Laufes, der tiefen Canäle, durch welche er sich in die Bay von Bengalen ausleeret, und wegen der Reinigkeit seines Wassers, als auch wegen der eingebildeten Heiligkeit, die ihm die Eingebornen zueignen, welche ihn als einen Gott anbeten; und glücklich ist der Mensch, der an den Ufern dieses Flusses stirbt.

Der Indus bewässert die westliche Seite von Indien, wie der Ganges die östliche. Beyde Flüsse haben einen Lauf von beynahe 3000 Meilen. Aber der Indus ist in seinem Anfange so sehr mit Sand angefüllet, daß große Schiffe auf demselben nicht fortkommen. Er fließt von Nordost nach Südwest, und ergießet sich durch drey Aerme in den indianischen Ocean, ohngefähr unterm 24ten Grad nördlicher Breite. Obgleich beyde Flüsse weit von einander ab sind, so sagen man

doch,

doch, daß ihre Quellen nahe bey einander wären, und zwar im Königreiche Thibet.

Die Gebürge geben Diamant, Rubin, Amethyst, Chrysolit, Granaten, Achat und Jaspis. Diejenige Kette der Berge, welche von Norden nach Süden durch diese Halbinsel gehet, ist die Ursache eines besondern Phänomens in der Natur. Diejenigen Länder, die von diesen Gebürgen von einander abgesondert werden, haben, ob sie gleich unter einerley Breite liegen, ein ganz unterschiedenes Clima und eine ganz andere Witterung, so daß auf der einen Seite dieser Berge Winter ist, wenn zu gleicher Zeit auf der andern Seite Sommer ist. Auf der malabarischen Küste fängt ein Südwestwind von der See her zu Ende des Junius mit anhaltendem Regen zu blasen an, und wütet ganzer vier Monate lang auf dieser Küste. Zu eben und derselben Zeit aber ist das heiterste und schönste Wetter auf der Küste Coromandel, und die Regenzeit kommt auf dieser Küste gegen Ende des Octobers, wo denn die ungestümen Winde auf dieser Küste, auf welcher kein einziger guter Hafen ist, so stark wüten, daß die Schiffe drey Monate lang stille liegen müssen. Aus dieser Ursache kehren die englischen Schiffe beständig zu einer gesezten Zeit nach Bombay zurück, wo sie einen sichern Hafen haben.

Wenn das schöne Wetter zu Ende ist, so ist das Land einer dürren Wüste ähnlich, wo man kein Hälmgen von Graß oder sonst etwas grünes siehet, die Bäume ausgenommen, welche ihre

re grünen Blätter niemals verlieren. Kaum aber ist etwas Regen gefallen, so ändert sich alles, und die Erde wird bald mit schönem Graße und Kräutern bedecket. Da das Erdreich aus einer lockern fetten Erde bestehet, so kann es mit leichter Mühe bearbeitet und zum Ackerbau tüchtig gemacht werden; und obgleich dieselben Felder alle Jahre besäet werden, so werden sie doch nicht gedünget, sondern der Regen macht das Land allein fruchtbar.

In den nordlichen Gegenden Indiens haben sie so guten Waitzen und Gerste, als irgendwo in der Welt; aber in den südlichen Gegenden dieser Halbinsel wird nichts als Reiß gesäet, und die Einwohner leben auch von nichts anderm. Die Felder liegen offen; nahe an den Städten und Dörfern aber sind sie umzäunet; und da niemanden das besäete Land als ein Eigenthum gehöret, so nehmen die Bedienten des Landesherrn den dritten Theil, oder die Hälfte, oder nach Gutdünken wol noch mehr von der Erndte, und lassen dem armen Hauswirth das übrige. Es stehet auch nicht in dem freyen Willen der Ackersleute, ob sie säen wollen, oder nicht; sondern die Gouverneurs und Generals weisen die Städte und Dörfer an, bey welchen das Land bestellet werden soll, und bey der Erndte nehmen die Bedienten so viel zur Verpflegung der Truppen hinweg, als ihnen beliebet.

Der Milchrahm, dessen sich die Einwohner statt Butter bedienen, ist wie ein dickliches Oel, und erlangt in diesem heißen Clima niemals die

Dicke,

Dicke, die er bey uns hat; er ist aber milde und gut. Da sie Vorrath genug von Milch von ihren Kühen, Büffeln, und Ziegen bekommen, so machen die nordischen Völker Indiens eine große Menge Käse. Man kann nirgends ein weißeres oder besseres Waitzenbrod finden als zu Bengal und an andern Orten Indiens; aber die Eingebornen essen es selten. Sie machen aus Waitzenmehl dünne platte Kuchen, welche sie auf eisernen Rösten backen, und beständig auf ihren Reisen mit sich führen.

Die Fruchtbäume sind Banana, oder Mooßbaum, Cocosnuß, Manga, Guajabe, Orangen, Limonien, Granaten, Jacca, Tamarinden, Ananas, und Maulbeeren, wozu man noch Areca und Betel rechnen kann. In den nordlichen Gegenden des Reichs sind Aepfel, Birnen, und andere europäische Früchte. Die Küchengärten sind mit allerley Melonen, Potatons, vielen andern Wurzeln und Kräutern gut besezt. Sie haben auch Saffran, Turmerik, Opium, Pfeffer, Ingwer, Cardamom, und beträchtliche Zuckerrohr-Plantagen, vornämlich in Bengalen. Die Baumwollenstaude ist ihnen von großem Nutzen; denn sie machen aus dieser Baumwolle ihre Gingans, die indianische Leinewand, die Nesteltücher, und dergleichen mehr. Sie besäen weite Felder mit dem Saamen, welcher eine Staude von der Höhe einer Rosenstaude heraustreibt, der gelbe Blüten trägt, auf welchen kleine Schoten folgen, die bis zur Dicke einer kleinen Wallnuß aufschwellen. Die äußere Haut plazt endlich, und man siehet inwendig ei-

ne schöne feine schneeweiße Wolle, worinne der Saame zerstreuet liegt.

Die Gewalt des Moguls ist so despotisch, daß er über das Leben und Vermögen seiner Unterthanen unumschränkt gebietet. Sein Wille ist ihr einziges Gesetz; solcher entscheidet auch alle Rechtshändel, ohne daß jemand bey Lebensstrafe dagegen etwas einwenden darf. Auf seinem Befehl werden die Größten des Reichs hingerichtet, ihre Lehngüter, Ländereyen, und Bedienungen entweder verändert oder weggenommen. Die obersten Staatsbedienten sind der Großvezier, der Schatzmeister, der Befehlshaber der Eunuchen, der erste Staatssecretair, der General der Elephanten, der Großmeister der Garderobe, der die Besorgung der Meubles, Zelter, Kleider, und Kostbarkeiten hat.

Dieser Fürst läßt sich gemeiniglich bey Sonnenaufgang am Fenster sehen, wenn die Großen des Reichs ihm aufwarten; er zeigt sich ferner am Mittage, um dem Gefechte der wilden Thiere zuzusehen; und endlich erscheint er auch des Abends am Fenster, und betrachtet den Untergang der Sonnen. Er gehet alsdann unter starkem Paukenschalle und dem unaufhörlichen Zurufen des Volks, das ihm Glück und langes Leben zuwünschet, in sein Schlafgemach. Niemand darf in den Pallast kommen, als die Rajas oder Fürsten, und die obersten Bedienten. Alle diese Personen erweisen ihm so große Ehrfurcht, daß es unmöglich ist, gegen die heiligsten Dinge größere Achtung zu bezeigen. Alle

Ge-

Gespräche werden mit unaufhörlichen Verbeugungen begleitet. Wenn sie von ihm weggehen, werfen sie sich vor ihm zur Erde nieder, und legen ihre Hände auf ihre Augen, hernach auf ihre Brust, und zulezt auf die Erde, um dadurch anzuzeigen, daß sie gegen ihm nur Staub und Asche sind. Dabey wünschen sie ihm alle Arten der Glückseligkeit, und gehen rückwärts aus dem Zimmer.

Um einigen Begriff von der Pracht zu geben, mit welcher der Mogul öffentlich erscheinet, wollen wir aus Thomas Roes Beschreibung von dem Staate, den er führet, einige Nachricht ertheilen. Ob es zwar lange her ist, daß Roe an diesem Hofe gewesen, (denn er reisete 1615 auf Kosten und in Angelegenheiten der englischen ostindischen Gesellschaft dahin,) und obgleich der Mogul seit der Zeit, da Nadir Schah das Land eroberte, viel von seiner Macht und seinem Reichthum verloren hat; so kann doch vielleicht der jetzige Mogul noch wol eben solchen Putz haben, weil die morgenländischen Völker ihre Moden selten, oder gar nicht, verändern. Der Unterscheid mag jezt bey ihm seyn, daß er weniger Juwelen und nicht so kostbare Kleider mehr hat. Als er erschien, sagt Roe, hieng ein Gürtel an seinem Degen, und ein anderer an seinem Schilde. Beyde Gürtel waren mit Diamanten und Rubinen besezt. Noch einer hieng an seinem Köcher mit dreyßig Pfeilen, und sein Bogen war in einem Futteral. Auf seinem Kopf trug er einen reichen Turban, worinne ein Busch von Reigerfedern war; auf der einen Seite hieng eine rubi-

nene Blume von der Größe einer Wallnuß, und auf der andern Seite ein eben so großer Diamant; in der Mitte war ein Schmaragd in der Gestalt eines Herzens, welcher aber größer war als der Diamant und Rubin. Sein Stock war mit einer Kette von durchlöcherten großen Rubinen, Perlen, und Diamanten umwunden. Um den Halß trug er drey Schnüre von den vortreflichsten und größten Perlen. Ueber seine Ellenbogen hatte er Armbänder, die mit Diamanten besezt waren; auf jedem Gelenke der Hand waren drey andere Armbänder von verschiedener Art; und fast auf jedem Finger saß ein Ring. Sein Kleid war mit Gold gesticket, ohne Ermel, und an seinen Füßen hatte er ein paar mit Perlen gestickte halbe Stiefeln. In einem solchen Aufzuge sezte er sich in seine Kutsche, welche einer englischen sehr ähnlich, und von derjenigen, womit ihn Roe beschenket hat, nur darinne zu unterscheiden war, daß sie mit persianischem und mit Gold gestimmten Sammet beschlagen war.

Wenn dieser Fürst vor der Spitze seiner Armee marschiret, oder auf die Jagd gehet, oder sich nach einem von seinen Landhäußern begiebt, so begleiten ihn etwa 10000 Mann; und 100 Elephanten mit Satteldecken von Sammet und Brocat gehen voran. Jeder Elephant trägt zwey Menschen, wovon der eine ihn mit einem eisernen Haken regieret, der andere aber eine große silberne mit Gold und Silber gestickte Standarte trägt; jeder von den ersten achten trägt eine Pauke. In der Mitte dieses Haufens reitet der Mogul auf einem schönen persianischen Pfer-

de (*),

de (*), oder fährt in einem Wagen, der von zwey weißen Ochsen gezogen wird, deren große ausgebreitete Hörner mit Gold gezieret sind. Zuweilen läßt er sich auch von Menschen in einem prächtigen Palanquin tragen. Sein Gefolge bestehet aus den Hofbedienten, denen fünf bis sechs hundert Elephanten, Camele, und Bagagewagens nachfolgen.

Zwey große Festtage werden jährlich in der Hauptstadt dem Mogul zu Ehren gefeyert. Das erste Fest ist mit Anfang des neuen Jahres, und währet 18 Tage. Vor dem Pallaste wird eine Bühne errichtet, welche 14 Fuß hoch, 56 lang und 40 breit, mit reichen Tapeten bedeckt, und mit einer Balluſtrade umgeben ist. Nahe dabey ist ein Gebäude von bemaltem Holze mit Perlemutter ausgelegt, worinne einige von den vornehmsten Herren des Hofes sitzen, obgleich ihre Zelter in dem ersten Hofe des Pallastes aufgeschlagen sind, wo sie sich bemühen, alle ihre Reichthümer und Pracht zur Schau zu stellen. Vor Alters gieng der Mogul in diese Zelter, und nahm, was ihm am besten gefiel. Seit einem Seculo aber begiebt sich dieser Fürst, in Begleitung der sieben ersten Minister, auf die Bühne, sizt auf einem sammtenen mit Gold und Perlen gestickten Küssen, und wartet, bis man ihm die Geschenke bringet, welche er sowol von dem Volke als von den Großen des Reichs während den 18 Tagen, da diese Ceremonie dauert, annimmt. Gegen Ende dieser Zeit theilt er seine Begnadi-

gun-

(*) Man sehe beykommende Figur aus des Herrn Cambridge Beschreibung.

gungen aus, welche darinne bestehen, daß er denenjenigen, die ihm die kostbarsten Geschenke gemacht haben, Aemter und Würden ertheilet. Tavernier versichert, daß er den Mogul an einem dieser Feste Geschenke, deren Werth auf 30 Millionen Livres belief, an Diamanten, Rubin, Schmaragd, Perlen, Gold, Silber, schönen Stoffen, Elephanten, Camelen, und Pferden hat annehmen sehen.

Das zweyte Fest ist am Geburtstage des Moguls. Er fängt solches mit allen Arten der Lustbarkeiten an, und begiebt sich darauf zu der Königin, seiner Mutter, wenn sie noch am Leben ist, und zeigt ihr seine Erkenntlichkeit dadurch, daß er die Großen des Reichs nöthiget, ihr kostbare Geschenke zu machen. Nachdem er gespeiset hat, ziehet er seine schönsten Kleider und seinen besten Schmuck von Gold und Juwelen an, und gehet in einen prächtigen Pavillon, wo ihm die Vornehmsten des Hofes ihre Aufwartung machen. Da findet er die große Wageschalen mit ihren Ketten, welches alles von massivem Golde und mit Juwelen ausgeziert ist. In eine dieser Wageschalen stellet er sich selbst, und in der andern wird Gold, Silber, Juwelen, seidene Zeuge, feine Leinewand, Zimmet, Muscatenblumen, Pfeffer, Getraide, und Kräuter gelegt, und man hält alle Jahre ein genaues Register vom Unterscheide seines Gewichts. Es ist eine große Freude, wenn er in einem Jahre mehr wiegt; es ist aber auch große Betrübniß, wenn er an Gewicht abgenommen hat.

Auf diese Ceremonie folgt die größte That der Barmherzigkeit, die der Mogul für das ganze Jahr ausübet. Nämlich, er giebt den Armen einige kleine Stücken Geld, und wirft unter die Großen Nüsse, Pistacien, Mandeln, und andere Früchte, welche alle aus Gold gearbeitet, aber so klein und dünne sind, daß tausend davon nicht mehr als sieben oder acht Pistolen werth sind. Man hat gefunden, daß ein mit dergleichen Kleinigkeiten gefülltes Becken nicht den Werth von zehn Kronen überstiegen hat. Auf solche Weise erstrecket sich die Freygebigkeit dieses reichen Monarchen an seinem Geburtstage etwa bis auf eine elende Summe von hundert Kronen. Dieses Fest wird damit beschlossen, daß er eine prächtige Abendmahlzeit an die Herren des Hofes giebt, mit welchen er die Nacht mit Trinken zubringet.

Die Söhne des Moguls führen den Titel eines Sultans, und seine Töchter sind Sultaninnen. Die Unterkönige oder Gouverneurs der Provinzen werden Nabobs genennet. Die, welche ihnen im Range folgen, und etwa so viel vorstellen, als bey uns der Adel, heißen Chans, und sie führen gemeiniglich noch einen Beynamen, der von ihrer Beförderung genommen ist; z. E. Asaph Chan, der reiche Herr; Chan Channa, der Herr aller Herren. Die obersten Militairbedienten heißen Omrahs; und wer ein General gewesen ist, wird Mirza betittelt. Die vornehmsten Eunuchen haben die Stellen der Schatzmeister, Verwalter, und Controlleurs der Haushaltung. Die andern vornehmen Bedienten sind die Staatsse-

cre-

cretarien, die Elephanten-Regierer, der Aufseher über die Zelte, und die Aufseher über die Garderobe, denen man die Juwelen anvertrauet.

Das Frauenzimmer des Serails sind entweder Gemalinnen oder Concubinen, Prinzeßinnen von Geblüte, Gouvernantinnen oder Sclavinnen. Selten hat der Mogul mehr als vier Gemalinnen; die Anzahl seiner Concubinen aber ist unbestimmt. Jedoch hat er deren mehrentheils über tausend. Der Mogul heyrathet niemals eine Tochter eines auswärtigen Fürsten, sondern gemeiniglich eine von seinen eigenen Unterthanen, ja zuweilen hat die geringste Sclavin das Glück, seine Gemalin zu werden. Der erste Sohn, den er von einer dieser Gemalinnen bekommt, wird als der rechtmäßige Erbe des Reichs angesehen, obgleich das Glück der Waffen gemeiniglich den Thronfolger bestimmt, der nicht eher den Thron besteiget, als bis er seine Brüder und die andern männlichen Verwandten aus dem Wege geräumet hat.

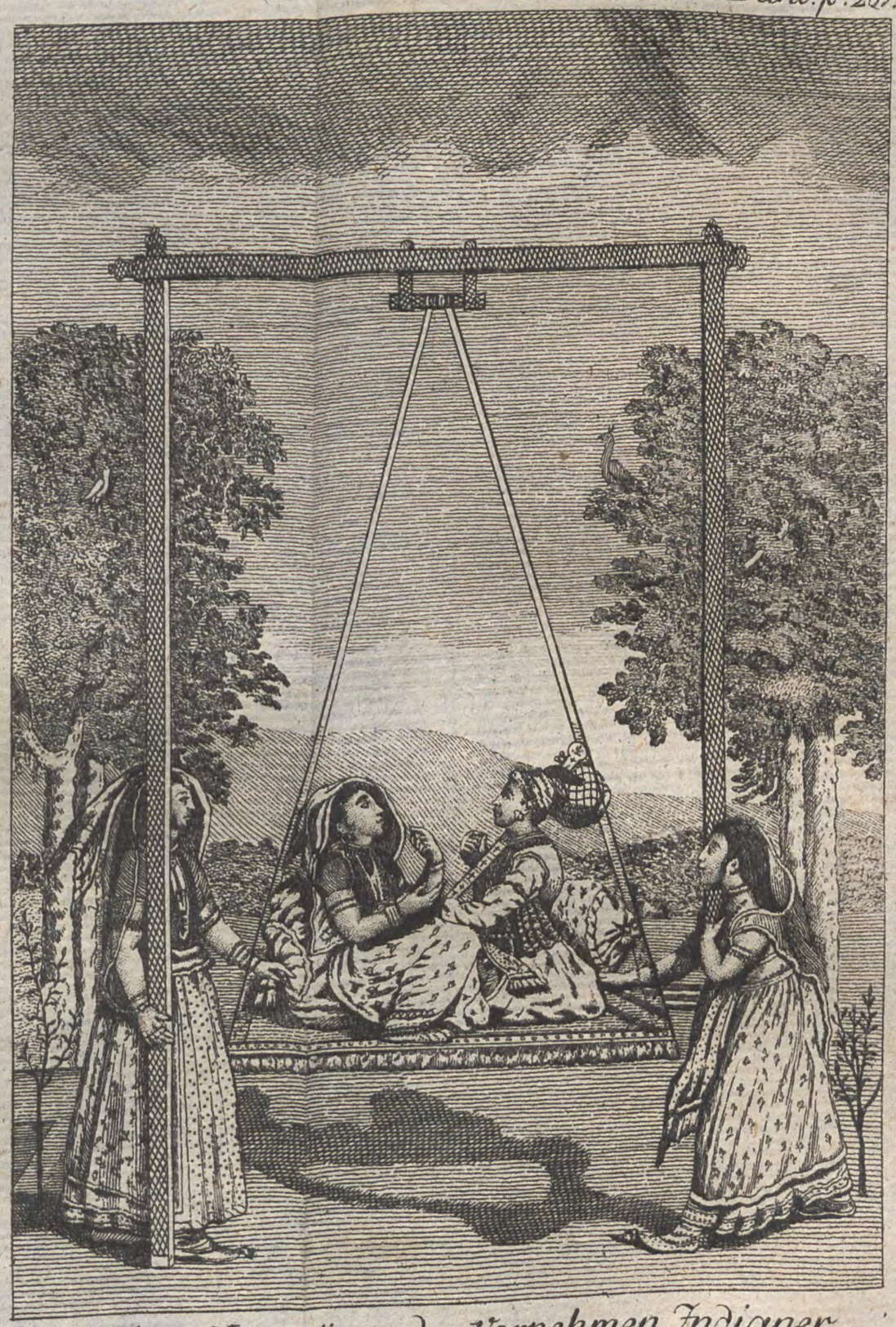
Die jungen Sultane werden im 13ten oder 14ten Jahre verheyrathet, und haben alsdann ihre eigene Hofstaat, die nicht viel geringer ist als des Kayfers. Wenn sie älter werden, giebt man ihnen allen, den Kronerben ausgenommen, der bey dem Vater bleibet, entfernte Gouvernements. Die jungen Sultaninnen werden mit aller Zärtlichkeit und Gelindigkeit erzogen; sie leben nicht so eingeschränkt als das andere Frauenzimmer, ja man hat Exempel, daß der Mogul ihnen ihre

Ga-

VII. Band. p. 262.

Der Grosse Mogul auf der Jagd.

VII. Band. p. 267.



Privat Vergnügen der Vornehmen Indianer.

Galanterien nachgesehen hat, welches auch um so billiger ist, da sie, weil sie von königlichen Geblüte sind, nicht heyrathen dürfen.

Die Gouvernanten der jungen Prinzeßinnen, und diejenigen, die ein wachsames Auge auf die Aufführung des königlichen Frauenzimmers haben müssen, machen eine beträchtliche Anzahl im Serail aus, und haben, wie man sagt, einen großen Einfluß in die Regierungsgeschäfte. Wenn man im eigentlichen Verstande sagen kann, daß der Mogul einen Staatsrath habe, so bestehet er aus diesen Frauenspersonen; denn die Gouvernements und obersten Staatsbedienungen werden durch ihren Einfluß besetzet, und jede von ihnen führet einen Titel von einer Staatsbedienung. Die eine wird Premierminister, die andere Secretair, die dritte Unterkönig einer Provinz, u. s. w. genennet, und jede von diesen Frauenspersonen stehet mit demjenigen Minister, dessen Titel sie führet, in Correspondenz. Es giebt auch Eunuchen, welche nichts anders thun, als daß sie die Briefe hin und her tragen. Durch die Vermittelung dieser Frauenspersonen werden alle wichtige Sachen abgethan, weil sie bessere Gelegenheit haben, dem Kayser die Sachen vorzutragen, als die Minister.

Der Kayser wird, wenn er allein ist, gänzlich von Frauenzimmern bedienet (*), ja er soll eine

(*) Beygehende Kupfertafel, die aus dem Cambridge genommen ist, schildert die Lebensart in diesem Lande. Die Menschen bringen daselbst den größten Theil ihres

eine Wache von tatarischen Weibern haben, die mit Bogen und Säbeln gewaffnet sind, und seine Person decken. Die Thüren und alle Zugänge des Pallastes sind von einer Menge Eunuchen besetzet, die ein sehr schweres Amt haben; denn wenn sie zu strenge sind, so ziehen sie sich den Haß der Königinnen und Prinzeßinnen zu, die zuweilen bey dem Kayser viel gelten; und wenn sie bey dem Mogul in den Verdacht gerathen, daß sie zu gefällig sind, so stehen sie in Gefahr, ihr Leben zu verlieren. Wenn die Frauen ein Gewisses Alter, welches einige auf das 25te, andere auf das 30te Jahr setzen, erreichet haben, so schläft der Mogul nicht mehr bey ihnen; demohnerachtet aber werden sie noch eben so strenge als vorher bewachet.

Ein englischer Geistlicher, der an des Moguls Hof gewesen ist, gedenket einer von diesen Frauen welche den schmählichsten Tod hat sterben müssen, weil sie der Mogul überraschte, als sie ein Eunuch küßte. Wegen dieses Verbrechens hatte der Mogul die Grausamkeit, sie bis an den Halß in die Erde verscharren und die Erde um ihr herum fest einstoßen zu lassen. So blieb sie zwey Ta-

res Lebens mit den üppigsten und wollüstigsten Beschäftigungen zu, ausgenommen wenn sie Krieg haben. Sie sitzen die meiste Zeit auf ihren Sophas, rauchen Tabak, spielen mit ihren Kleinodien, nehmen Caffee oder Zuckergebackenes zu sich, und beschäftigen sich mit lauter Kleinigkeiten. Sie wundern sich über nichts mehr, als wenn sie einen Europäer in der Stube auf- und nieder gehen sehen; und bey ihnen reiten höchstens die jungen Leute manchmal aus.

Tage, und mußte sich die heisse Sonne auf den Scheitel brennen lassen, bis sie endlich den Geist aufgab, nachdem sie beständig geschrien hatte: O mein Kopf! mein Kopf! Zur Vermehrung ihres Schmerzens wurde der Eunuch vorgeführet, und sie mußte zusehen, wie ihn ein Elephant in Stücken zerriß.

Da der Mogul die meisten andern Fürsten als weit geringere Personen ansiehet, so schickt er, wie die andern asiatischen Fürsten, an niemand einen Gesandten. Die Gesandten werden auch nicht als Repräsentanten ihrer Souveraine, sondern als gemeine Boten betrachtet. Des Moguls Briefe werden mit so vieler Ehrfurcht empfangen, als wenn er selbst zugegen wäre. Der Gouverneur, an den die Briefe geschickt werden, reitet dem Boten mit allen seinen Bedienten entgegen; und sobald er die Briefe siehet, steigt er vom Pferde ab, und fällt lang auf die Erde; er nimmt nachher die Briefe dem Boten ab, bindet sie fest an seinen Kopf, reitet zurück, und fertiget die Antwort sogleich aus. Die Gouverneurs haben noch eine andere Methode, wodurch sie ihre Ehrfurcht bezeigen. Sobald sie nämlich nach einem Gouvernement geschicket werden, scheeren sie ihren Kopf und ihren Bart nicht eher, als bis sie wieder zurück berufen werden, ob sie gleich sonst, solange sie bey Hofe sind, sich alle Tage scheeren.

Der Mogul thut, wie schon angemerket worden, in allen wichtigen Rechtsfällen allein den Ausspruch, er mag sich aufhalten wo er wolle.

Seine Unterkönige thun das in ihren respectiven Provinzen auch. Der Catoual ist eine Gerichtsperson, die die kleinen Sachen entscheidet, und die kleinen Vergehungen bestrafet. Der Cady ist der Civilrichter in Streitigkeiten zwischen den Haußeinwohnern, bey Heyrathen und Ehescheidungen.

Ob man gleich in diesem Reiche kein geschriebenes Gesetz hat, so ist es doch hergebracht, daß gewisse Verbrechen ihre gewissen Strafen haben. So wird Mord und Diebstahl mit dem Tode bestrafet. Die Art der Execution aber hängt vom Willkühr des Moguls oder des Unterkönigs ab. Der Missethäter bleibt niemals eine Nacht über im Gefängnisse, ja oft wird er nicht einmal in einen Kerker gebracht, sondern sogleich, nachdem er ertappet worden, zum Gouverneur gebracht, daselbst losgesprochen oder verurtheilet, und im leztern Falle sogleich zur Execution geführet, welche mehrentheils auf dem Markt geschiehet.

Einige Missethäter werden gehenkt, andere geköpfet, andere auf spitzigen Pfälen gestochen, und andere von wilden Thieren zerrissen oder von Elephanten getödet. Wenn der Elephant den Uebelthäter augenblicklich vom Leben bringen soll, so tritt er mit seinem breiten runden Fuß auf den vor ihm liegenden Elenden, und drückt ihn sofort zu Tode. Soll aber der Delinquent noch eine Zeitlang gequälet werden, so bricht ihm der Elephant erst die Füße und nachher die Aerme entzwey, läßt ihn liegen, und an seinen empfangenen Wunden sterben. Thomas Roe berich-

tet,

tet, daß zu seiner Zeit 100 Diebe in Ketten vor den Fürsten wären gebracht, und vom Mogul zum Tode verdammt worden, so daß der Rädelsführer von Hunden zerrissen, die andern aber auf die gemeine Art getödet werden sollten. Diese Gefangene wurden in verschiedene Quartiere der Stadt vertheilet. Ihr Anführer wurde vor Roes Hauße von 12 Hunden in Stücken zerrissen, und auf demselben Platze wurden 13 Dieben die Köpfe an den Füßen gebunden, worauf man ihnen den Nacken mit einem Säbel halb aufhieb, und sie so nackend und blutig auf den Straßen liegen ließ, wo sie den Nachbarn sehr beschwerlich fielen.

Des Moguls Lager hat gemeiniglich immer einerley Beschaffenheit, und ist beynahe rund. Der ganze Umfang nimmt selten weniger als 20 Meilen ein; denn die Armee allein bestehet aus 100000 Mann. Die Zelter sind mehrentheils weiß, wie die Kleidung der Leute. Das Zelt des Moguls aber ist roth, und stehet in der Mitte. Es ist auch mehr erhaben als die übrigen; und er kann aus demselben das ganze Lager übersehen. Da die Königinnen und das ganze Serail mit zugegen sind, so ist des Kayfers Quartier beynahe so groß als eine ansehnliche Stadt. Es ist mit einer Umzäumung umgeben, die etwa 10 Fuß hoch, und von den Haußtruppen oder andern großen Corps zu Pferde und Fuß bewachet ist. Niemand darf sich denselben bis auf die Weite eines Musketenschusses nähern. Die Zelter der Omrahs sind in einiger Entfernung rund um des Kayfers Quartier, und die Zelter

der Vornehmsten sind die nächsten, die Geringern aber haben ihre Zelter an den äußersten Enden des Lagers. Die Straßen, welche von den Zeltern formiret werden, sind weit und lang, und die Hauptstraßen gehen in gerader Linie von dem königlichen Quartier ab. In denselben sind Boutiken, und es ist da ein Handel wie in einer Stadt. In jedem Quartiere ist ein Marktplatz, wo man die Lebensmittel fast so wohlfeil, wie in der Garnison, verkaufet. Man sagt, daß das Lager des Moguls ehemals der größte Markt für Diamanten gewesen sey.

Das Lager rückt selten 10 Meilen auf einmal vor, und ist mehrentheils an einem solchen Orte, wo man hinlängliches Wasser hat. Die Indianische Armeen führen eine Menge von Booten auf Wagen mit sich, welche der Mogul brauchet, theils um sich auf Seen und Flüssen zu belustigen, theils seine Armee überzusetzen. Er hat auch Falken, Hunde, und Leoparden bey sich, die zum Spiele abgerichtet sind. Solchergestalt theilt der Mogul, indem er aus einem Theile seines Gebiets in das andere wandert, seine Zeit zwischen den Ergötzungen und der Untersuchung der Aufführung seiner Unterkönige und Gouverneurs. Auf diesen Märschen werden einige von dem Frauenzimmer des Moguls in kleinen Thürmen auf den Rücken der Elephanten getragen; andere fahren in Kutschen, andere sind in Palanquinen; und man sagt, daß die geringsten Frauenzimmer kein anderes Fuhrwerk haben als eine Art von Wiege, die auf der Seiten der Cameele hänget. Alles Frauenzimmer insgesammt

aber

aber ist verdecket, und wird von Eunuchen bedienet.

Des Moguls Macht bestehet vornämlich aus den Truppen, welche die Rajas oder heydnische Fürsten stellen; er hat auch mohrisches Fußvolk; das meiste aber bestehet in Reuterey. Er hat auch verschiedene Regimenter, die den Namen der Leibwache oder Haußtruppen führen. Das vornehmste davon ist ein Reglment von 4000 Mann, die man des Kayfers Sclaven nennet. Sie machen das vornehmste Corps in der ganzen Armee aus; ihr Befehlshaber heißt Daroga; er hat große Autorität, und zuweilen das Commando über die ganze Armee. Jeder Soldat dieses Regiments hat vorn am Kopfe ein Zeichen, und aus diesen Truppen nimmt man die Subaltern-Officiere, welche stufenweise zu der Würde der Omrahs oder Generals steigen. Jeder Reuter hat zwey Knechte, wovon ihm der eine das Pferd warten, und der andere die Fourage anschaffen muß. Alle diese Soldaten haben im Felde ihre Weiber und Kinder bey sich, und im Lager sind allemal viele Boutiken, wo man, wie in einer Stadt, alles kaufen kann. Auch folgen der Armee einige hundert Elephanten blos zum Staate, und eine Menge Weiber mit einem starken Gefolge des Moguls und der hohen Officiere.

Demohnerachtet stehet diese zahlreiche Armee selten im Felde, ohne durch Hungersnoth einen großen Verlust an Leuten zu haben, welchen man aber unter einer so großen Menge kaum merket. Man hat auch zu wenig Menschlichkeit, als daß

man darauf achten sollte. Die Hungersnoth wird daher weder als was außerordentliches betrachtet, noch verhindert sie, daß man nicht eine andere Menge Volks versammlen sollte, welche einem gleichen Schicksale unterworfen bleibt.

Die Engelländer haben davon einen großen Vortheil, daß die Indianer so hartnäckig auf ihre alten Gebräuche sind, und noch immer keine wahre Tapferkeit besitzen. Nicht allein der Fürst, sondern auch jeder Raja, der das Commando über die von ihm ins Feld gestellten Truppen führet, erscheint vorn an der Spitze auf einem Elephanten, und ist so gut der General als die Fahne seiner Leute, welche ihr Auge beständig auf ihn richten, und, wenn sie ihn einen Augenblick aus dem Gesichte verlieren, daraus schließen, daß alles verloren sey, worauf sie unverzüglich aus einander prallen. Die englischen Ingenieurs können also mit einer einzigen Salve aus einer sechspfündigen Canone, die auf den Elephanten gerichtet ist, das Schicksal eines ganzen Detaschements entscheiden; und diese große Thiere scheinen nunmehr blos darum ins Feld gebracht zu werden, um der feindlichen Artillerie ein Zeichen der Richtung zu seyn. Die Rajas, die die Gefahr, in welcher sie sind, recht gut kennen, suchen sie dadurch auszuweichen, daß sie verschiedene Elephanten mit einerley Decken, und Reuter darauf mit denselben reichen und prächtigen Kleidern an einem Tage an verschiedene Orte des Schlachtfeldes stellen.

Ob sie gleich viel von den Europäern durch die nächtlichen Ueberfälle erlitten haben; so können sie doch niemals dahin gebracht werden, Ordnung oder Wachsamkeit in ihrem Lager einzuführen. Denn gegen die Nacht schlägt sich jeder Mann den Magen so voll von Reiß, und die meisten nehmen darauf die Opiate, so daß gegen Mitternacht die ganze Armee im tiefen Schlafe ist. Diesem ohnerachtet würde sich ein indianischer König sehr wundern, wenn sich jemand bemühen wollte, ihn zu überzeugen, daß die Sicherheit seines Thrones von der Regulirung der Mahlzeiten des gemeinen Soldatens abhienge; noch weniger aber würde er sich überreden lassen, denselben zur Mäßigkeit im Genuß der Opiate anzuhalten, welche das Blut zur Action anfeuern, und die Seele mit Heldenmuth erfüllen.

Die Einkünfte des Moguls sind von den Landesproducten, von den Zöllen in den Seehäfen, von dem Vermögen der Großen, das nach ihrem Tode an die Krone fällt, von den Geschenken der Unterthanen, die sich dem Landesherrn oder dem Gouverneur niemals mit lediger Hand nähern dürfen, und von den Schätzen aus den Diamantminen. Der Unterkönig oder Gouverneur einer jeden dem Mogul unterwürfigen Provinz muß eine gewisse Summe, die aus den Manufacturen und den Landesproducten genommen wird, an die Krone liefern. Diese Summe beläuft sich mit den andern Einkünften jährlich zwischen 40 und 50 Millionen Pfund Sterlinge. Diese unermeßliche Summe ist aber seit der Zeit sehr vermindert worden, da Nadir Schach das Reich

verwüstet, die Schatzkammern ausgeleeret, und, indem er die Macht des Moguls schwächete, viele Nabobs in den Stand gesetzet hat, das Joch abzuwerfen.

Die Münzen dieses Landes sind mancherley. Kupferstücke, wovon jedes etwa einen halben Pfenning werth ist. Fanam, eine silberne Münze, drey Stüber am Werthe. Silberne Rupie, welche zwey Schillinge und drey Stüber gilt. Goldrupie, die vierzehn Silber-Rupien gilt. Die Pagode, welche darum so genennet wird, weil die Figur einer Pagode darauf geprägt ist. Sie ist auf der einen Seite flach, und auf der andern erhaben. Sie ist neun Schillinge werth, und wird von den Rajas oder kleinen Fürsten geprägt.

Die goldene und silberne Münzen sind hier feiner als irgend in einem andern Lande. Die Fremden haben ihre Münzen, und prägen davon goldene und silberne, sonderlich die Engländer in Fort S. George. Die fremde Münzen sind hier auch gangbar. Kleinigkeiten werden oft mit bittern Mandeln, Seeschalen, oder Zähnen eingekauft, deren 60 ohngefähr einen halben Pfenning gelten. Jedoch werden die fremde Münzen, die in die Hände der Gouverneurs fallen, in Rupien verschmolzen, mit den Characteren des regierenden Kayfers. Nach seinem Tode verlieren sie einen halben Pfenning oder einen Pfenning am Werthe, und keine als die neue Münze wird für voll angenommen. Große Summen rechnet man nach Lacks, Carons, und Arabs. Ein Lack ist 100000 Ru-

Rupien, ein Caron oder Carol 100 Lacks, und ein Arab ist 10 Carons.

Das Gewicht ist fast in einem jeden Hafen, ja oft in einem und demselben Hafen, unterschieden, und kann daher nicht genau bestimmt werden. Zu Surate werden Korn, Reiß, und andere solche Dinge, die bey uns nach Maaßen verkauft werden, nach dem Gewichte verkaufet. Seidene Zeuge aber und die indianische Leinwand werden in Stücken oder nach einem gewissen Maaße verkaufet, das 26 Zoll lang ist.

Die vornehmsten Manufacturen von Indostan sind Seiden- Leinwand- und MuslinFabriken. Die Engländer holen Diamanten und andere Edelsteine, sehr vielen Pfeffer, Indigo, Salpeter, Cardamom, Opium, Asafontida, und eine Menge von Arzeneyen von dort her. Dagegen bringen sie aus Europa dahin breite englische Tücher, Bley, Spiegel, Degenklingen, Messer, allerley Kramerwaaren, goldene und silberne Tressen, Zinn, Brandewein, Bier, und andere Lebensmittel. Die Schiffe laden auch Flintensteine, denn dergleichen findet man in Indien gar nicht, wenigstens nicht in den Theilen, wo die Europäer hinkommen. Daher ist im innersten des Landes, wo die Einwohner von den europäischen Schiffen damit nicht versehen sind, ein Beutel voll Flintensteinen so viel werth als ein Beutel voll Geld.

Man muß gestehen, daß alle Waaren, welche die Engländer nach Indien bringen, gegen

das dahin gebrachte ungeschmolzene Gold und Silber und gemünztes Geld gar nichts bedeutet. Die englischen Schiffe sind, wenn sie auslaufen, auf gewisse Weise gar wenig mit Kaufmannsgut beladen, führen aber wol sechszig bis achtzig tausend Pfund Gold, Silber, und Geld mit sich. Es ist daher die Frage entstanden: ob der englischen Nation der Handel nach Indien vortheilhaft sey; und die Handlungsgesellschaft hat behauptet, daß die indianische Waaren, welche sie dagegen zurückbringen, und in Europa verkaufen, ihnen mehr einbringen, als was sie ausführen. Wenn die Engelländer andern Nationen diesen Handel ließen, und von ihnen die indianische Waaren abnehmen müßten, so würde die Nation weit mehr Geld verlieren, als sie jezt nach Indien bringet.

Es giebt außer den Unterthanen des Moguls keine größeren Handelsleute in der Welt, obgleich ihre Schiffe niemals das Vorgebürge der guten Hoffnung paßiren. Denn sie führen einen unsäglichen Handel nach Persien und das rothe Meer, und versehen die Türkey und Persien mit allen Reichthümern Indiens. Dafür bringen sie zurück türkische Teppiche, Perlen, viele persianische Waaren, und vornämlich Kostbarkeiten, welche sie auf englische oder holländische Schiffe laden, und solche Schiffsmiethung bringt der Handlungsgesellschaft einen großen Gewinnst; denn die Indianer lassen selten ein Schiff von Persien nach Surate abgehen, das nicht so voll beladen wäre, als möglich ist. Außer den vielen Passagirern beträgt die Ladung an Perlen und

Kost-

Kostbarkeiten oft zwey bis drey hundert tausend Pfund.

Die Indianer nehmen zur Ladung ihrer Kostbarkeiten darum gern europäische Schiffe, weil sie solche für sicherer halten, und diese Schiffe gegen die Seeräuber nicht so sehr in Gefahr sind als ihre eigene. Man hat zwar in Indien Schiffe nach englischer Art von vier bis fünf hundert Tonnen Last erbauet; aber die indianische Bootsknechte verstehen die Schiffarth nicht, und können sich bey einem Angriffe schlecht vertheidigen. Die Boote, derer sie sich an den Küsten bedienen, und welche sie Mussoulas nennen, sind Schiffsgefäße mit flachem Boden, deren Seiten vier bis fünf Fuß hoch sind; die Breter sind sehr dünn, und mit Cocosnußstricken befestiget. Sie geben also wie zusammengepapptes Pappier nach, und zerspellern nicht, wenn sie auf eine Sandbank gerathen, dergleichen man an vielen Orten dieser Küste antrifft, ehe man ans Land kommen kann. Die Engelländer bedienen sich dieser Boote, um mit ihren Waaren zu landen. Sie werden von drey bis vier Ruderknechten regieret, und weil sie sehr tief sind, und also viel Ladung halten können, so verursachen sie nicht sonderliche Kosten, die Waaren damit ans Land zu schaffen, oder sie einzuschiffen. Die Indianer haben noch eine andere Art von Gefäßen, welche Catamaran heißt, und blos aus drey bis vier rohen zusammengebundenen Stücken Bauholz bestehet, und vornämlich von den Fischern gebraucht werden. Zu Kaufmannsgütern taugen sie aber nicht, weil solche leicht darinne naß werden. Aus dieser

ser Ursach bedienen sich auch die Passagiere derselben selten, ob sie gleich auf dieser Küste sicherer sind als irgend ein anderes Schiff; denn manche Leute sind längst der Küste an hundert Meilen weit darauf gereiset. Auf diese Art der Flöße bringen die Indianer die stärksten Lasten, z. E. Canonen, Anker, und dergleichen fort.

Nachdem wir nun von Indien überhaupt einige Nachricht gegeben haben, so wollen wir uns zur Hauptstadt des Reichs wenden, und auch derjenigen merkwürdigen Revolutionen gedenken, welche sich in neuern Zeiten zu Deli, der Hauptstadt der Provinz gleiches Namens, und zugleich der Hauptstadt des ganzen Reichs, zugetragen haben. Sie liegt unterm 79ten Grade östlicher Länge von London aus, und dem 28ten Grade nördlicher Breite, am Flusse Jemma, welcher sie in zwey Theile theilet. Der Theil, welcher zulezt erbauet worden, rühret vom Schach Jehan her, und hat von ihm den Namen Jehanabad. Beyde Theile zusammen aber werden von den Europäern Deli genennet. In dem von gedachtem Kayser erbaueten Theile sind die Häußer mit weitläuftigen Höfen versehen. Die Leute wohnen in dem innern Theile dieser Häußer, um zu verhindern, daß sich niemand den Gemächern des Frauenzimmers nähere. Viele von den Großen haben Häußer außerhalb der Stadt wegen der Bequemlichkeit des Wassers.

Der Eingang in die Stadt geschiehet durch eine lange Straße, deren beyde Seiten Bogen hat, unter welchen Kaufmannsläden sind. Diese

Stra-

Straße führet nach dem Pallast, der etwa anderthalb Meilen in die Rundung hat. Die Mauer ist von gehauenen Steinen mit Zinnen errichtet, und auf jeder zehnten Zinne ist ein Thurm. Die Graben sind voll von Wasser, und auch mit gehauenen Steinen eingefaßt. Das große Portal hat gar kein außerordentliches Ansehen, so wenig als der erste Hof, in welchen die Großen auf Elephanten reitend kommen dürfen. Dieser Hof führt zu einem breiten und langen Durchgang, der mit schönen Porticos gezieret ist, unter welchen kleine Stuben für einen Theil der Leibwache sind. Auf jeder Seite sind die Gemächer des Frauenzimmers, und die großen Säle, worinnen die Justiz ausgeübet wird. In der Mitten dieses Durchgangs ist ein mit Wasser gefüllter Canal, der in gleichen Entfernungen in kleine Baßins gefasset worden ist. Von da gehet ein anderer Durchgang in den zweyten Hof, wo die Omrahs in Person auf die Wache ziehen; und ihre Pferde sind vor den Thoren angebunden.

Wenn man in den dritten Hof kommt, so siehet man den Divan, wo der König Audienz giebt, in Fronte. Er ist ein Saal, zu welchem man auf sieben bis acht Stufen heraufsteiget. Das Gebäude ist auf dreyen Seiten offen, und sein Dach, das aus einer Menge von Bogen bestehet, wird von 32 marmornen Säulen getragen. Als der Kayser Schach Jehan diesen Saal erbauen ließ, befahl er ihn über und über mit der schönsten Arbeit von Juwelen zu belegen. Die Leute machten den Versuch damit an einigen Säulen

bis

bis zur Höhe von zwey bis drey Fuß. Man fand aber bald, daß man zu diesem großen Vorhaben unmöglich Juwelen genug werde erlangen können. Der Mogul ließ also sein Project fahren, und mußte sich damit begnügen, daß der Saal mit verschiedenen Blumen bemalt wurde.

In der Mitte dieses Saals, der Mauer gegen über, welche nach dem Hof stößt, ist eine Art von Alcoven, und in denselben der Thron, auf welchem der König Audienz giebt. Er hat nach Art des alten Orients die Gestalt eines kleinen Bettes mit drey Füßen; aber seine Pracht wäre unglaublich, wenn sie nicht von den glaubwürdigsten Zeugen bekräftiget würde. Dieses Bette ist mit vier Säulen, einem Canape, einem Kopfbrete, einem Küssen, und einer genäheten Bettdecke ausgezieret. Es scheint, als ob Schach Jehan, der auch diesen Thron hat errichten lassen, an demselben alle Reichthümer seines Königreichs hat erschöpfen wollen. Es glänzet von Golde, Silber, Schmaragd, Diamanten, und Rubin, die daran mit der äußersten Verschwendung angebracht worden sind. Das Canape ist mit dergleichen Juwelen so bedecket, daß das Auge ganz geblendet wird; die Franze ist von Gold und Perlen zusammengesezt, und die Säulen sind auch damit beleget. Die Decken des Bettes sind von Gold und Perlen gestickt, und die Füße, worauf das Bette stehet, sind eben so ausgeschmücket, wie die Säulen. An jeder dieser leztern hängen des Moguls Schild, Säbel, Bogen, Köcher, Pfeile, und andere Waffen.

In einer kleinen Entfernung von diesem Saale des Divans sind die großen Ställe, worinnen allemal viele schöne Pferde zu sehen sind, an welchen der Mogul großes Vergnügen findet. Man schaffet sie mit großen Kosten aus Arabien, Persien, und der Tatarey an. Vor jeder Stallthür hängt eine Art von Decke, die aus Schilfrohr geflochten, und mit gedreheter Seite in Gestalt der Blumen zusammen gebunden ist. Diese Decken verhindern, daß die Fliegen nicht in die Ställe kommen; aber man ist mit dieser Vorsicht noch nicht zufrieden, sondern bey jedem Pferde sind zwey Stallknechte, die sich beständig ablösen, und es immerfort fechern. Den ganzen Tag über haben die Pferde über sich, und des Nachts schlafen sie auf einer Streu, welche von ihrem eigenen in der Sonne getrockneten und fest geschlagenem Miste gemacht ist.

Die andern öffentlichen Gebäude in dieser Stadt sind eine große Moschee, welche verschiedene schöne marmorne Domen hat; und ein vortreflicher Chervan serai, den eine mogulsche Prinzeßin zur Bequemlichkeit der Fremden hat bauen lassen.

Man muß hier aber merken, daß die jezt gelieferte Nachricht von der Pracht des Schlosses vor der Zeit geschrieben worden ist, da Nadir Schach die mogulschen Reiche verwüstete. Denn nachdem dieser Eroberer im Anfange des Jahres 1739 den Mogul geschlagen, und Deli eingenommen hatte, brachte er nicht allein den Mogul in Verwahrung, sondern bemächtigte sich auch aller seiner

ner Schätze und Juwelen, wovon ihm eine genaue Liste mußte überreichet werden. Hierauf sezte er ihn wieder auf den Thron, zwang ihn aber, ihm einen jährlichen Tribut von 6, 250,000 Pfund Sterlings zu versprechen. Unter der übrigen Beute, welche der persianische Monarch machte, war auch des Kayfers Staatsbette, das mit den kostbaresten Edelsteinen ausgeleget war, und der große kayserliche Thron. Kurz, die Beute, welche damals dem Mogul und seinen Vasallen ist abgenommen worden, soll sich auf 231, 250,000 Pfund Sterlinge am Werthe belaufen haben. Die Größe dieser unermeßlichen Summe scheint ganz unwahrscheinlich zu seyn; sie ist aber durch einen Brief aus Persien, der in demselben Jahre in der londener Zeitung ist eingerücket worden, so hoch angegeben.

Die Pattans, ein nördliches Volk, das die Gebürge von Candahar bewohnet, ist, ob es gleich die mahomethanische Religion bekennet, dem mauritschen Regimente nicht weniger Feind, als die Morattas oder andere indianische Heiden. Man hat sie allemal für große Soldaten gehalten, und haben jezt das beste Fußvolk im ganzen Reiche. Diese kriegerische Nation machte sich dem Nadir Schach sehr fruchtbar, und nachdem dieser Sieger das mogulsche Reich in dem schwachen und wehrlosen Zustande verlassen, worein er es gesezt hatte, überfielen die Pattans das Land, in Meynung, daß es sich bey seinem entkräfteten Zustande nicht nachdrücklich genug würde vertheidigen können.

Der Kayser, der von ihrem Marsche Nachricht bekam, versammlete seinen Rath, sezte sich auf seinen Thron, umgeben von seinen Generals und 22 der vornehmsten Omrahs, hielt einen Betel in seiner Hand, den er, nach der Gewohnheit des Landes, demjenigen versprach, der sich zum Obercommando der Armee anbieten, und den Feind zurück treiben würde. Die Verrätherey oder vielmehr die Feigheit seiner Hofleute war aber so allgemein, daß kein einziger von ihnen den Betel zu nehmen Lust hatte. Der junge Prinz, der solches mit dem äußersten Verdruß sahe, und damals etwa 18 Jahr alt war, trat vor seinen Vater, und bat ihn inständigst, ihm zu erlauben, den Betel anzunehmen. Der Kayser schlug ihm aber solches ab, weil es sich für den Erben des Reichs nicht schicke, sich in eine so gefährliche Unternehmung einzulassen, da es ihm an vielen erfahrnen und dazu tüchtigen Generals nicht mangele. Allein die Omrahs behaupteten, daß, da sein Sohn den Betel habe nehmen wollen, er auch allein an der Spitze der Truppen seyn müßte. Der Kayser willigte endlich darein, und gab Befehl zur Errichtung einer Armee von 300,000 Mann.

Die über die Kühnheit des Prinzen aufgebrachte Omrahs zettelten, nachdem sie den Hof verlassen hatten, eine Conspiration an, und brachten die Befehlshaber der verschiedenen Corps dieser so schleunig zusammengebrachten Armee auf ihre Seite, daß sie den Prinzen aus dem Wege räumen sollten. Allein der junge Held, welcher noch zeitig von dem Anschlage gegen sein Le-

ben Nachricht erhielt, ließ kurz zuvor, ehe er die Pattans angriff, alle diese verrätherischen Befehlshaber in Sicherheit bringen, griff darauf den Feind an, erhielt einen völligen Sieg, und brachte sie zur schnellen Flucht.

Unterdessen daß der tapfere Prinz sein Vaterland von den Pattans auf eine so ruhmvolle Art befreyete, hatten die Zusammenverschwornen in der Hauptstadt ausgesprenget, daß der Prinz in der Schlacht geblieben wäre. Sie giengen nach dem Schloß, bemächtigten sich des Kayfers, strangulirten ihn, und gaben vor, daß er sich aus Verzweifelung über die verlorne Schlacht und seines Sohnes Tod vergiftet hätte. Dieser schreckliche Meuchelmord kam vor die Ohren des Prinzen, der eben im Begriff war, nach Dely im Triumphe zurückzukehren. Da er die Gefahr einsahe, worinne sich sein eigenes Leben bey einer so mächtigen Conspiration befand, so nahm er zu der List seine Zuflucht, welcher sich sein Grosvater Aurengzebe bey einer audern Gelegenheit bedienete. Er stellte sich, als glaubte er, daß sein Vater eines natürlichen Todes gestorben wäre, und schien darüber ganz untröstlich zu seyn. Er riß seine Kleider ab, zog die Kleidung eines Fakirs an, und erklärte öffentlich, daß er der Welt entsagen, und sich mit der Regierung niemals mehr abgeben wollte. Ein Justizgericht in Criminalfällen ist in diesem gesetzlosen Lande ganz was unbekanntes, und das einzige Mittel, den Verräther zu strafen, ist, ihn ebenfalls mit Verrätherey und Betrug zu fangen.

Der Prinz spielte seine Rolle so vollkommen, daß er die Verschwornen betrog, welche ihm mit Versicherungen ihrer Bereitschaft, ihn für ihren Herrn und König zu erkennen, entgegen giengen. Er erklärte ihnen hingegen, daß er alle Gedanken zur Krone habe fahren lassen, und sich in die Einsamkeit begeben wollte. Er fügte hinzu, daß, da es nothwendig wäre, ein so weitläuftiges Reich nicht ohne Oberhaupt zu lassen, sie ihm in der Wahl eines neuen Kayserss seinen Beystand leisten, und sich daher in seinem Schlosse auf den Abend versammlen mögten, um über diese wichtige Angelegenheit zu rathschlagen. Die Omrahs schmeichelten sich nun schon, daß sie Gelegenheit haben würden, eine von ihren Creaturen auf den Thron zu setzen. Amet Schach aber (so hieß der junge Kayser) gieng in das königliche Schloß, und ließ eine gute Anzahl treuer Leute an den Seiten der Thüren bey den verschiedenen Zugängen, die in den innern Hof führen, stellen.

Der Eingang zu den Gemächern der orientalischen Fürsten ist so eingerichtet, daß man allem Ueberfalle zuvorkommen kann, weil man in das rechte Zimmer nicht anders als durch lange krumme Wege kommen kann, wo an verschiedenen Orten bequeme Winkel für geheime Wachen sind. Auf solche Art ist der Monarch für allem Ueberfalle sicher, und hat zugleich die beste Gelegenheit, sich derjenigen zu bemächtigen, die seine Ungnade verdienet haben.

Nachdem alles zum Empfange dieser Omrahs veranstaltet war, wurde jeder von ihnen, wie er an gedachte fatale Zugänge anlangte, von der Wache umringet, und empfieng sofort den gerechten Lohn für seine Verbrechen. Auf diese Weise hatte sich der Mogul Amet Schach den ruhigen Besitz des Thrones verschaffet, indem er auf einmal über seine auswärtigen und einheimischen Feinde triumphirte. Allein es ist nicht lange her, daß der Frieden zu Deli auf eine noch fatalere Art ist gestöret worden. Denn das Oberhaupt der Pattans hatte eine weit ansehnlichere Armee nach der Zeit wieder errichtet, nahm Deli ein, und ließ diese Stadt drey Tage lang durch seine Soldaten plündern. Zu gleicher Zeit bemächtigte er sich des königlichen Schatzes, und ließ sich von den Einnehmern der öffentlichen Einkünfte alles Geld auszahlen. Darauf begab er sich wieder nach Hause, nachdem er, wie man glaubt, mehr Reichthümer, nur nicht Juwelen, aus dem Lande mitgenommen hatte, als Nadir Schach. Inzwischen machte er nachher weiter keine Revolution oder Veränderung in der indostanischen Regierung, sondern zog, nachdem er in Lahor zurückgekommen war, eine Linie von Norden nach Süden, maßte sich eines großen Striches Landes, das vorher zum indostanischen Reiche gehöret hatte, an, und sezte seinen Sohn Timur zum Gouverneur dieser neuen Länder ein. Nach dieser Zeit sind neue Revolutionen zu Deli entstanden, und im Jahr 1757 ward Timur auf den Thron gesetzet, und das mogolische Reich wurde dem Pattans unterwürfig.

Die Einwohner von Indostan sind sehr wohlgestaltet, und von guter Statur. Gegen Süden sind sie schwarz, gegen Norden aber haben sie eine Olivenfarbe. Die Eingebornen haben allenthalben langes schwarzes Haar und schwarze Augen, und man wird kaum einen Gebrechlichen unter ihnen finden. Sie sind stark, scharfsinnig, von lebhafter Einbildungskraft, und gutem Genie. Gegen Fremde sind sie höflich, gegen ihre Gouverneurs haben sie die tiefeste Submißion; aber sie haben sich durch Herzhaftigkeit nie recht hervorgethan. Die Indianer werden hier in Mauren oder Moguls, und in Heyden oder ursprüngliche Indianer eingetheilet. Die erstern sind eine Vermischung von Tatarn, Persianern, Arabern, und vielen Mahomethanern. Sie haben die Macht in ihren Händen, und stellen die Herren im Lande vor. Die Heyden sind in weit größerer Anzahl. Sie sind ein höfliches, sinnreiches, und sanftes Volk, das niemanden beleidiget. Ihre gemalte Calicoes, oder indianische Leinewand, werden von den gemeinesten Leuten nach ihrer eigenen Phantasie gemacht; denn die Calicoes auf der Küste Coromandel sind mit einem Pinsel bemalet, die in den nördlichen Ländern aber sind gedruckt, inzwischen gehet die Farbe durch das Waschen niemals aus. Kein Volk übertrifft sie in der Kunst, etwas mit Elfenbein einzulegen. Die Goldschmiede machen niedliche Arbeit, und ahmen jede europäische Goldschmiedsarbeit nach. Die Bauleute brauchen ein Cement von Seeschaalen, das weit härter ist als von Ziegeln; sie terraßiren damit das Dach des Haußes, oder legen den Boden damit aus, und es siehet

aus wie ein einziger Stein. Sie haben auch gute Zimmerleute, die nach englischen Rissen sehr gut arbeiten.

Die Indianer tragen gemeiniglich eine weiße Weste von indianischer Leinewand, von Seide, oder Muslin, welche vorn übergeschlagen, und auf jeder Seite mit Schnüren zugebunden ist. Die Ermel sind dichte an den Aermen, und so lang, daß sie ganz über die Hand herüberhängen. Der obere Theil sizt fest am Leibe, nach unten zu an den Lenden aber ist er in Falten, die bis übers Knie gehen. Sie haben keine Strümpfe, sondern ihre Hosen gehen bis auf die Hacken herunter, und den bloßen Fuß stecken sie in ihre Pantoffeln. Rund um den Lenden haben sie einen seidenen Gürtel, worinne die Vornehmen einen Dolch tragen. In dem nordlichen Theile dieses Landes tragen sie Hemden, die forn offen sind, und über die Hosen hängen; im Winter tragen sie auch einen Mantel. Die Heiden wickeln ihre Haare hinten auf, die Mohren aber haben nur eine einzige Locke. Viele von ihnen tragen ihre Bärte, andere aber haben nur Stutzbärte. Die heydnischen Weiber zieren ihr Haar mit Juwelen aus, die sie auch an den Ohren und Nasen tragen. Sie haben Armbänder, und an den Fingern und Zähen goldene, silberne, oder meßingene Ringe; oder wenn ihnen die metallenen zu theuer sind, so haben sie solche von Glaß. Die mahomethanischen Weiber sind fast allezeit geschleyert, und lassen einen Theil ihres Haars über den Schultern hängen.

Die Heyden sind in 85 verschiedene Stämme abgetheilet, die nicht miteinander essen. Jeder Stamm hält zusammen, und die aus dem einen Stamme können sich nicht in den andern verheyrathen; sie müssen das Gewerbe und die Profession der Familie forttreiben. Die obersten dieser Stämme sind die Brachmanen oder Bramnen, welche ihre Priester sind; und die Rajaputen oder Raschbuten, welche Profeßion von den Waffen machen, sich aber nicht, wie die andern Stämme, des Fleisches enthalten, ausgenommen des Fleisches von einer Kuh oder einem andern für heilig gehaltenen Thiere.

Die Braminen, oder Priester des Propheten Brama, überreden die Kranken, daß sie der Kirche Legate hinterlassen, worüber sie eine Quittung ausstellen, welche sie in des Toden Hand legen. In diesem Falle, sagt Capitain Hamilton, geben sie auch einen Wechsel auf eine zehnmal größere Summe an einen berühmten Heiligen in die andere Welt mit, welcher diese Wechsel im Paradiese negociiret. Sie bilden den gemeinen Leuten ein, daß ihre Götzen wie andere Menschen essen. Damit nun solche überflüßig mit Speisen mögen versorget werden, so verfertigen sie sie von einer Riesen-Größe, und mit monströsen Bäuchen. Wenn nun das Volk nicht Lebensmittel genug hergiebt, wovon die Braminen ihre Familien unterhalten, so bedrohen sie es mit dem Zorne der Götter. Das Volk glaubt, daß so etwas göttliches in einer Kuh sey, daß es denjenigen glücklich schätzet, der mit der Asche einer von einem Braminen verbrannten Kuh kann

bestreuet werden. Auch derjenige wird glücklich gepriesen, der in der Todesstunde den Schwanz einer Kuh zu fassen kriegt; denn sie glauben die Seelenwanderung, und stehen in der Meynung, daß die Seele zuweilen in den Körper einer Kuh fahre, und das halten sie für eine große Ehre. Die Seelen der Gottlosen gehen, nach ihrer Einbildung, in die Körper der Hunde, Schweine, und anderer unreinlichen Thiere über. Daher enthalten sie sich des Fleisches aller lebendigen Creaturen, und töden nichts was Leben hat; denn sie fürchten, daß sie sonst die Seele eines Freundes oder Anverwandten aus seiner Wohnung treiben mögten. Die Gelehrsamkeit der Braminen bestehet darinnen, daß sie lesen können, und einige alte Bücher, welche Brama selbst nach ihrem Vorgeben geschrieben hat, auswendig wissen.

Unter den Braminen ist ein religiöser Orden, den man Fakirs oder Johgies nennet. Sie haben das Gelübde des ehelosen Standes und der Armuth, und erleiden, um die Gunst des Brama zu erhalten, alle beschwerliche Pein und Marter. Sie verachten die weltlichen Reichthümer, und gehen nackend, außer daß sie ihre Schaam mit einem Stücke Tuch bedecken; allein einige thun auch dieses nicht einmal. Eine gewisse Secte davon kämmet und rasiret sich niemals, sondern leben in allem Schmutz, und bestreuen ihr Gesicht und ihren Körper mit Asche. Herr Hamilton berichtet, daß er einen davon ganz nackend unter dem Schatten eines Baumes habe sitzen gesehen, und daß verheyrathete Frauen, um von der Unfruchtbarkeit geheilet zu werden, zu

VII. Band. p. 292.

Ein Fackir

ihm kamen, ihm den Theil, den er aus Sittsamkeit hätte verbergen sollen, küsseten, unterdessen daß er ihre Köpfe streichelte, und Gebete murmelte. Die Strenge und Härte, die sich manche freywillig anthun, ist denen, die nicht Augenzeugen gewesen sind, ganz unglaublich. Einige stehen Jahre lang auf einem Fuß, und haben ihre Aerme an dem Balken eines Haußes oder an dem Aste eines Baumes angebunden. Auf solche Weise und in dieser Positur werden ihre Aerme zulezt ganz steif, und unbrauchbar. Andere sitzen in der Sonne, und sehen mit dem Kopfe aufwärts, bis sie nicht mehr im Stande sind, ihrem Kopf eine andere Lage zu geben. Andere haben, wie man sagt, das Gelübde, niemals zu sitzen oder zu liegen, sondern gehen entweder, oder lehnen sich an. Zu dieser Absicht wird ein Strick von einem Baumzweige zum andern gezogen, worauf ein Polster oder Küssen geleget wird, an welchem sie sich anlehnen. Wenn sie aber beten, verändern sie ihre Positur, und lassen sich bey den Hacken bis zum Zweig des Baumes heraufziehen, so daß sie mit dem Kopfe gegen die Erde hängen, weil sie sich unwürdig halten, den Himmel anzuschauen. Das Volk macht sich in allen diesen Fällen ein großes Verdienst daraus, sie zu füttern.

Inzwischen gehet auch mancher Betrug vor. Im Jahre 1721 machte sich einer von diesen Zeloten, der mehr Heiligkeit als seine Nachbarn zu besitzen vorgab, anheischig, sich in ein zehn Fuß tiefes Grab lebendig begraben zu lassen, und nach 15 Tagen bey Amadabat, welches an 200 Mei-

len weit ist, wieder zum Vorschein zu kommen. Das Grab ward gemacht, und indem er hineinstieg, hatte er über seinem Kopf ein bis zwey Fuß hoch Schilf geleget, damit die Erde nicht auf ihn fallen konnte. Ohngefähr 10 bis 12 Ruthen vom Grabe stand ein großes Gefäß voll Wasser unter dem Schatten eines Baumes, bey welchem eine gute Anzahl von Fakirs seit einiger Zeit ihre Wohnungen aufgeschlagen, und die das Volk in der Wahrheit des gemeldeten Vorgebens bestärketen. Allein der Gouverneur von Surate schickte eine Parthie Soldaten hin, um den Fakir begraben zu sehen, und Achtung zu geben, ob bey seiner Auferstehung kein Betrug vorgienge. Sie suchten genau nach, und da sie argwohneten, daß etwa um der Wurzel des Baumes ein verborgener Gang seyn mögte, ließen sie die Fakirs Platz machen, die es auch gern thaten. Da sie aber nichts fanden, befahlen sie den Fakirs, das Wassergefäß wegzunehmen. Dawider aber weigerten sie sich, wodurch der Verdacht der Mahomethaner stärker wurde, welche bey Wegräumung des Wassergefäßes einen unterirrdischen Gang entdeckten, der nach dem Grab führte. Sie zogen die Degen, hieben viele von den Fakirs nieder, und der Kerl, der von den Toden auferstehen wollte, verlor seinen Kopf im Kampfe.

Außer den vielen heydnischen Stämmen ist auch eine Secte, die man die Perser oder Guebern nennet, und welche das Feuer anbeten. Sie sind arbeitsame Leute, und beschäftigen sich mit dem Handel und der Hauswirthschaft. Die Banians oder Heyden verheyrathen sich oft im

sechs-

sechsten oder siebenten Jahre ihres Alters, aber sie üben den Beyschlaf nicht eher, als bis die Braut zwölf, und der Bräutigam sechszehn Jahr alt sind. Ihre Hochzeiten geschehen mit vieler Pracht. Wenn dem Jünglinge das Mägdchen, welches ihm seine Eltern ausgesucht haben, nicht gefällt, so kann er Concubinen halten; und wenn die Frau darüber murret, so muß sie mit seinen Sclaven arbeiten, und dann ist keine Rettung für ihr und keine Ehescheidung möglich. Die Weiber dieses Landes haben für ihre Männer eine außerordentliche Achtung, und hängen ganz von ihnen ab, welches um so weniger sonderbar ist, da unter den Reichen der Mann seine Frau von ihren Eltern kaufet.

Obgleich die Opfer der Alten keinen Theil der heydnischen Lehrsätze ausmachen, so ist doch noch bis auf den heutigen Tag ein freywilliges Opfer bey ihnen gebräuchlich, welches von zu sonderbarer Art ist, als daß wir solches hier unbemerkt lassen sollten. Es haben verschiedene Schriftsteller oft desselben erwehnet, ohne die rechten Begriffe davon gehabt zu haben. Das Opfer, wovon hier die Rede ist, betrifft die Gewohnheit der heydnischen Weiber, sich mit ihren verstorbenen Männern verbrennen zu lassen. Wir haben nicht geringe Mühe gehabt, schreibt Hollwell, diese scheinbar grausame Gewohnheit zu erforschen; und wir hoffen, daß wir jezt über diesen außerordentlichen Vorfall, worüber man bisher keine rechten Einsichten gehabt hat, deutliche Nachricht werden geben können.

Den Ursprung dieses Opfers schreibt man gemeiniglich einem Gesetze zu, das darum gegeben worden, um der boshaften Gewohnheit der heydnischen Weiber, ihre Männer zu vergiften, ein Ende zu machen. Man hat aber zu dieser Meynung nicht den geringsten wahrscheinlichen Grund; ja der bekannte Umstand, daß dieses Opfer freywillig seyn muß, widerlegt diesen Irrthum schon hinlänglich. Man hat ferner angenommen, daß das Weib, welches sich verbrennen zu lassen weigert, aus ihrem Stamme mit Schimpf und Schande ausgestoßen werde. Auch diese Meynung hat so wenig einigen Grund, als die vorige. Die wahre Beschaffenheit der Sache ist folgendergestalt. Die erste Frau (denn die heydnischen Gesetze verstatten die Bigamie, obgleich solche selten ist, zumal wenn die erste Frau Erben hat,) hat es in ihrer Wahl, ob sie sich will verbrennen lassen; sie darf aber ihre Erklärung nicht eher von sich geben, als bis 24 Stunden nach dem Tode des Mannes verstrichen sind. Wenn sie es ausschlägt, so fällt das Recht auf die zweyte Frau. Wenn nun eine oder die andere nach Verlauf von 24 Stunden in Gegenwart der Braminen und Zeugen sich einmal öffentlich zur Verbrennung erkläret hat, so kann sie ihr Wort nicht zurückziehen. Wenn sie es aber beyde nach Verlauf dieser Frist ausschlagen, so ist die ärgste Folge dieser Weigerung, daß man sie für Personen hält, die ihre Ehre, Reinigung, und das Glück ihrer Familie nicht achten. Denn die Kinder werden gleich von Jugend auf durch die Hauß-Braminen zu dieser Catastrophe vorbereitet, und belehret, daß ihnen solche äußerst

rühm-

rühmlich und ihren Kindern sehr vortheilhaft sey. Und wirklich die Kinder, deren Mutter das Feuer nicht gescheuet hat, erlangen dadurch einen grossen Ruhm; die reichesten und vornehmsten ihres Stammes suchen sie zu heyrathen; ja manchmal werden sie in einen höhern Stamm, als der ihrige ist, aufgenommen.

Es ist gewiß, daß die Braminen alle Mühe anwenden, die heydnischen Weiber zur Verbrennung zu überreden, und selten ist ihre Mühe vergebens. Aber es kommen doch Fälle, wo die Liebe zum Leben alle ihre Predigten fruchtlos machet. Manchmal schlägt es die erste Frau aus, und die zweyte läßt sich verbrennen. Zuweilen aber schlagen es auch beyde aus. Da nur eine kann verbrennet werden, so geschiehet es wol, daß, wenn die zweyte von dem verstorbenen Manne Kinder, die erste aber keine hat, unter ihnen ein heftiger Streit entstehet, welche von beyden sich soll verbrennen lassen. Diesen Streit entscheiden die Braminen gemeiniglich zum Vortheil der ersten Frau, es sey denn, daß diese durch Zureden oder aus andern Bewegungsgründen ihr Recht der zweyten Frau überlässet. Nachdem wir nun die eigentliche Beschaffenheit dieser Sache vorgetragen haben, so wollen wir nun auch dem Leser die beste Nachricht von dem Ursprunge dieser merkwürdigen Gewohnheit geben.

Als der große heydnische Gesetzgeber und Prophet Brama starb, so entschlossen sich seine Weiber, die über seinen Verlust ganz untröstlich waren, ihn nicht zu überleben, und gaben sich

als ein freywilliges Opfer bey seinem Scheiterhaufen an. Die Frauen der vornehmsten Rajas, der ersten Staatsbedienten, wollten nicht, daß man von ihnen denken sollte, daß sie weniger Zärtlichkeit und Treue hätten, folgten jenem heroischen Exempel, und sezten sich neben den Frauen des Brama. Die Braminen (ein von diesem großen Gesetzgeber damals erst neu errichteter Orden) erklärten, daß die Geister dieser verstorbenen Heldinnen sofort von der Transmigration frey, und schon im ersten Grade der Reinigung wären. Hieraus entstand die natürliche Folge, daß die heydnischen Frauen ein Recht daraus machten, sich ihrem Gott und ihren verstorbenen Männern als ein Opfer darzugeben. Solchergestalt haben die Heldenthaten einiger wenigen Frauen zu einer allgemeinen Gewohnheit Anlaß gegeben, woraus die Braminen eine Glaubenssatzung machten.

Wenn Eheleute mit einander bis in ein hohes Alter unter wechselsweisen Handlungen der Aufrichtigkeit, Freundschaft, und Zuneigung gelebet haben; so scheint das Opfer, das eine heydnische Wittwe mit ihrer eigenen Person thut, unter solchen Umständen, nicht sehr wunderbar zu seyn. Wenn wir aber Personen sehen, die in der besten Blüte ihrer Jahre und Schönheit, in dem ruhigen Besitze ihres Verstandes und Willens sind, und doch mit einer erstaunenswürdigen Herzhaftigkeit alles zärtliche Andenken an Eltern, Kinder, und Freunde unterdrücken, und mit Verachtung des Schreckens und der Qualen des Todes, den sie erwählen, sich zum Opfer darge-

ben; so müssen wir das größte Mitleiden mit solchen Personen haben.

Herr Hollwell berichtet, daß er bey verschiedenen solchen Opfern gegenwärtig gewesen sey. Bey einigen Personen ward er eine jämmerliche Furcht, Angst, und Traurigkeit gewahr, welche genugsam zeugeten, daß ihnen ihr erklärter Entschluß leid geworden war; aber es war nun zu spät zurück zu ziehen. Wenn dieses freywillige Opfer einen Mangel an Herzhaftigkeit und Muth blicken lässet, so wird sie mit Gewalt genöthiget, den Scheiterhaufen zu besteigen, wo sie mit langen Stangen heruntergehalten, und überdem an jeder Seite des Scheiterhaufens von Leuten gehalten wird, bis die Flamme sie ergreifet. Ihr Schreyen und Winseln wird durch den Schall einer lauten Musik und durch das Zurufen einer Menge des versammleten Volks unterdrücket. Hingegen gehen andere mit der größten und standhaftesten Entschlossenheit und mit freudigem Muthe dahin. Es wird nicht unangenehm seyn, wenn wir dem Leser einen Bericht von einem Opfer der leztern Art ertheilen, welches auf der Factorey der ostindischen Compagnie zu Cossimbuzar geschehen ist. Der Autor und einige andere von der Factorey haben mit zugesehen. Aus einem Berichte, welcher damals nach England geschicket worden, sind wir im Stande, die besondern Umstände dieser merkwürdigen Probe einer weiblichen Standhaftigkeit zu erzählen.

Um 5 Uhr des Morgens den 4ten Februar 1742-3 starb Rhaam Chund Pundit, vom Stam-

Stamme Mahahrattor, im 28ten Jahre seines Alters. Seine Wittwe (denn er hatte nur eine Frau), welche zwischen 17 und 18 Jahr alt war, konnte, sobald er verschieden, den zur Ueberlegung bestimmten Termin nicht abwarten, sondern erklärte sogleich den Braminen und andern gegenwärtigen Zeugen, daß sie wolle verbrannt werden. Da die Familie von nicht geringem Ansehen war, so ließen alle Kaufleute von Coßimbuzar und ihre Verwandten keinen einzigen Bewegungsgrund aus, um sie von diesem Entschlusse wieder abzubringen. Die Lady Russel ließ sie mit der zärtlichsten Menschlichkeit einigemal um die Aenderung ihres Entschlusses bitten. Ihre kleine Kinder und die schreckensvolle Art des von ihr gewählten Todes mit allen damit verbundenen Schmerzen wurden ihr auf das lebhafteste vorgestellet. Sie aber war taub gegen alles. Sie dankte der Lady Russel, und ließ ihr sagen, daß sie keine fernere Lust zu leben habe, ihr aber ihre Kinder empfähle. Als man ihr gegen das Feuer eine Furcht einjagen wollte, steckte sie mit entschlossener Contenance ihren Finger in das Feuer, und hielt ihn eine ziemlich lange Zeit darinne; darauf that sie mit der einen Hand Feuer in die Höhle der andern Hand, warf Räuchpulver darauf, und räucherte die Braminen. Man versuchte nochmals, den Gedanken an ihre alsdann mutterlosen Kinder in ihr zu erneuern; sie antwortete aber: Wer sie geschaffen hat, wird auch für sie sorgen. Zulezt gab man ihr zu verstehen, daß sie nicht die Erlaubniß, verbrennet zu werden, bekommen würde. (Denn es darf keine heydnische Frau verbrannt werden, ohne Befehl

vom

vom mahomethanischen Gouvernement.) Sie schien darüber anfänglich sehr traurig und bestürzt zu seyn; sie faßte sich aber bald wieder, und sagte, daß sie den Tod in ihrer Gewalt habe, und daß sie, wenn man ihr nicht erlauben wolle, nach der Gewohnheit ihres Stammes verbrannt zu werden, sie sich selbst tödten würde. Ihre Freunde, welche sahen, daß sie fest darauf bestand, mußten endlich nachgeben.

Der Leichnam des Verstorbenen ward am folgenden Morgen früh nach der Wasserseite herunter gebracht; die Wittwe folgte ohngefähr um 10 Uhr nach in Begleitung dreyer sehr vornehmer Braminen, ihrer Kinder, Eltern, Verwandten, und eines zahlreichen Zulaufes vom Volke. Die Erlaubniß zu ihrer Verbrennung kam vom Hussein Chan, Fouzdaar von Morschadabad, nicht eher als nach ein Uhr an, und einer von des Soubahs Officiren brachte solche selbst, um zu sehen, ob sie freywillig wollte verbrannt werden. In der Zeit, da man auf die Erlaubniß wartete, betete sie mit den Braminen, und wusch sich in dem Ganges. Sobald aber die Erlaubniß ankam, gieng sie auf die Seite, und blieb wohl eine halbe Stunde lang mitten unter ihren weiblichen Anverwandten, worunter auch ihre Mutter war. Sie machte sich ihre Armbänder und den andern Schmuck los, und band alles in ein Tuch, welches sie vorn wie eine Schürze hängen hatte; ihre weibliche Anverwandten führten sie nach der einen Ecke des Scheiterhaufens. An diesem Scheiterhaufen war eine Laube von dürren Aesten, Zweigen, und Blättern, welche nur allein

an dem einen Ende offen war, damit sie hereingehen konnte. In dieser Laube ward der Körper des Verstorbenen hingesetzet, so daß sein Kopf an dem der Oeffnung entgegengesezten Ende war. In der Ecke des Scheiterhaufens, wohin sie war gebracht worden, hatten die Braminen ein kleines Feuer gemachet, rund um welchem sie und die drey Braminen einige Minuten lang saßen. Einer von denselben gab ihr ein Blatt von einem gewissen Baume, dessen Holz gemeiniglich einen Theil des Scheiterhaufens ausmachet, mit zündbaren Sachen daran. Sie nahm solches, und warf es ins Feuer; ein anderer gab ihr noch ein Blatt, welches sie über die Flamme hielt, unterdessen daß er etwas Ghee darauf tröpfelte, welches zerschmolz, und in das Feuer fiel. (Diese beyde Verrichtungen sind Vorspiele von ihrer baldigen Auflösung durch das Feuer.) Während daß dieses alles geschahe, laß ihr der dritte Bramin einige Stellen aus dem Augthorrah Bhade vor, und that einige Fragen an ihr, welche sie mit heiterer und gesezter Fassung beantwortete. Der Lermen war aber so groß, daß man nicht hören konnte, was sie sagte. Nachmals führte man sie mit großer Solennität dreymal um den Scheiterhaufen, und die Braminen laßen ihr beständig etwas vor. Als sie das drittemal an das kleine Feuer kam, stand sie stille, zog die Ringe von ihren Fingern und Zähen ab, und legte sie bey ihrem andern Schmuck. Hierauf nahm sie einen feyerlichen Abschied von ihren Kindern, Eltern, und Verwandten. Hernach tunkete einer von den Braminen einen dicken Wulst von Baumwolle in etwas Ghee, gab es angesteckt

Die Verbrennung eines Indianischen Weibes.

steckt in ihre Hand, und führte sie an die Oeffnung der Laube. Hier fielen ihr die Braminen zu Füssen, welche, nachdem sie von ihr waren eingesegnet worden, wehklagend zurückgiengen. Mit zwey Schritten bestieg sie den Scheiterhaufen, und gieng in die Laube herein, wo sie an den Füssen ihres verstorbenen Mannes einen tiefen Reverenz machte, sich an seinem Kopfe hinsezte, eine Minute lang sein Angesicht in stillem Nachdenken betrachtete, und darauf die Laube an drey Orten ansteckete. Da sie gewahr ward, daß der Wind das Feuer von ihr wegbließ, stand sie auf, legte das Feuer auf der Windseite an, und nahm ihren vorigen Sitz wieder ein. Mit welchem Anstande und mit welcher Standhaftigkeit sie das leztemal das Feuer anlegte, und ihren Sitz wieder einnahm, kann mit Worten gar nicht beschrieben werden. Da der Scheiterhaufen aus lauter verbrennlichen Sachen bestand, so wurden die Stützen der Decke bald verbrennet, und diese fiel auf ihr. Beygehende Kupfertafel kommt in einigen Umständen nicht mit der hier gegebenen Beschreibung überein. Allein, weil gedachte Beschreibung mit keiner Abzeichnung ist begleitet gewesen, so haben wir eine aus dem Mandelslo genommen, welche die Verbrennung einer Frau vorstellet, deren Mann an einem entfernten Orte gestorben ist. Die Arten des Verbrennens sind freylich verschieden, und es geschiehet auch manchmal in einer Grube.

Wir sehen unsere schöne Landesmänninnen bey dieser Handlung schaudern, welche sie, wie wir besorgen, für das thörichteste Unternehmen

ihres Geschlechts halten werden. Wir wollen hier zwar die Lehrsätze der Braminen nicht vertheidigen; wir können doch aber diese That der heydnischen Frauen einigermaßen rechtfertigen. Man betrachte sie, wie man billig alle andere Handlungen betrachten soll, ohne Vorurtheil, und ohne unsere Lehrsätze und Gebräuche vor Augen zu haben. Man betrachte diese heydnischen Frauen aus dem rechten Gesichtspunkte, so wird man glimpflicher von ihnen urtheilen. Sie sind von Jugend auf in der vollen Ueberzeugung ihres himmlischen Ranges erzogen worden, in der vollen Ueberzeugung, daß diese Welt und der Körper der Menschen von Gott dazu bestimmt worden, daß jene der Ort der Bestrafung, und dieser das Gefängniß der Seele seyn soll. Dem zu Folge streben sie nach der hohen Würde englischer Wesen. Sie werden von Kindheit an in dem festen Glauben erzogen und unterrichtet, daß die freywillige Verbrennung die rühmlichste Periode ihres Lebens ausmache, daß ihr himmlischer Geist dadurch sofort von allen Wanderungen und von allen Uebeln befreyet werde, und daß dieser Geist in einem Zustande der Reinigung sogleich zu dem Geiste des verstorbenen Mannes fliehe. Man füge hier noch die subordinirte Betrachtungen hinzu, daß durch dieses Verbrennen die Kinder einen großen Ruhm und zeitliche Glückseligkeit erlangen; so sind dieses alles sehr starke Bewegungsgründe, den Tod willig zu ergreifen, und alle Liebe zu einem längern Leben in einer Welt von Uebel zu ersticken. Obgleich diese Grundsätze überhaupt der Denkungsart unserer Schönen schnurgerade entgegen sind, welche, indem sie von

Ju-

Jugend auf in Vergnügen und Zerstreuung leben, noch Reitzungen genug in dieser Welt finden, um sich ein längeres Leben zu wünschen; so hoffen wir doch von ihrer Gutherzigkeit, Sanftmuth, und Edelmüthigkeit, daß sie ihre heydnischen Mitgeschöpfe künftig mit bessern und günstigern Augen ansehen, und die That des Verbrennens nicht für eine Folge der Thorheit halten werden.

Es ist zwar oben erinnert worden, daß das Verbrennen der heydnischen Weiber niemals ohne besondere Erlaubniß des mahomethanischen Gouvernements geschehen darf. Hier müssen wir anmerken, daß ihnen diese Erlaubniß niemals versagt wird. Es sind aber Fälle bekannt, da die Europäer eine solche Person mit Gewalt von dem Scheiterhaufen weggerissen haben. Man will sogar behaupten, daß Herr Job Charnock eine Heydin vom Scheiterhaufen gewaltsam weggenommen, und sie geheyrathet habe. Inzwischen betrachten die Heyden solche That als die grausamste Verletzung ihrer geheiligten Gebräuche und Privilegien.

Beschreibung der Königreiche Spanien und Portugall aus den Bemerkungen des Herrn Clarke und anderer Schriftsteller.

Erstes Hauptstück.

Einleitung. Lage Spaniens. Beschaffenheit der Luft. Pyrenäische Gebürge. Eintheilung des Landes. Auswärtige Besitzungen der Spanier. Von den Cortes und den Landescollegien. Vom Inquisitionsgerichte.

Wir finden diese Beschreibung in den in englischer Sprache abgefaßten neuen Sammlungen der Reisen (*), und wir liefern sie hier um so lieber in einer Uebersetzung, da diejenige Reise nach Spanien und Portugall, welche Herr Clarke in einer Gesandschaft 1760 gethan hat, den Grund zu dieser Beschreibung leget. Wir haben aber auch noch das wesentlichste von derjenigen Reisebeschreibung hier beygefüget, welche der Herr D. Büsching seinem zweyten Theile des Magazins für die neue Historie und Geographie einverleibet hat, und von einem vornehmen Herrn abgefasset worden, der in den Jahren 1764 und 1765 in Spanien gewesen ist.

Es werden keine Länder in Europa weniger von Fremden besucht, als Spanien und Portugall. Sie kommen höchstens nur in die Seestädte. Die Lage dieser Länder, welche so beschaffen ist, daß

sie

(*) A new Collection of Voyages, discoveries and travels etc. 7. Vol. 8. London 1767.

sie nicht den Weg in andere Länder eröffnen, der Stolz und die abergläubische Frömmigkeit der Einwohner, ihre Unwissenheit in Künsten und Manufacturen, und die wenigen Denkmale des Alterthums, die man in diesen Ländern antrifft, sind Schuld, daß sich die Fremden wenig um dieselben bekümmern. Weil es den Spaniern an Kenntniß und guter Erziehung fehlet, so hat ein Fremder in der Erforschung ihres Landes große Schwürigkeiten, welche noch durch den beständigen Argwohn, den sie gegen die Ketzer, und sonderlich gegen die Geistlichen, hegen, so vermehret werden, daß alle Lust zum Nachtragen und Untersuchen dadurch vollends erstickt wird. Hierzu kommt noch, daß die Inquisition die unübersteiglichste Hinderniß einer freyen Untersuchung der Beschaffenheit catholischer Länder ist. Der Leser darf sich also nicht wundern, wenn er so wenig unterhaltendes und lehrreiches in der folgenden Beschreibung findet.

Spanien liegt zusammt Portugall gegen Westen, und ist eine große Halbinsel, die allenthalben vom Meere umgeben wird, ausgenommen auf der Seite, wo es an Frankreich stößt, welches durch die pyrenäischen Gebürge von Spanien geschieden wird. Gegen Osten und Süden wird dieses Reich von dem mittelländischen Meere, der Straße von Gibraltar, und dem atlantischen Ocean umschlossen; gegen Abend grenzt es an gedachten Ocean und an Portugall, welches sich ziemlich weit längst der Küste erstrecket; und gegen Norden hat es die Bay von Biscaja und die pyrenäischen Gebürge. Es erstrecket

sich vom 36. bis 44. Grad nördlicher Breite; und seine Länge beträgt von Osten nach Westen dreyzehn, und von Norden nach Süden 18 Grad. Sein ganzer Umfang mit Innbegriff des Königreichs Portugall, welches vor Alters ein Theil von Spanien war, ist etwa achtzehnhundert Meilen.

In den meisten Provinzen ist die Luft rein und trocken, aber im Junius, Julius, und August ungemein heiß, sonderlich mitten im Lande. Jedoch sind die Nächte kalt. Gegen Norden und in den gebürgigten Gegenden ist die Luft natürlicher Weise kälter als im südlichen Theile; und nahe am Meere ist sie feucht. Es regnet in diesem Lande selten, und die Winterfröste sind niemals so stark, daß sie tief in die Erde dringen. Die brennende Hitze, die nicht anders als durch die kühlen Nächte etwas gemindert wird, macht, daß die Saat lange in der Erde liegt, ehe sie hervorschießet. Zuweilen fällt ein kalter Wind von den Bergen von Gallicia, welchen die Spanier Gallego nennen, und der, wenn man sich nicht dafür schützet, sehr starke und gefährliche Flußkrankheiten verursachet.

Unter den Gebürgen Spaniens sind die Pyrenäischen am merkwürdigsten. Sie scheiden Spanien von Frankreich, und erstrecken sich von dem mittelländischen Meere bis an das atlantische Meer in einer Länge von beynahe 212 Meilen; und an einigen Orten sind sie wol 100 Meilen breit. Ueber diese Gebürge gehen nur fünf Straßen aus Spanien nach Frankreich, welche über-

überdem sehr eng sind. Die erste Straße führt von S. Sebastian in Guipuscoa nach S. Jean de Luz; die zweyte von Maya in Navarra nach Annoa; die dritte von Taraffa in Navarra nach Pie de Port; die vierte durch die Grafschaft Comminges in Arragonien, und die fünfte von Catalonien nach Languedoc.

Das Königreich Spanien bestehet aus festem Lande, und aus Inseln. Das feste Land ist in vierzehn Provinzen abgetheilt, wovon einige zur castilianischen, andere zur arragonischen Crone gerechnet werden. Die ersten sind Alt- und Neu-Castilien, Biscaja, Leon, Asturia, Gallicia, Estremadura, Andalusia, Granada, Murcia und Navarra. Die leztern begreifen allein Arragonien, Catalonien, Valencia, und die Inseln im mittelländischen Meere in sich.

Die auswärtigen Besitzungen der Crone Spanien sind in Africa die Städte Ceuta, Oran, und Masalquiver, an den Küsten der Barbarey; in Asien die Inseln S. Lazarus, die Philippinischen und Latronen Inseln; in Süd-America der größte Theil des festen Landes; und in Nord-America Mexico, Neu Mexico, California, Cuba, ein Theil von Hispaniola, Porto Rico u. s. w.

Diese Monarchie war vordem durch die Cortes oder dasjenige Parlement eingeschränket, das aus den Repräsentanten der Städte bestand. Diese wurden allemal aus den Rathsherren der Städte gewählet. In diesem Parlement konnte

keine Acte durch Mehrheit der Stimmen gültig gemacht werden, sondern es ward schlechterdings die einmüthige Bewilligung aller Mitglieder dazu erfodert; und die Acte ward nachher von dem Könige confirmiret. Seit dem Jahr 1647, da dieses Parlement dem König Philipp IV die Millones oder General-Accise bewilligte, ist es selten zusammen berufen worden; und es wird sich auch wahrscheinlicherweise wol niemals wieder versammlen, weil seine Macht gar zu groß ist, und es die Minister zu stark zur Rechenschaft ziehen kann. Seine lezte Zusammenkunft ist im May 1713 gewesen, als es die Renunciation Philipps V auf seine Rechte auf die Crone Frankreich empfieng. Diese Versammlung hatte vor Alters die Einkünfte der Krone in ihrer Hand. Aber Carl der fünfte und seine Minister verwalteten ihre Einkünfte selber, weil sie kein Geld von dem Parlemente kriegen konnten; und als sie von dem Pabste die Freyheit des Verkaufs der Bulle del Crusados erhalten hatten, fanden sie, daß sie auch ohne Hülfe eines Cortes Geld erlangen konnten, und machten sich also von einer Versammlung los, welche die wenigsten Fürsten und Minister gerne sahen.

Nachdem nun diese Cortes ist aufgehoben worden, ist Spanien nicht mehr eine vermischte Monarchie, sondern ganz unumschränkt. Die Regierung ist einzig und allein in den Händen des Königs, seiner Minister, und derjenigen Staatsversammlungen, die lediglich vom Könige dependiren. Diese Veränderung aus einer vermischten in einer unumschränkten Monarchie

ward

ward durch die Zaghaftigkeit der Einwohner Castiliens veranlasset, welche, da ihre Freyheit bereits in lezten Zügen lag, eine Zeitlang mit der Krone Krieg führeten, in einer einzigen Niederlage aber gänzlich um ihre Freyheit kamen. Dieser Krieg nahm im Jahr 1520 seinen Anfang, und währete zwey Jahre. Um diese Zeit griff Carl V durch, und erklärte den Cortes, daß er inskünftige erst die Bittschriften annehmen, und die darauf nöthigen Resolutionen abfassen wollte, ehe sie an die Cortes gelangeten, welches sich auch die leztern gefallen ließen.

Die spanischen Könige werden nach den Landesgesetzen schon im 14ten Jahr majorenn. In der Successions-Acte nach Carls II Tode wurde zwischen dem lex salica und der castilianischen Gewohnheit eine Mittelstraße genommen, und festgesetzet, daß allemal ein männlicher Erbe, er sey auch noch so entfernt verwandt, den spanischen Thron eher besteigen solle, als eine weibliche Person, die nur alsdann erst ein Recht zur Crone haben soll, wenn die ganze männliche Descendenz ausgestorben ist.

Die spanischen Gesetze sind vornämlich aus dem römischen Civilgesetze, aus den königlichen Edicten, und vermuthlich auch aus gewissen Landes-Gewohnheiten zusammengesezt. Wo sie die römischen Gesetze nicht deutlich und bestimmt genug zu seyn geglaubt haben, da haben sie selbst Zusätze gemacht. Diese nennen sie Leyes de Partidas, und machen gegenwärtig ein neueres spanisches Gesetz aus, welches von Berni und

Ca-

Catala in sechs Octavbänden herausgegeben worden ist. Der Name Partidas rührt von der Eintheilung des Gesetzes in Capitel her. Was man in Engelland das Popular-Gesetz (common law) nennet, hat man in Spanien gar nicht. Ihre hergebrachten Landesgebräuche haben einige Aehnlichkeit damit; aber ihre Gesetze sind leges scriptae. Jedoch ist darinnen noch viel von den Lehns- und Gothischen Constitutionen übrig geblieben. So haben die Grandes noch ihre Vasallen, und über diesen eine große Gewalt. Ihr großes bürgerliches Hofgericht ist in die zwey Canzeleyen von Vallalodid und Granada eingetheilt, welche sich über das ganze Königreich erstrecken. Alle andere Rechtssachen gehören zu einem von folgenden Collegien.

1) Der hohe oder königliche Rath von Castilien. Dieses und das folgende Gericht machen oft eins aus, und versammlen sich gemeinschaftlich wegen der Appellationen, die von den Canzeleyen von Valladolid und Granada geschehen. Manchmal schickt ihnen auch der König Policeysachen zu.

2) Das zweyte Collegium der Regierung. Die hier entschiedenen Rechtssachen lassen noch eine Appellation an folgendes Gericht zu.

3) Das Gericht der mily quinientos. Es hat den Namen, weil die Partheyen, welche an dasselbe appelliren, vorher tausend und fünf hundert Doblas, welches ungefähr 223 Livres sind, daselbst erlegen müssen. Es bestehet aus einigen Gliedern des hohen Raths.

4) Das

4) Das Justiz-Collegium. Es hat lediglich die Proceßsachen, und macht einen Theil des hohen Raths aus.

5) Das Landgericht. Es beschäftigt sich allein mit Policeysachen.

6) Das Fiscalat.

7) Das Gericht der alcaydes de la casa y Corte. König Alphonsius X errichtete es, um die Oberaufsicht über alle Logemente zu haben. Dieses Gericht fiel den Eigenthümern der Häußer sehr zur Last, welche mit der Krone einen Vergleich trafen, wodurch sie von diesem Gerichte frey wurden.

8) Der oberste Kriegs-Rath.

9) Das Inquisitionsgericht. Es bestehet aus dem Generalinquisitor, fünf Räthen, wovon einer allemal ein Dominicaner seyn muß, einem Procurator, vier Secretarien, einem Häscher, einem Einnehmer, zwey Angebern, und einer ganzen Legion von Spionen. Von diesem Gerichte wollen wir jezt etwas umständlicher handeln.

Wie die spanische Kirche ganz gewiß bis zum achten Jahrhundert rein, unbefleckt, und unpapistisch geblieben ist; so schlich sich von der Zeit an durch viele Kunstgriffe und fast unmerkliche Insinuationen das Heydenthum unter derjenigen Maske, die wir jezt Pabstthum nennen, ein. Aller Triumph, den das Christenthum in den ersten Zeiten jemals in allen catholischen Ländern über den heydnischen Gottesdienst mag erlanget haben, ist nun gerächet. Das Heydenthum triumphirte seiner Seits von dem Augenblicke an, da es sich in der Gestalt des Pabstthums befestigte.

Unter

Unter dieser Maske verhüllet hat es den Vorsitz selbst in dem Heiligthume der Christen, und wird auf den Altären verehret. Wenn man in einen römisch-catholischen apostolischen christlichen Tempel tritt, so hat noch alles das Ansehen des Heydenthums. Der verstorbene D. Middleton hatte solches mit vielen Gründen sehr gelehrt und schön erwiesen. Sehr einleuchtend ist die Aehnlichkeit zwischen dem Gebrauche des Weyhrauchs der Alten und der jetzigen Räucherungen, zwischen ihrem aspergillum, lavacrum u. s. w. und dem jetzigen Weyhwasser, zwischen einer und derselben Verschwendung der Lampen und Wachslichter, zwischen die tabulae votivae der Alten, und den heutigen heiligen Lampen, Monstranzen, und Gemälden. Es ist auch dieselbe Vielheit der Heiligthümer, Creutze und Altäre in den Kirchen, auf den Landstraßen, Hügeln, und andern erhabenen Orten. Besonders muß einen die Menge der Bilder an den satirischen Scherz des Petronius erinnern, welcher sagte: daß er, wenn er auf die Straße gienge, viel eher einen Gott, als einen Menschen anträfe.

Die abgeschmackte Beschaffenheit ihrer Reliquien ist über alle Maaßen lächerlich. Dergleichen ist der Schenkel des heiligen Laurenz mit der verbrannten Haut, wo man noch die Merkmale der Zackeln der Gabel siehet, womit er auf der Röste ist umgewendet worden. Man sagt, daß die Köpfe von zweytausend märtyrerischen Jungfrauen in dem Nonnenkloster zu Atoche bey Madrid befindlich sind, in welchem Kloster man noch jezt die brittischen Fahnen siehet, die

in

in der Schlacht bey Almanza sind erobert worden.

Die Crusade gegen die Nachfolger des Waldo, eines Lyonnischen Kaufmanns, oder gegen die Albingenser, gab vermuthlich der Inquisition ihren Ursprung. Pabst Gregorius IX gab den ersten Anschlag zu diesem schrecklichen Tribunal; allein Innocentius IV war der erste, welcher Gewalt und Dreustigkeit genug hatte, es zur rechten Reife zu bringen, und ihm die gehörige Einrichtung zu geben. Seine Beschaffenheit, und die Anzahl seiner Glieder, sind in den verschiedenen Ländern verschieden. In Spanien richtete es vornämlich der Cardinal Ximenes ein, welcher gar wohl wußte, welchen Staatsgebrauch man davon machen könnte. Die Spanier leiden dieses Tribunal noch, nicht so sehr in der Absicht, Juden und Ketzer zu verbrennen, als in Portugall, sondern vielmehr um des Nutzens der einförmigen Religion willen; denn sie glauben, daß der Mangel dieser Einförmigkeit den andern Staaten großen Schaden bringe. Voltaire aber ist einer ganz andern Meinung. Er versichert uns, daß, wenn nur eine einzige Religion in Engelland wäre, die Regierung bald despotisch werden würde; wenn nur zwey Religionen wären, würde einer dem andern den Halß brechen. Da aber so vielerley Religionen in Engelland sind, so bleibt es alles ziemlich ruhig. Ein solches Tribunal, welches die Menschlichkeit so sehr bey Seite sezt, hat nichts anders als falsche politische Endzwecke zu seiner Entschuldigung; und eine solche Politik, wo Natur und Religion

auf-

aufgeopfert wird, ist nur eines Machiavells, oder Ximenes, oder eines japonesischen Kayserswerth. Die Grundsätze der Toleration gründen sich auf die Natur, Vernunft, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, und wahre Politik. Alles, was man in einem gut civilisirten Staate, wo eine gewisse herrschende Religion ist, rechtmäßig thun darf, ist dieses, daß man die anders denkenden zu solchen Einschränkungen bringt, welche sie verhindern, die bürgerliche und Religions-Harmonie des Staats zu stören oder umzukehren. Von dieser Natur sind die Gesetze in Engelland und Irrland gegen die Papisten. Aber wenn man unschuldige Menschen drücket, ihnen Haab und Gut wegnimmt, sie den Torturen und grausamsten Todesmartern ausezt, oder sie zwinget, sich in einem andern Lande niederzulassen; so misbraucht man seine Gewalt; man spielt die Rolle eines syracusischen Tyranns; und das heißt Verfolgung. Dergleichen ist die Vertreibung der Mauren, und die Wiederrufung des Edicts von Nantes.

Spanien hat acht Erzbischöffe, und 46 Bisthümer.

Das oberste Gericht des heiligen Tribunals, wie man es in Spanien nennet, ist zu Madrit. Es giebt aber auch durch ganz Spanien fast in allen großen Städten untergeordnete heilige Tribunals. Dieses heilige Gericht erkannte vormals ganz allein die Oberherrschaft des Pabstes, und war sonst keinem dependent. Es erhob sich weit über das Ansehen der Könige, welche von demselben

selben oft eingeschränkt, gedemüthiget, ja wol gestrafet worden sind. Aber alsdann ward es erst recht formidabel, als es durch die vereinigte Macht des Pabstes und Königs unterstützet wurde. Ihre Auto da Fes oder feyerliche Glaubens-Acten wurden gemeiniglich ausgefertiget, wenn ihre Prinzen majorenn wurden.

Zweytes Hauptstück.

Geschichte eines in die Inquisition gerathenen Engelländers.

Im Jahr 1724 ward zu London ein Buch gedruckt, mit dem Titel: Die Versuchungen und Leiden Isaac Martins, welcher um der protestantischen Religion willen in die spanische Inquisition gerieth. Die Nachricht, die er davon giebt, ist folgende:

Im Anfange der Fastenzeit, schreibt er, kam ich 1714 mit meiner Frau und vier Kindern in Malaga an. Als meine Sachen nach dem Zollhauß zur Visitation gebracht wurden, fand man eine große Bibel und andere mir zugehörige geistliche Bücher, welche man mir alle wegnahm. Als ich nach der Ursache dieses Verfahrens fragte, antwortete man mir, daß man diese Bücher erst durchsehen müsse, ob nicht vielleicht etwas wider den römisch-catholischen Glauben darinnen enthalten wäre. Da ich wußte, daß es keine Controversbücher waren, so dachte ich, daß ich sie wol wieder bekommen könnte. Ich gieng einigemal zu der Geistlichkeit, um sie wieder zu haben, fragte auch den Consul und andere Leute um Rath,

wie ich mir diese Bücher wieder verschaffen könnte. Sie riethen mir aber alle, daß ich mir keine Mühe darum geben sollte. Ich gieng also nicht mehr zur Geistlichkeit, und gab meine Bücher verloren.

Ich war kaum 2 oder 3 Monate in Malaga, als ich bey dem Bischoff angeklagt wurde, daß ich ein Jude wäre, weil ich den Namen Isaac, und eines meiner Kinder den Namen Abraham führete. Sobald als ich dieses erfuhr, benachrichtigte ich den Consul davon, der mir rieth, dabey ganz stille zu seyn, und mit den irrländischen Papisten, welche diese Anklage gethan hätten, und ein gottloses Volk wären, mich in keine Gemeinschaft einzulassen.

Während den vier Jahren, in welchen ich in Malaga gewesen bin, haben die Geistlichen und andere Leute mir und meiner Familie stark zugesetzet, unsere Religion zu verändern. Besonders ließ sich dieses ein gewisser irrländischer Priester sehr angelegen seyn, welcher von Hauß zu Hauß gieng, um Neubekehrte zu machen. Da ich sahe, daß ich keine Ruhe haben konnte, entschloß ich mich, nach Engelland zurück zu kehren, wo ich in Friede und Ruhe meine Religion würde ausüben können. Ich fieng an, meine Sachen in Richtigkeit zu bringen; als man aber mein Vorhaben erfuhr, entstand ein Lermen, daß mich die Inquisition ergreifen würde. Ich wollte das nicht glauben; aber einige Tage nachher mußte ich zu meinem Leidwesen sehen, daß es mehr als zu wahr sey.

Ohn-

Ohngefähr Abends um 9 Uhr, welches in diesen Ländern eine sehr späte Stunde ist, klopfte man an meiner Thür. Ich fragte, wer da sey. Man antwortete mir, daß ich aufmachen sollte. Ich erwiederte, daß sie morgen früh wiederkommen sollten, weil ich meine Thür so spät nicht aufmachte. Man drohete, die Thür aufzusprengen; und das geschah auch. Es traten funfzehn Priester, ein Commissarius, und andere zur Inquisition gehörige Leute, welche bewaffnet waren, herein. Ich fragte, was sie wollten. Sie suchten den Herrn des Haußes, antworteten sie. Ich erwiederte darauf, daß ich es wäre, und wollte wissen, was sie von mir haben wollten. Sie gaben zur Antwort, daß sie von der Inquisition wären, und verlangten, daß ich mein Kleid anziehen, und mit ihnen gehen sollte. Ich erschrak sehr darüber, und bat, daß sie ein wenig warten mögten, bis ich dem Consul davon Nachricht gegeben hätte; denn ich wäre ein Engelländer, und ich hätte nichts mit der Inquisition zu schaffen. Euer Consul, sagten sie, hat mit dieser Sache nichts zu thun. Laßt uns sehen, ob ihr keine Waffen bey euch habt. Wo sind eure Rosencränze? Ich antwortete darauf: Ich bin ein englischer Protestant; wir führen keine Waffen heimlich bey uns, und Rosencränze brauchen wir auch nicht. Nachdem sie meine Kleider durchsuchet, und mir meine Taschenuhr, mein Geld, und andere Sachen, die ich bey mir hatte, abgenommen hatten, führten sie mich in das bischöffliche Gefängniß, steckten mich in ein tiefes Loch, und legten mich in Ketten. Den andern Gefangenen wurde bey Strafe der Excommunication

verboten, mit mir umzugehen, weil ich ein Ketzer, und ein dem heiligen Glauben sehr gefährlicher Mann wäre.

Meine Frau und Kinder erhoben ein Geschrey, als sie mich von so vielen bewaffneten Leuten wegführen sahen. Sie wurden aber bald genöthiget, ihr Leid in der Nachbarschaft zu klagen; denn man stieß sie aus dem Hauße heraus, bemächtigte sich desselben fünf Tage lang, und nahmen alles, was sie darinne fanden, weg. Darauf gaben sie meiner Frau die Schlüssel wieder, welche nichts als die bloßen Wände darinne antraf.

Vier Tage nach meiner Gefangennehmung wurden mir die Ketten abgenommen, und ich ward von dem Commissair der Inquisition, der mich fest gesetzet hatte, examiniret. Er fragte mich: ob ich noch andere Effecten außer denen hätte, die man in meinem Hauße gefunden habe; und ob mir jemand Geld schuldig sey? Dabey eröffnete er mir, daß ich in die Inquisition nach Granada gebracht werden müßte. Ich bat, daß ich in Malaga mögte examiniret werden, und daß man mir die Ursach meiner Gefangennehmung entdecken mögte. Ich erhielt zum Bescheide, daß ich solches in Granada hören würde. Darauf bat ich ihn um Gotteswillen, daß er mich, ehe ich abgeführet würde, meine Frau und Kinder mögte sehen lassen. Aber das wurde mir abgeschlagen. Den andern Morgen sezte man mich angefesselt auf einen Mauleſel, und führte mich zur Stadt heraus, wo mir das Volk nachrief:

Fort nach Granada, um dort verbrannt zu werden; ihr seyd ein Jude, ein engelländischer Ketzer. So ward ich aus Malaga weggeführet, ohne meine Frau und Kinder gesehen zu haben, noch Hoffnung zu behalten, sie jemals wieder zu sehen.

Weil meine Ketten des Maulesels Nacken vielleicht zu sehr rieben, warf er mich herunter, und ich fiel auf die Spitze eines Felsens, wo ich bald das Genick gebrochen hätte, so daß ich ohne Hülfe nicht aufstehen konnte. An dem Tage kamen wir an einen Ort, den man Velez-Malaga nennet, wo ich das Glück hatte, einem engelländischen Kaufmann zu begegnen, der ein sehr würdiger Mann und mein guter Freund war. Er hatte großes Mitleiden über meinen jämmerlichen Zustand, und schickte mir einen Wundarzt, welcher mich curirte. Derselbe bot mir seine Dienste an; und da er in Malaga wohnte, so erzählte ich ihm mein Unglück, und ersuchte ihn, sich meiner Familie anzunehmen, und meiner Frau in meinem Namen zu sagen, daß sie ja nicht ihre Religion ändern, sondern nach Engelland zurück kehren mögte, wenn sie sähe, daß ich nicht mehr zu retten wäre. Ich bat ihn, daß er von mir mit allen in Malaga wohnenden Protestanten reden, und den Consul bewegen mögte, daß er an unsern Gesandten zu Madrit schriebe, was mit mir vorgefallen sey, und ihn dahin brächte, daß er mich als einen englischen Protestanten, über welchem die Inquisition keine Macht habe, bey dem Hofe zu Madrit losfordern mögte. Mein Freund versprach mir dieses alles, und sag-

te, daß er glaubte, man habe mich als einen Juden angegeben, um nur einen Vorwand zu haben, mich zu einer Religionsänderung zu bringen.

Ich fragte den Führer, der mich in Aufsicht hatte, ob wir nicht einen Wagen oder Kutsche bis Granada bekommen könnten, weil mir der Rücken auf dem Maulesel sehr wehe that. Aber er versicherte mich, daß ein Pferd nicht gut diese Straße gehen könnte, und daß er mich tod oder lebendig gegen eine gewisse ihm vorgeschriebene Zeit bringen müßte. Als wir den andern Morgen reisefertig waren, gab mir mein Freund etwas Geld und Provision zur Reise. Wir umarmeten uns mit vielen Thränen, und scheideten von einander.

Es sind zwey und siebenzig Meilen von Malaga bis Granada. Wir brachten drey Tage auf dieser Reise zu, und ich litte große Schmerzen von dem gethanenen Fall; meine Gemüthsunruhe aber war weit größer.

Als wir in Granada ankamen, brachte mich mein Führer in ein Wirthshauß, wo er solange mit mir blieb, bis es beynahe finster war. Denn niemand wird bey hellem Tage in die Inquisition gebracht. Er fragte mich, ob ich an meine Frau schreiben wollte. Solches that ich; ich konnte aber aus seinen Reden schließen, daß der Brief an die Inquisition abgegeben, und ihn meine Frau nie zu sehen bekommen würde. Als der Abend kam, ward ich in die Inquisition gebracht. Der

Ker-

Kerkermeister nahm mir meine Ketten ab, welches mich sehr erleichterte. Darauf ward ich eine Treppe hoch durch einige Gallerien in einen mit einer Gitterthür verwahrten Kerker geführet, wo er solange bey mir blieb, bis der Unterkerkermeister eine Lampe und die Sachen, welche mein Führer mitgebracht hatte, geholet hatte. Leztere bestanden aus einem alten Bette, einigen wenigen Kleidern, und einem Kasten voll Bücher. Ich bat den Kerkermeister, mir einige Bücher zum lesen zu lassen; er nagelte aber den Kasten zu, und sagte mir, daß sie an die Herren von der Inquisition abgegeben werden müßten, und daß man mir keine Bücher erlauben könnte. Ich hätte sie gerne gesehen; denn es waren zwey Controversbücher dabey.

Nachdem der Kerkermeister meine Taschen durchgesuchet, und mir das Geld, welches mir mein Freund gegeben, abgenommen hatte, nahm er Tinte und Feder, und schrieb alles auf, was mein Führer mitgebracht hatte. Er fragte mich, wovon die Knöpfe auf meinem Roquelour und Rock gemacht wären. Ich antwortete ihm, daß einige von Gold, andere von Silber wären. Ich mußte sie alle genau zählen. Er nahm mir meine Ringe von den Fingern, er zählte jeden Lumpen, den ich hatte, schrieb alles auf, als wenn ich mein Testament machte, und sagte mir zulezt, daß ich in einem heiligen Orte wäre, wo mir nichts verloren gienge; sondern ich würde alles wieder bekommen, wenn ich heraus käme. Hernach fragte er mich, ob ich heimliche Waffen oder sonst noch verstecktes Geld bey mir hätte. Er

befahl mir, bey Strafe von zweyhundert Prügeln, die Wahrheit zu sagen. Ich antwortete, daß ich ein Engelländer sey, und keine geheime Waffen bey mir führe. Darauf ward ich befraget, von welcher Religion ich sey. Ich antwortete, von der protestantischen. Was? rief er, dann seyd ihr ja kein Christ! O ja! erwiederte ich, ich bin es, ob ihr mich gleich nicht dafür haltet. Aber, sprach er, ihr seyd kein rechter Christ, ihr seyd ein Ketzer; und, nachdem er mich nach meinem Namen gefraget, und andere unnütze Fragen gethan hatte, so sprach er:

Ihr müßt euch hier so stille verhalten, als wenn ihr tod wäret; ihr müßt nicht reden, nicht pfeiffen, nicht singen, oder sonst ein lautes Lermen machen; und wenn ihr jemanden schreyen oder sonst einen Laut von sich geben höret, müßt ihr ganz stille dabey seyn, bey Strafe von zweyhundert Prügeln. Ich sagte ihm, daß ich nicht immer zu Bette liegen könnte, und also doch wol die Freyheit haben würde, auf und nieder zu gehen. Das erlaubte er mir, wenn ich es sachte thäte.

Hierauf fragte er mich: ob ich etwas zu essen und zu trinken haben wollte? Ich forderte ein wenig Wein, welches ich nebst etwas Brod und ein halb dutzend Wallnüssen bekam. Er hieß mir, mein Bette zu machen, meine Lampe auszuthun, und versprach, den folgenden Morgen wieder zu kommen. Er schloß die Thür zu, und überließ mich in einem kleinen Zimmer meinen Sorgen.

Nach-

Nachdem ich mein Gebet zu Gott verrichtet hatte, mir in meinem Leiden Geduld zu geben, und mich aus den grausamen Händen zu erretten, worein ich gefallen war, gieng ich zu Bette. Ich hatte aber diese Nacht wenig Ruhe. Denn die Stube war sehr kalt. Der Estrich war mit Steinen belegt, und die Wände waren an zwey bis drey Fuß dick, so daß ich wie in einem Keller mich befand, ob es gleich eine Treppe hoch war. Es war auch zu der Zeit kaltes Wetter. Als die Nacht vorüber war, sahe ich das Tageslicht durch ein Loch, das etwa einen Fuß lang und fünf Zoll breit war. Da aber die Wände so dick waren, so schien es kaum herein. Das Loch war dichte am obersten Boden, so daß ich nur den Himmel sehen konnte. Eine Weile nachher kam der Kerkermeister, um meine Lampe anzustecken. Ich mußte mich anziehen, meine Mundprovision holen, Feuer anmachen, und mein Mittagsessen zubereiten.

Einige Zeit nachher kam er, und führte mich zur Treppen herunter an ein Klappfenster, dergleichen man in den Klöstern hat, wo ein Mensch auf der andern Seite, den man nicht siehet, die Provision hereinschiebet. Sie gaben mir ein halb Pfund Hammelfleisch (ihre Pfunde sind 16 Unzen, zu Malaga aber 32), etwa zwey Pfund Brod, einige welsche Bohnen, einige Rosinen, und etwa einen Pint Wein, wie auch zwey Pfund Kohlen. Ich hatte einen kleinen irrdenen Ofen, worinne ich mein Feuer machte; ein Töpfgen, meine Speisen darinne zu kochen; einige irrdene Teller; irrdene Wasserkrüge; ein Waschbecken; einen Be-

 sen,

sen, mein Gefängniß auszukehren; drey Körbe, einen für Brod, Speise, und Gartengewächs, einen für die Kohlen, und einen, den zusammengefegten Sand der Stube darein zu thun; und einen hölzernen Löffel. Ich hatte aber weder Messer, noch Gabel, noch Tisch, noch Stuhl, sondern blos einige Breter zum Sitzen, die in der Wand festgemacht waren, und worauf meine Betten lagen. Der Kerkermeister wieß mir, wie ich meine Einrichtung machen müßte; er theilte mein Essen in drey Theile, weil ich drey Tage damit reichen mußte. Er wieß mir, wie ich Feuer anmachen, meine Geschirre rein halten, und das Essen schmackhaft machen sollte. Ich dankte ihm für diese Anweisungen, und er gieng von mir.

Es kam mir sehr hart vor, mich mit so weniger Kost zu begnügen, weil ich vorher im Ueberfluß gelebet hatte. Ich machte den dritten Theil meiner Speise mit einigen welschen Bohnen so gut, als ich konnte, zurechte; und ich gleich noch große Schmerzen von dem erlittenen Falle hatte, aß ich, und würde mehr haben essen können, wenn ich es gehabt hätte. Darauf legte ich mich zu Bette. Den Nachmittag besuchte mich der Kerkermeister wieder. Ich klagte ihm meine Schmerzen im Rücken. Er versprach mir einen Doctor, welcher auch den andern Morgen kam, und eine Aderlaß verordnete, die auch vorgenommen wurde. Er gab mir Oel zum Schmieren; welches mir aber, da ich mich nicht selbst schmieren konnte, zu nichts anders nutze war, als in der Lampe zu brennen. Der Doctor ist zwey oder dreymal bey mir gewesen, und ich habe an drey bis vier

Tage zu Bette gelegen, während welcher Zeit man mir mein Essen fertig brachte. Es währete aber wol noch drey Monate, ehe ich ganz von den Rückenschmerzen frey blieb.

Acht Tage nach der Zeit, da ich in die Inquisition gesezt worden war, kündigte mir der Kerkermeister an, daß ich mich rein anziehen sollte, weil ich vor dem heiligen Tribunal zum Verhör kommen sollte. Ich verlangte deswegen einen Barbier, den Bart zu scheeren; aber ich bekam zur Antwort, daß einem nur des Jahrs dreymal ein Barbier zugelassen würde. Ich gieng mit ihm. Ich kam in ein Zimmer, wo ich zwey Männer fand. Der eine saß zwischen zwey Crucifixen, und der andere zu seiner linken Hand mit Feder, Tinte, und Pappier. Der lezte war der Secretair und ein junger Mann. Der Rath aber war etwa sechszig Jahr alt, sahe wie ein magerer Jesuit aus, und war einer von den drey obersten Inquisitoren. Er hieß mich auf einen kleinen Stuhl setzen, der gegen ihm überstand, so daß der Tisch uns scheidete. Er fieng an, mit mir in einem ernsthaften Tone zu reden, und ich antwortete ihm mit sehr schweren Herzen und bekümmerten Gemüthe.

Inquisitor. Warum hat man euch hieher gebracht? Wie kamet ihr hieher? Könnt ihr spanisch sprechen?

Martin. Mein Herr! ich weiß die Ursach nicht, warum ich hieher gebracht worden bin. Ich kann spanisch sprechen, aber nicht so gut als englisch oder französisch. Wenn sie nach einen

irrlän-

irrländischen oder französischen Priester schicken wollten, würde es mir lieb seyn; denn ich besorge, daß ich nicht spanisch genug wissen mögte, um ihnen auf alle Fragen gehörig zu antworten.

Inq. Ich sehe, daß ihr gut genug spanisch redet. Was habt ihr verbrochen? Wie heißt ihr? Wo seyd ihr her? Welche Religion habt ihr?

Mart. Mein Herr! ich weiß gar nicht, was ich verbrochen habe. Ich heiße Isaac Martin. Ich bin ein Engelländer und Protestant.

Inq. Wollt ihr einen Eid thun, die Wahrheit auf alle meine Fragen zu antworten?

Mart. Ja, mein Herr! recht gern.

Inq. Gut, so leget eure Hand auf dieses Crucifix, und schwöret bey dem Creutze.

Mart. Mein Herr! wir schwören auf die Bibel.

Inq. Jezt ist nicht die Rede von der Bibel. Leget eure Hand auf das Creutz. (Ich that solches, und er fuhr folgendermaßen fort.) Ihr müßt mir die Namen euers Vaters und eurer Mutter, und die Namen ihrer Väter und ihrer Mütter sagen, ihre Brüder und Schwestern, und eure Brüder und Schwestern nennen, und anzeigen, wo sie geboren worden, und welches Gewerbe sie getrieben haben oder noch treiben. (Hierauf antwortete ich das nöthige, und so viel als mir bewußt war.) Ihr sagt, ihr seyd ein Engelländer. Wir trauen diesen Leuten sehr; denn sie reden mehrentheils die Wahrheit, und ich will auch solches von euch hoffen.

Mart. Mein Herr! ich erinnere mich nicht, etwas gethan zu haben, wofür ich mich fürchten sollte. Sie haben mir einen Eid abgenommen; wenn

wenn sie das aber auch nicht gethan hätten, würde ich doch die Wahrheit gesagt haben.

Inq. Ganz gut, Isaac! (Nun fieng er an, sich nach meiner Frauen Verwandten zu erkundigen, und nach die Namen meiner Frau und Kinder zu fragen; worauf ich gehörig antwortete.) Wo seyd ihr geboren, Isaac! und in welchem Kirchspiele?

Mart. Ich und meine Familie sind zu Londen, aber in verschiedenen Kirchspielen, geboren.

Inq. Seyd ihr auf Schulen gewesen? Habt ihr Latein gelernet?

Mart. Nein, mein Herr! ich habe nur eine gemeine Erziehung gehabt.

Inq. Was nennet ihr eine gemeine Erziehung in eurem Lande? Ihr seyd in der Schule gewesen, was habt ihr da gelernet?

Mart. Mein Herr! ich lernte da lesen, schreiben, und rechnen, und das nennen wir eine gemeine Erziehung.

Inq. Von welcher Secte seyd ihr? Denn ich habe gehört, daß es in Engelland verschiedene Religionen giebt, wie ihr sie nennet.

Mart. In Engelland giebt es verschiedene Meynungen in Religionssachen. Ich bekenne mich zu der wahren englischen Kirche, zu welcher auch mein Vater und meine Mutter gehöret haben.

Inq. Seyd ihr getaufet?

Mart. Ja, mein Herr! ich denke, daß ich ein Christ bin.

Inq. Wie seyd ihr in Engelland getaufet?

Mart. Wir werden im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes getaufet.

Inq. Nehmet ihr in eurer Religion das heilige Abendmahl?

Mart. Ja, mein Herr!

Inq. Wie nehmet ihr es?

Mart. Wir nehmen Brod und Wein, so wie es unser Erlöser seinen Aposteln gab.

Inq. Beichtet ihr eure Sünden der Geistlichkeit, wie wir in der römischen Kirche thun?

Mart. Nein, sondern wir beichten sie lediglich dem allmächtigen Gott.

Inq. Wisset ihr das Vater Unser, den Glauben, und die zehen Gebote?

Mart. Ja, mein Herr! ich will ihnen einen Begriff von meiner Religion machen, und will ihnen zeigen, daß ich ein Christ bin, ob ich gleich für einen Juden und Ketzer gehalten werde.

Inq. Was glaubet ihr in eurer Religion?

Mart. Wir haben dasselbe christliche Glaubensbekenntniß, das sie haben.

Inq. Habt ihr auch Bischöffe in eurer Religion? Seyd ihr confirmiret worden?

Mart. Wir haben Erzbischöffe und Bischöffe; allein ich erinnere mich nicht, ob ich confirmiret worden bin.

Inq. Isaac! es ist Schade, daß ihr in der Finsterniß auferzogen worden seyd; aber ihr könnt ein helleres Licht erlangen, wenn ihr wollet.

Mart. Mein Herr! ich glaube, daß ich Erleuchtung genug habe, um selig zu werden, wenn ich nach den Vorschriften meiner Religion lebe. (Als mir mein bekümmertes Gemüth Thränen auspreßte, ward der Inquisitor solches gewahr, und redete mich ganz freundlich an, wie folget.)

Inq.

Inq. Weinet nicht, und seyd nicht furchtsam. Hier wird kein Mensch zu Tode verdammet; noch thut man hier jemanden sonst etwas zu Leide. Ich hoffe, daß eure Sache nicht so schlimm ist, daß ihr nicht noch abgeholfen werden könnte. Ihr seyd unter Christen, und nicht unter Türken.

Mart. Mein Herr! ich weiß es recht gut, daß ich unter Christen bin, und daß das Gesetz Christi Mitleiden und Erbarmen prediget. Aber man ist mit mir als mit einem Mörder umgegangen.

Inq. Habt nur Geduld. Es soll euch Recht wiederfahren. Ihr müßt nur nachdenken, was ihr währender Zeit, da ihr in Malaga gewohnt, gethan oder gesprochen habt; und das müßt ihr bekennen; denn das ist der einzige Weg, aus euerm Elende zu kommen. Aber laßt uns unsere Untersuchung fortfahren. Nicht wahr, ihr seyd hier ohne Ursach nicht hergebracht?

Mart. Mein Herr! ich weiß gar nicht, warum ich hieher gebracht worden bin.

Inq. Ihr müßt darauf denken, mir sagen, wie alt ihr seyd, und die Lebensart, die ihr geführet habt, die Gesellschaft, mit welcher ihr umgegangen seyd, das Gewerbe, das ihr getrieben habt, die Reisen, die ihr gethan habt, und welche Sprachen ihr redet, aufrichtig erzählen.

Mart. Ich bin viele Jahre lang auf Reisen gewesen, und habe manche fremde Länder gesehen. Ich kann aber so genau nicht sagen, wie lange ich mich an jedem Orte aufgehalten habe. Inzwischen will ich alles bekennen, was ich mich erinnern kann.

Inq. Nun gut, Isaac! saget aber die Wahrheit. (Ich erzählte ihm alles von meinen Lebensumständen, so viel mir selbst erinnerlich war.) Isaac! ihr habt viele Reisen gethan; ihr seyd zu eurer Zeit ein wilder Mensch gewesen.

Mart. Ja wohl, mein Herr! zu wild bin ich gewesen. Ich hätte sollen zu Hauße bleiben, so wäre ich nicht in das Elend gerathen, worinne ich jezt bin.

Inq. Glaubet ihr in eurer Religion an die Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, und an die Heiligen? Betet ihr sie an?

Mart. Wir glauben, daß die Jungfrau Maria die Mutter Jesu Christi dem Fleische nach sey; wir glauben, daß sie und die Heiligen der ewigen Glückseligkeit genießen; aber wir beten sie nicht an.

Inq. Was? Ihr betet nicht die Mutter Gottes und die Heiligen an, die alle für uns bitten?

Mart. Nein, wir beten blos Gott in drey Personen an, und sonst nichts.

Hierauf sagte der Inquisitor zu dem Secretair: Es ist Schade, daß er in der Ketzerey erzogen worden ist, er spricht so ziemlich gut. Alsdann wendete er sich an mich, und hielt mir eine lange Rede. Unter andern bedauerte er, daß Engelland den wahren Glauben verlassen, und die Ketzerey ergriffen hätte. Ehedem, fuhr er fort, brachte dieses Land eine große Menge Heiligen hervor, und jezt ist es voll von Schismen und Ketzereyen; die Bischöffe und Geistlichen müßten seltsame Leute seyn, weil sie sich verheyratheten. Und so redete er noch eine ganze Weile.

le. Ich antwortete, daß ich glaubte, daß Engelland jezt noch eben so wie vorher rechtschaffene Männer hervorbrächte. Er hieß mich aber schweigen, und sagte, daß ich von der Sache nichts verstünde; ich sollte nur nachdenken, was ich während meines Aufenthalts in Malaga gesprochen und gethan hätte; er wolle mir Zeit dazu lassen. Ich erhielt vor diesesmal meinen Abschied, und bat bey dem Weggehen den Inquisitor, daß er, da ich Familie hätte, mich doch bald abfertigen mögte. Er versprach solches, und schärfte mir nochmals ein, auf das zu denken, was ich in Malaga gethan oder gesagt hätte. Das Verhör war lang, und hatte anderthalb Stunden gedauert.

Als ich in mein Gefängniß zurückkam, dachte ich nach, was sich mit mir in Malaga zugetragen, und was mir der Inquisitor gesagt hatte. Er war bereits genug unterrichtet, was ich für ein Landsmann bin, welche Familie ich habe, wie sie alle heißen, von welcher Religion ich bin, wo ich gereiset habe, und welche Sprachen ich rede. Da der Kerkermeister alle Morgen und Abend zu mir kam, meine Lampe anzustecken; so bat ich ihn, mir zu sagen, was er von meiner Sache dächte, und wie ich mich in dem Verhör zu verhalten hätte. Ich suchte seine Freundschaft nach Möglichkeit zu gewinnen, um von ihm die Art des Verfahrens der Inquisition zu erforschen. Diese Leute sind aber durch einen Eid verbindlich, alles geheim zu halten; daher konnte ich nicht viel von ihm erfahren. Er sagte mir, daß ich um des Wohls meiner Seelen willen hier sey, daß die

Herren von der Inquisition sehr barmherzig wären, daß ich mich nicht fürchten dürfte, daß hier noch niemand zum Tode wäre verdammt worden, daß die Herren von der Inquisition nichts als ein freyes Geständniß verlangten, daß er meine Sache für wenig bedeutend hielte. Dabey rieth er mir, den Herren nicht zu widersprechen, sondern sie reden zu lassen, was sie wollen; denn sie wären heilige und gerechte Männer.

Ich dankte ihm für seinen Rath, fand aber, daß er und seine Herren Lügner sind, wenn sie behaupten, daß man hier keine Ursach habe, sich zu fürchten, und daß man niemanden Leid zufüge. Denn ich wußte, daß man in dem heiligen Inquisitionsgericht die Leute auf die Tortur bringt, sie peitschet, zu den Galeeren verdammet, ja wol gar lebendig verbrennet, ohne daß sich jemand unterstehen darf, dagegen etwas einzuwenden, wenn es auch seine eigene Verwandten treffen sollte. Denn die Inquisition pretendirt so infallible zu seyn als der Pabst, und daß alles, was sie thut, recht und billig ist, so daß sogar die Könige ihr nichts befehlen können.

Eine Woche nachher ward ich wieder zum Verhör gerufen, welches folgenden Inhalts war.

Inq. Nun, Isaac! wie gehts? Ist es euch beygefallen, was ihr während eures Aufenthalts in Malaga gethan oder gesprochen habt? Habt ihr über das, was ich euch gesagt habe, eure Ueberlegung angestellet?

Mart.

Mart. Ja, mein Herr! ich kann mich aber nicht alles erinnern, was in vier Jahren vorgefallen ist.

Inq. Gut, laßt uns hören, was ihr euch erinnert habt.

Mart. Solange als ich in Malaga gewohnet habe, bin ich sehr oft wegen meiner Religion angegriffen und geneckert worden. Nun werden sie mir, mein Herr! zugestehen, daß ein ehrlicher Mann seine Religion vertheidigen muß.

Inq. Ja, Isaac! er kann sie vertheidigen.

Mart. Das habe ich gethan; und in meinem Lande haben die Spanier dieselbe Freyheit; denn wenn sie ein Bischoff in Religionssachen antastete, so haben sie die Freyheit, sich zu vertheidigen.

Inq. Wie lange seyd ihr verheyrathet? War eure Frau eine Wittwe oder eine Jungfer, als ihr sie heyrathetet?

Mart. Sie war eine Wittwe mit zwey Kindern, und vor etwa sieben Jahren habe ich sie geheyrathet.

Inq. Welche Streitigkeiten habt ihr mit den Leuten gehabt? Erinnert ihr euch eurer Namen? Nennet mir einige. (Ich nennte ihm vier oder fünfe, mit denen ich einen Wortwechsel gehabt hatte.) Ihr haltet diese Leute für eure Feinde. Sagt mir, welchen Grund habt ihr dazu?

Mart. Bey meiner ersten Ankunft in Malaga giengen drey Irrländer zu dem Bischoff, und sagten da, daß ich ein Jude wäre; da sie doch kaum meinen Namen wußten, noch von welcher Religion ich war. Diese Leute haben sich, solange ich in Malaga gewohnt habe, bey allen Gelegenheiten als meine Feinde bewiesen. Meine

Freunde haben mir oft hinterbracht, daß sie hinter meinem Rücken übel von mir redeten, mich bald für einen Juden, bald für einen Ketzer ausgäben, und daß sie sich oft haben verlauten lassen, sie wollten schon so einen Streich spielen, daß ich gewiß, wenn ich Malaga verließe, nicht viel Geld mitnehmen sollte. Leider haben sie ihre Absicht mehr als zu wohl erreichet.

Inq. Habt ihr keinen Religionsstreit gehabt? Habt ihr nicht unsern heiligen Glauben gelästert?

Mart. Nein, mein Herr! ich habe eine bessere Erziehung gehabt, als mich so aufzuführen. Meine Religion läßt dergleichen auch nicht zu. Es ist wahr, ich habe oft scharfen Wortwechsel über die Religion gehabt, wenn ich bin angegriffen worden; aber ohne die ihrige dabey zu lästern.

Inq. Könnt ihr aber nicht sagen, warum ihr euch so viele Feinde gemacht habt?

Mart. Ich weiß keine andere Ursach, als weil ich ein engländischer Protestant bin, und in meinem Gewerbe glücklicher war als sie, weswegen sie mich beständig beneidet haben. (Der Inquisitor wendete sich zum Secretair, und sagte ihm, daß sich meine Ursachen hören ließen, und daß man noch wohl ein Mittel zu meiner Rettung finden könnte. Darauf sprach er:)

Inq. Nun, Isaac! habt ihr denn keine Lust, ein guter Christ zu werden, und auf den rechten Weg zur Seeligkeit zu treten? Ihr seyd ein bejahrter und verständiger Mann, und habt Familie. Es ist einmal Zeit, daß ihr an das Wohl eurer Seele denket.

Mart. Ich hoffe, Gott wird mir in der Religion, in welcher ich erzogen worden bin, die Seeligkeit verschaffen. Ich habe keine Neigung zu einer Religionsveränderung. Jesus Christus mißbilliget alle Verfolgung. Ich will auch hoffen, mein Herr! daß hier keine sey.

Inq. Nein, Isaac! es ist alles freyer Wille. Ich wünschte es, um des Wohls eurer Seele und um eurer Familie willen. Glaubet ihr nicht an den heiligen Vater den Pabst, daß er infallible sey, und allen Menschen die Absolution ertheilen könne?

Mart. Nein, ich glaube, daß er nichts mehr ist als ein anderer Bischoff, und daß er die Absolution nicht mehr als ein anderer Geistlicher ertheilen könne.

Inq. Glaubet ihr kein Fegefeuer?

Mart. Nein, dergleichen glaube ich gar nicht.

Inq. Wie? Ihr glaubet nicht, daß es einen Ort gebe, den man Purgatorium nennet, wo die Seelen der Verstorbenen zur Reinigung aufbehalten werden, ehe sie in den Himmel gehen können?

Mart. Nein, ich glaube, daß das Blut Christi allein hinreichend sey, uns von aller Befleckung zu reinigen.

Inq. Armer Mensch! Ihr seyd in der Ketzerey und Unwissenheit von Jugend auf erzogen worden. Ihr jammert mich. Ihr werdet euern Irrthum gewahr werden, wenn es zu spät ist. Noch habt ihr Zeit, das zu überlegen, und solches rathe ich euch um eures eigenen Bestens willen. Könnt ihr euch sonst noch etwas erinnern,

das ihr gethan, und euch in diese Gefangenschaft gebracht hat?

Mart. Nein, mein Herr! Ich habe sonst zwar kleine Streitigkeiten mit Leuten gehabt; ich glaube aber, daß diese hiermit nichts zu thun haben.

Inq. Welche Streitigkeiten habt ihr mit den Spaniern in Malaga gehabt?

Mart. Anfänglich verlangten verschiedene von mir, daß ich für sie das Wort reden, und ihnen dazu verhelfen sollte, daß sie ihre Güter auf die Schiffe, welche Ladung nahmen, verkaufeten. Ich that das auch. Es kamen aber so viele, daß ich meine eigenen Geschäfte nicht besorgen konnte. Deswegen schlug ich ihnen meine ferneren Dienste ab, und verwieß sie an andere. Allein sie bestürmten mich noch immer so stark, daß ich ihnen endlich erklärte, daß ich, da ich genug mit meinen Geschäften zu thun hätte, mich ihrendwegen nicht in Schaden bringen würde. Darüber sind sie manchmal böse geworden, und haben mich bey meiner Religion angetastet, welches ich nicht immer vertragen wollte. Daher sind wir oft in Zank gerathen.

Inq. Habt ihr sonst noch etwas zu sagen? Isaac!

Mart. Nein, mein Herr!

Inq. Nun, so gehet nach euerm Gefängniß, und überleget das wohl, was ich euch gesagt habe. Denn das kann zu euerer Errettung dienen. Ich will euch in allen Dingen gern dienen, aber ihr müßt auch das eurige dazu beytragen.

Ich bin nachher noch zu drey verschiedenenmalen im Verhör gewesen; und indem der Inquisitor

mich

mich noch immer ermahnete, meine Religion zu verändern, gab er mir dabey unvermerkt zu verstehen, daß das das einzige Mittel sey, wodurch ich aus meinem Elende befreyt werden könnte; und das bekümmerte mein Gemüth sehr. Don Ferdinando, der oberste Kerkermeister, sagte mir an einem Morgen, daß ich mein Gefängniß ausfegen, alle meine Sachen unter das Bette stecken, und mich anziehen müßte. Denn ich würde einen Besuch von einem Herrn der Inquisition bekommen. Ich mußte auch vorher in meinem Gefängnisse räuchern. Der Inquisitor hieß Don Petro Leonoro, und unser Gespräch war, wie folget.

Inq. Wie gehts? Wie heißet ihr?

Mart. Mein Herr! mein Name ist Isaac Martin.

Inq. Geht der Kerkermeister gut mit euch um? Habt ihr etwas zu begehren? Bekommet ihr eure Mundportion?

Mart. Der Kerkermeister gehet gut genug mit mir um, und ich glaube, daß er mir soviel Unterhalt giebt, als mir zuerkannt worden. Wenn ich mehr bekäme, würde ich mehr essen können. (Er sprach mit dem Kerkermeister, und fragte ihn, ob er mir meinen Unterhalt gäbe, welches er mit ja beantwortete.)

Inq. Gut, dann habt ihr genug.

Mart. Mein Herr! das gehet mir auch nicht zu Herzen. Ich kann auch von wenigem leben. Aber mein grösster Kummer ist, daß ich hier in Gefangenschaft gehalten werde.

Inq. Kann ich euch worinne dienen? Der Secretair soll es niederschreiben. Was habt ihr mir zu sagen?

Mart. Mein Herr! ich habe außerdem, was ich schon gesagt, nichts weiter zu sagen.

Inq. Hört, es ist Schade, daß ihr in der Ketzerey seyd erzogen worden. Ihr waret alle gute Leute und alle gute Christen in Engelland, bis Heinrich VIII kam, und der war euer erstes Verderben. Hernach kam die Königin Elisabeth, welche eine ruchlose Frau war, wie jedermann weiß; und zulezt habt ihr einen gehabt, den ihr König Wilhelm nennet. Der hatte gar keine Religion. Seine einzige Absicht war nur, die Krone zu erschnappen.

Mart. Ich glaube, daß der König Wilhelm als ein guter protestantischer Christ gelebet hat und gestorben ist. Er nahm das Abendmahl kurz vor seinem Tode von einem unserer Bischöffe.

Inq. Ich weiß es recht gut, daß er keine Religion gehabt hat; denn ich habe es in einem französischen Buche gelesen; und was eure Bischöffe und Priester betrifft, so müssen das seltsame Leute seyn, daß sie sich verheyrathen, und so ein Leben führen.

Mart. Mein Herr! ich glaube, daß sie ein recht gutes Leben führen.

Inq. Haltet euer Maul; ihr verstehet es nicht besser; ihr seyd hier um des Wohls eurer Seelen willen; ihr habt jezt die beste Zeit, der Ketzerey, in welcher ihr erzogen worden seyd, zu entsagen, und ein guter Christ zu werden, wie eure Voreltern gewesen sind. Ihr habt Zeit,

das

das zu überlegen; hier störet euch nichts. Betet ihr zuweilen?

Mart. Ja, mein Herr!

Inq. So bittet Gott um Erleuchtung in dem wahren Glauben der römischen Kirche, ohne welchem niemand seelig werden kann. Man hat mir gesagt, daß ihr ein Jude seyd; aber ich glaube es nicht, ob ihr gleich einem Juden etwas ähnlich sehet. Allein das Aussehen thut nichts zur Sache. Vielleicht sind einige von euren Verwandten vormals Juden gewesen.

Mart. Ich habe niemals gehört, daß einige meiner Verwandten jemals Juden gewesen sind. Was aber mein Aussehen betrifft, so glaube ich wohl, daß ich jezt einem Juden oder Türken ähnlich sehe.

Inq. Nun, Isaac! überleget das, was ich euch zum Wohl eurer Seele gesagt habe, und bestehet nicht hartnäckig auf eurer Meynung. Glaubet mir, was ich euch sage, ist zu eurem Besten. Ihr Engelländer denkt immer mehr an Essen, und Trinken, und Ergötzlichkeiten, als an die Religion.

Nach einigen Tagen war ich wieder im Verhör.

Inq. Nun, Isaac! habt ihr etwas zu sagen, das eure Sache angehet?

Mart. Nichts mehr, als was ich schon gesaget habe.

Der Inquisitor zog an einer Glocke, um den Kerkermeister zu rufen, der den andern Secretair holen mußte, welcher mit einigen Schriften in der Hand kam, ließ mich unterzeichnen, was

ich in meinen Verhören gesagt hatte. Darauf las mir der Secretair meine Anklagen vor.

Inq. Nun, was habt ihr darauf zu antworten? Ihr habt gehört, was man euch beschuldiget.

Mart. Unter diesen Anklagen sind einige wahr, andere falsch.

Inq. Könnt ihr sie alle beantworten?

Mart. Ja, eine nach der andern.

Inq. Gut. Vorerst schwöret aber, daß ihr die Wahrheit sagen wollet. (Ich schwur, wie vorher.) Kennet ihr einige von denen Leuten, die diese Anklage wider euch eingeschickt haben?

Mart. Ich kenne einen großen Theil derselben, wo nicht alle. Ich wünschte, daß sie nach ihnen schickten, damit ich Mann für Mann sehen könnte.

Inq. Dergleichen ist hier nicht thunlich. Uebereilet euch nicht, antwortet ordentlich, und saget die Wahrheit.

Erste Anklage. Daß ihr bey eurer Ankunft in Malaga zum Schulmeister gegangen seyd, und ihn gescholten habt, daß er eure Kinder im Christenthum unterrichtet. Ihr habt dabey gesagt, daß ihre eure Kinder selbst eure Religion lehren wollet, und daß ihr sie nur zur Schule schicket, lesen und schreiben, nicht aber die Religion zu lernen.

Mart. Mein Herr! ich bekenne die Wahrheit, und ich hoffe, daß sie nichts anders fordern. Ich gieng zum Schulmeister, und sagte ihm, daß ich meine Kinder zu ihm schickte, lesen und schreiben, aber nicht beten zu lernen, weil

ich sie in meiner Religion wollte erzogen haben, und sie selbst darinne unterrichten wollte. Ich habe ihn aber nicht gescholten. Ich glaube, mein Herr! daß ich die Freyheit habe, meine Kinder in meinem Glauben zu unterrichten, ohne darüber Rechenschaft geben zu dürfen.

Inq. Nein, sobald ihr in einem christlichen Lande lebet, müßt ihr eure Kinder im christlichen Glauben erziehen lassen. (Er befahl mir, zu schweigen, dem Secretair aber, meine Worte niederzuschreiben, und mich für schuldig zu erklären.

Zwote Anklage. Daß man zu verschiedenenmalen bemerket habe, daß ich meinen Hut nicht für die Bilder abgenommen, oder dafür Ehrfurcht gehabt, sondern ihnen den Rücken zugewendet habe.

Mart. In unserer Religion haben wir für Bildnissen keine Ehrfurcht. Ich bin ein Protestant, und es ist wider mein Gewissen, mich für irgend ein Bild zu beugen; und ich bin auch nicht durch die Friedensartickel dazu verbunden. Ich glaube, mein Herr! sie wissen, was das Wort Protestant sagen will.

Inq. Ihr lebet in einem Lande, wo es die Leute thun; und wenn ihr es nicht thut, so giebt das nur böse Exempel. Ihr möget nun glauben, daß es schicklich sey oder nicht, so müßt ihr es thun.

Mart. Bedenken sie, daß ich ein engländischer Protestant bin, und daß ich nicht die Freyheit meines Gewissens behalte, wenn ich gezwungen werde, es zu thun. (Er befahl dem Secretair, meine Worte niederzuschreiben.)

Dritte Anklage. Als ihr einmal in eurer Stube mit einem englischen Capitain, der so wie ihr ein Ketzer ist, auf- und niedergegangen seyd, habt ihr zu ihm gesagt, daß das Fegefeuer eine bloße Erfindung der römischen Kirche sey, um Geld zu schneiden. Das hat jemand gehöret, der eure Sprache verstanden hat.

Mart. Ich kann mich gerade nicht aller Dinge erinnern, die ich in den vier Jahren meines Aufenthalts zu Malaga gesagt oder gethan habe. Es kann seyn, daß ich so etwas gesagt habe. Aber ich habe es doch nicht zu einem Römischcatholischen gesagt. Wenn jemand in der Stube gewesen ist, der es angehört hat, so muß es ein Irrländer gewesen seyn, der da gewiß nicht willkommen war. Denn diese Leute kommen mehr, um zu spioniren, als um sonst etwas.

Inq. Glaubet ihr, seinen Namen zu wissen?

Mart. Ich glaube, sein Name ist R. M.

Inq. Wie kamet ihr aber dazu, dergleichen in diesem Lande zu sprechen?

Mart. Meine Religion läßt kein Fegefeuer zu, wie ich ihnen schon vorher gesagt habe. Ich glaube, ich habe es darum gesagt, weil ich in meinem Hauße und unter Leuten von meiner Religion war, und den Irrländer nicht bemerkte.

Inq. Thut es nicht leid, so gesprochen zu haben?

Mart. Wenn ich unrecht gesprochen habe, so bitte ich um Vergebung.

Inq. Allerdings müßt ihr in diesem Lande nicht so sprechen. Secretair! schreibe er nieder,

daß

daß der Ketzer wegen der dritten Anklage um Vergebung bittet.

Vierte Anklage. Als ihr mit jemanden gegangen seyd, der seinen Hut für ein Crucifix abgenommen hat, habt ihr ihn gefragt, warum er seinen Hut abnähme? Auf seine Antwort, daß es für das Crucifix geschehe, habt ihr erwiedert, daß ihr dergleichen in eurem Lande nicht habt. Ihr seyd darauf weggegangen, ohne den Hut abzunehmen.

Mart. Ich weiß die Zeit recht gut. Es ist ganz wahr. Ich habe niemals meinen Hut für ein Crucifix abgenommen, es sey denn, daß mir eine Procession begegnete, und dann pflegte ich ihn abzunehmen, nicht aus Respect, sondern um keine Aergerniß zu geben.

Inq. Glaubt ihr nicht, unrecht daran gethan zu haben? Denn wenn das alle Menschen so machen wollten, so würde die christliche Religion bald sinken, und zu nichts werden.

Mart. Wenn ich ein Catholik wäre, oder wenn in den Friedensartickeln zwischen meinem Könige und dem Könige von Spanien ausdrücklich enthalten wäre, daß ein englischer Protestant verbunden sey, dem Crucifix, Bildern, und Heiligen Verehrung zu erweisen; so würde ich mich selbst für schuldig halten. Da aber mit keinem Worte davon gedacht worden, so halte ich mich nicht schuldig, und bitte sie, mein Herr! mich nach den Friedensartickeln zu beurtheilen, ob ich schuldig bin oder nicht.

Fünfte Anklage. Ihr habt verschiedenemal im Religionsstreite wider die römi-

sche

sche Kirche gesprochen. Man hat euch oft ermahnet, unsern heiligen Glauben, ohne welchem niemand seelig werden kann, anzunehmen; aber ihr habt niemals etwas davon hören wollen.

Mart. Bey meinem ersten Inquisitionsverhör haben sie, mein Herr! mir zugestanden, daß ein Mensch seine Religion vertheidigen darf. Das habe ich gethan. Es ist auch oft geschehen, daß man mich hat zur Religionsveränderung bewegen wollen. Aber ich habe keine Neigung dazu.

Inq. Konntet ihr nicht eure Religion vertheidigen, ohne gegen die römische Kirche zu sprechen?

Mart. Ich weiß nicht, wie ich das hätte anfangen sollen. Denn so, wie die Leute im Disputiren meine Religion angriffen, tastete ich ihre an, und bewieß das, was ich sagte, aus der heiligen Schrift.

Inq. Schweiget von der heiligen Schrift. Es giebt andere Dinge außer der heiligen Schrift, die ihr glauben müsset, und die der Kirche offenbaret sind. Ihr habt unrecht. Ihr müßt in diesen Ländern reden. Man hatte euch zu eurem eigenen Besten gerathen, und ich wünsche, daß ihr das noch jezt überleget.

Sechste Anklage. Ihr seyd einmal am Borde eines englischen Schiffs mit eurer Frau und andern in Gesellschaft gewesen, wo eine gewisse Frauensperson eure Frau ermahnet hat, eine gute Christin zu werden, und ihre Religion zu ändern. Ihr habt sie schweigen geheißen, und ihre eigene Religion wahrnehmen; habt sie auch

sehr

sehr ausgescholten, und ihr gesagt, daß sie sich keine Mühe geben sollte, Bekehrte zu machen. Es war an einem Freytage, und ihr aßet Fleisch. Erinnert ihr euch dessen? Isaac!

Mart. Wir waren sehr vergnügt beym florentinischen Weine und Punch. Diese Frau sprach immer von ihrer Religion zu meiner Frau, ob sie gleich kaum wußte, was sie sagte, und selbst wenig davon verstand. Ich rieth ihr, stille zu seyn, und sagte, daß wir nicht hieher gekommen wären, von der Religion zu reden, sondern uns lustig zu machen. Da sie aber unaufhörlich davon redete, und wir sehr unlustig darüber wurden, hieß ich sie schweigen, und ihre eigene Religion wahrnehmen; und wir geriethen in einen Zank. Was das betrifft, daß ich an einem Freytage Fleisch gegessen habe; so thue ich das immer, und sie aß es auch, ob sie gleich eine Catholikin war.

Inq. Ihr habt unrecht. Diese Frau hat eurer Frau gut gerathen, und würde sie bekehrt haben, wenn ihr es nicht verhindert hättet; aber ich glaube, daß es euch gar nicht darum ist, daß sie eine Christin werde. Ihr wollt, daß sie bleiben soll, wie sie ist.

Mart. Ich hoffe, daß sie noch eine Christin ist, und ebenfalls keine Lust hat, die Religion zu ändern.

Inq. Eure ganze Familie würden gute Christen seyn, wenn ihr es nicht hindertet. Secretair! schreibe er nieder, was der Ketzer sagt.

Siebente Anklage. Als ihr mit einigen englischen ketzerischen Capitains in der Kir-

Kirche gewesen seyd, wo einige Leute vor dem Bilde der heiligen Jungfrau Maria gekniet und gebetet haben, und diese Capitains euch gefraget haben, ob sie das Bild anbeteten, habt ihr geantwortet: Ja, diese Leute sind von Jugend auf in dieser Art des Gottesdienstes erzogen worden. Sie wissen es nicht besser, weil sie in der Unwissenheit aufgewachsen sind.

Mart. Mein Herr! ich bin oft mit englischen Capitains herumgegangen. Ich erinnere mich aber dieses besondern Umstandes nicht. Es kann seyn, daß mich jemand so hat reden hören; aber dann habe ich gewiß englisch gesprochen, und es muß mir ein Irrländer zugehöret haben.

Inq. Ihr denket, daß niemand verstehet, was ihr saget. Aber ihr irret euch, und die Leute, die euch so sprechen hören, mögen wohl glauben, daß sie in Unwissenheit erzogen, und nicht auf dem rechten Wege sind.

Mart. Ich habe es nicht darum gesagt, um die Leute in ihrem Glauben irre zu machen. Ich habe auch nicht gedacht, daß mich jemand verstünde, als allein die Capitains, die von meiner Religion waren. Wenn ich unrecht gethan habe, so bitte ich um Vergebung. Die Unwissenheit war daran Schuld. Ich wußte nicht, daß man dergleichen Dinge in diesen Ländern nicht sagen darf.

Inq. In euren Reden ist mehr Bosheit als Unwissenheit. Ihr wisset mehr als ihr nicht wissen sollet; und was ihr eigentlich wissen sollet, wollt ihr nicht wissen. Bittet ihr den heiligen Tribunal um Vergebung?

Mart.

Mart. Ja, wenn ich unrecht gethan habe.

Inq. Secretair! schreibe er das nieder. Ich wünsche, daß der Ketzer Vergebung erlangen möge.

Achte Anklage. Als ihr mit einigen Kaufleuten ausgegangen waret, und die Hostie vorbey kam, haben sie alle ihre Hüte abgenommen, und einige sind auf die Knie gefallen. Ihr aber habt nicht einmal den Hut abgenommen, welches ein so großes Aergerniß gegeben hat, daß einige Leute, die eure Unfrömmigkeit in einem christlichen Lande gesehen haben, euch haben erstechen wollen.

Mart. Mein Herr! das ist falsch. Ich habe viele Jahre in catholischen Ländern gelebet, und weiß, daß ich, vermöge der Friedensartickel, verbunden bin, meinen Hut abzunehmen. Das habe ich auch immer gethan, solange ich in Malaga gewesen bin, um kein Aergerniß zu geben. Aber ich habe niemals mich gebeuget oder niedergekniet; ich bin dazu auch nicht verbunden, denn das ist wider unsere Religion. Uebrigens bin ich oft genug in Gefahr gewesen, um meiner Religion willen erstochen zu werden.

Inq. Aber diese Leute würden euch doch nicht beschuldigen, wenn es nicht wahr wäre.

Mart. Mein Herr! man beschuldigt mich, daß ich ein Jude bin. Ist das deswegen wahr? Ich wünschte, daß sie mir meine Ankläger könnten sehen lassen. Nun ich hier bin, können sie mich wol eines Mordes beschuldigen; und ich muß auf Dinge antworten, von denen ich nichts weiß. Ich verstehe diese Art der Justiz gar nicht. Lassen sie den Secretair schreiben, was ihnen gefällt.

Inq. Kommt nicht in Eifer, Isaac!

Mart. Es ist etwas hartes, solcher Dinge beschuldiget zu werden, wovon man nichts weiß. In andern Gerichtshöfen siehet man seine Ankläger. Die hiesige Art der Justiz aber verstehe ich nicht. Was hilft mirs, daß ich mich vertheidige? Lassen sie den Secretair schreiben, was ihnen beliebt.

Inq. Ich glaube wol, daß ihr diese Art der Justiz nicht verstehet. Ihr leugnet also diese Beschuldigung?

Mart. Ja, denn sie ist falsch.

Neunte Anklage. Ihr seyd einigemal in diesen Ländern mit des Pabstes Autorität gedrohet worden; und ihr habt gesagt, daß ihr ihn nicht estimiret, und daß er über euch keine Autorität habe.

Mart. Das ist wahr, ich habe das gesagt.

Inq. Wie kamet ihr dazu? Estimiret ihr nicht den heiligen Vater, welcher Gott auf Erden ist?

Mart. Mein Herr! wenn ich mit manchen Leuten sprach, die sich viel mit Religionssachen abgaben, droheten sie mir mit des Pabstes Autorität. Da ich aber ein englischer Protestant bin, und nicht zur römischen Kirche gehöre; so dachte ich, daß er mit mir nichts zu schaffen habe.

Inq. Wie! dann estimiret ihr keinen Menschen?

Mart. Um Verzeyhung. Ich estimire das ganze menschliche Geschlecht als meine Neben-Geschöpfe. Den Pabst achte ich als einen Bischoff zu Rom, aber nicht, weil er einige Autorität

ritat über mich hat; denn ich glaube, daß er gar keine hat.

Inq. Ihr irret euch, Isaac! Wer ist denn das Haupt eurer Kirche?

Mart. Jezt sehe ich zu meinem Leidwesen, daß ich mich geirret habe. Jesus Christus ist das Haupt unserer Kirche.

Inq. Wie! Ihr gebet also kein Haupt auf Erden zu?

Mart. Nein, mein Herr!

Inq. Haltet das Maul, ihr seyd ein Ungläubiger. Er ist Gott auf Erden.

Zehente Anklage. Als ihr mit einigen Schiffscapitains ausgegangen seyd, und eine Procession vorbeykam, habt ihr sie beredet, sich zu entfernen, und nicht darauf zu achten; da sie doch Lust hatten, sie zu sehen, woran ihr sie aber gehindert habt.

Mart. Mein Herr! Processionen sind sehr häufig in Malaga. Ich bin oft mit Capitains in Gesellschaft gewesen, die sonst noch nie ein catholisches Land gesehen hatten. Da sie nicht wußten, daß die Leute in andächtiger Beschäftigung waren, haben einige gelachet, andere ihren Hut aufbehalten. Ich habe ihnen also gerathen, sich zu entfernen, um kein Aergerniß zu geben; und darinne hoffe ich nichts böses gethan zu haben.

Inq. Habt ihr keinen Respect für unsere Processionen?

Mart. Solange ich in catholischen Ländern gewesen bin, habe ich zu Vermeidung des Aergernisses die Gewohnheit gehabt, meinen Hut

abzunehmen, aber nicht aus Respect für die Bilder, die ich da sahe.

Eilfte Anklage. Als die Procession vorbeygieng, knieten die Leute nieder, und waren andächtig. Ihr aber standet mit bedecktem Kopfe, und kehrtet euch an nichts; welches großes Aergerniß gegeben hat.

Mart. Ich erinnere mich dessen nicht. Ich glaube, diese Anklage ist falsch. Und wenn ich meinen Hut nicht abgenommen habe, so war es darum, weil die Hostie nicht da war. Niemals aber, wie sie schon wissen, bin ich niedergekniet oder habe mich gebeuget. Sie setzen mich so zur Rede, mein Herr! als wenn ich ein Catholik wäre; ich bin ein Protestant, und habe ihnen gleich anfänglich einen kurzen Begriff von meiner Religion gemacht. Wäre ich ein Catholik, so wäre ich schuldig.

Inq. Wenn ihr gleich die Freyheit habt, in diesen christlichen Ländern zu leben; so habt ihr doch nicht die Freyheit, darinnen zu thun, was euch gefällt.

Mart. Ich hoffe, daß die englischen Protestanten, kraft der Friedensartickel, die Freyheit des Gewissens in diesen Ländern haben, sonst würden sie darinnen nicht leben. Die Spanier werden in Engelland in Religionssachen nicht belästiget.

Inq. Ihr müßt euch nach dem Lande richten, worinne ihr lebet.

Zwölfte Anklage. Als ein englischer Capitain euch in euerm Hauße gefragt hat, ob ihr ein Jude wäret, habt ihr gelacht, und

und gesagt, daß ihr nicht achtetet, was die verleumderischen Leute von euch sagten, und daß ihr allemal bereit wäret, von eurer Religion Rechenschaft zu geben.

Mart. Das ist ganz wahr. Ich habe es wenig geachtet, was die verleumderischen Leute von mir sagten, und war allemal bereit, von meinem Glauben Rechenschaft zu geben. Das bildete ich mir aber nicht ein, daß ich hieher zum Examen geschickt werden würde; denn es giebt Geistliche genug in Malaga.

Inq. Hier ist der beste Ort dazu, und es ist in diesen Ländern kein lachenswürdiger Umstand, den Namen eines Juden zu führen.

Mart. Ehe ich nach Malaga kam, bin ich in verschiedenen Theilen Spaniens und Portugalls gewesen. Ich wußte, daß die Juden in diesen Ländern nicht gelitten werden, und daß man sie verbrennet, wenn sie ihre Religion nicht ändern. Wäre ich würklich ein Jude, würde ich gewiß mit meiner Frau und meinen Kindern nicht hieher gekommen seyn, um mich dieser Gefahr auszusetzen. Ich glaube, daß sie, mein Herr! recht gut wissen, daß ich kein Jude bin.

Inq. Euer Name ist Isaac, und euers Sohns Name ist Abraham, und ihr sagt doch, daß ihr kein Jude seyd.

Mart. Diese Namen beweisen nichts. Ich danke es Gott, daß ich ein guter Christ bin; und ich glaube auch einen Antheil an das Verdienst des theuern Blutes zu haben, welches Christus zur Erlösung der Menschen am Creutze vergossen hat; und auf diesen Glauben hoffe ich zu sterben.

Dreyzehente Anklage. Ihr habt denen, welche für die Seelen derer, die im Fegefeuer sind, Allmosen sammlen, niemals etwas gegeben; sondern sie ausgescholten, und zum Teufel verwiesen.

Mart. Das ist wahr; aber man gedenket der Ursach nicht, warum ich es gethan habe.

Inq. Nun, laßt sie uns hören. Aber redet die Wahrheit. Wie war es denn?

Mart. Derjenige, der das Allmosen einfordern wollte, wußte recht gut, daß ich ein Protestant war. Er kam gemeiniglich alle Abende an meine Thür, und ich wieß ihn oft höflich ab, mit der Versicherung, daß ich kein Allmosen für Seelen, die im Fegefeuer wären, gäbe. Je mehr ich ihn abwieß, desto ungestümer ward er. Er nennte mich einen ketzerischen Hund, und sagte, daß ich verdammt wäre, und zum Teufel gehen sollte. Ich habe mir lange Gewalt angethan, nichts zu erwiedern; weil er es mir aber zu bunt machte, so schimpfte ich auch. Ich gestehe, daß ich gegen so einen Mann nicht hätte in Affect gerathen sollen. Aber man ist nicht immer Herr über sich selbst. Und ob ich gleich in einem catholischen Lande lebe, so glaube ich doch nicht verbunden zu seyn, alle Anfälle zu leiden, die man auf meine Religion gemacht hat. Ich habe zuweilen an Leute, die mich höflich darum angesprochen, Allmosen gegeben, aber nicht um für abgeschiedene Seelen zu bitten.

Inq. So glaubet ihr kein Fegefeuer?

Mart. Nein, dergleichen glaube ich gar nicht.

Inq. Habt ihr die Wahrheit gesagt?

Mart. Ja, mein Herr!

Inq. So haltet euer Maul, und redet nicht ein Wort mehr.

Vierzehente Anklage. Die Leute haben euch sagen hören, daß ihr euch für keiner Justiz fürchtet; und da man euch gefraget hat, ob ihr auch nicht die Inquisition fürchtet, habt ihr geantwortet, daß die Inquisition nichts mit euch zu schaffen habe, weil ihr weder ein Catholik noch Jude, sondern ein engländischer Protestant wäret.

Mart. Das habe ich oft gesagt.

Inq. Wie! seyd ihr darum unter keinen Gesetzen, weil ihr ein Engelländer seyd?

Mart. Mein Herr! ein ehrlicher Mann fürchtet keine Justiz. Ich weiß es recht gut, daß ich, ich mag auch leben wo ich will, mich nach den bürgerlichen Gesetzen des Landes richten muß; aber ich dachte nicht, daß die ecclesiastischen Gesetze einige Gewalt über einen englischen Protestanten hätten.

Inq. Ihr denket, weil ihr ein englischer Protestant seyd, so könnt ihr sagen und thun, was ihr wollet. Dieß ist ein Land, wo die Leute sich wohl vorsehen müssen, was sie sagen.

Mart. Meine Lebensart in Malaga ist so beschaffen gewesen, daß ich keine Justiz zu fürchten Ursach gehabt habe. Wenn ich unrecht gesprochen habe, so bitte ich um Vergebung.

Inq. Ihr bittet also den heiligen Tribunal um Vergebung. Secretair! schreibe er das nieder. Ich wünsche, daß er sie erlangen möge.

Funfzehente Anklage. Ihr habt Juden in euerm Hauße gehabt, ohne dem Commissarius der Inquisition Nachricht davon

von zu geben; daß man sie hätte aufgreifen, und ihnen nach den Landesgesetzen den Proceß machen können. Wie habt ihr euch dergleichen unterstehen dürfen? Erinnert ihr euch dessen noch?

Mart. Ich erinnere mich dessen recht gut. Es war auf einem Schiffe, das nach Leghorn bestimmt war, ein Passagier, der kam in mein Hauß. Er sprach gut spanisch, und er sahe wie ein Jude aus. Er blieb mit seinem Capitain etwa zwey Stunden in meinem Hauße. Ich habe ihn weder vorher noch nachher jemals gesehen. Er mag meinetwegen ein Christ seyn; weil er aber nach Leghorn gieng, und gut spanisch redete, so hielt ich ihn für einen Juden. Aber Gott weiß, von welcher Religion er eigentlich war.

Inq. Kennet ihr die Person, die diese Anklage wider euch eingeschickt hat?

Mart. Der Mann heißt A. H. und hat einen schlechten Character.

Sechszehnte Anklage. Viele Leute versichern einhellig, daß gedachter Ketzer, Isaac Martin, während seines Aufenthalts in Malaga, sich zu verschiedenen Zeiten sehr aufgebracht gegen den heiligen Glauben der römischen Kirche bewiesen habe; daß er manche Leute verhindert hat, diesen Glauben anzunehmen; daß er, wenn man nicht seine Familie in Betrachtung gezogen hätte, schon längst wäre ermordet worden. Wir empfehlen diesen Menschen dem heiligen Gerichte, als einen, der dem heiligen Glauben der römischen Kirche sehr schädlich und gefähr-

gefährlich ist, als einen ihrer größten Feinde, und als einen, den die meisten für einen Juden halten. Wir bitten, daß das heilige Tribunal ihn mit der gewöhnlichen Strenge examiniren, und ihm nach Gutbefinden die gehörigen Züchtigungen am Leibe und an seinem Vermögen zuerkennen wolle.

Inq. Nun, was habt ihr dawider zu sagen? Sehet ihr, welchen Character euch die Leute beylegen? Gewiß, ihr seyd ein recht gottloser Mensch.

Mart. Das müssen wol recht gute Christen seyn, die mir diesen Character geben! Gott wird sie am besten finden. Keiner unter ihnen kann sagen, daß ich jemanden in Malaga beleidiget habe. Ich habe mich allezeit für einen Protestanten ausgegeben, und allein um dieser und keiner andern Ursach willen hat man mich hieher gebracht. Ich hoffe, daß mich Gott stärken wird, diese Trübsale zu überstehen. Ich bin fest versichert, daß sie, mein Herr! recht gut wissen, daß ich kein Jude bin. Was aber den Character betrifft, den man mir beyleget, so weiß Gott am besten, ob ich ihn verdiene oder nicht. Ich habe in den Verhören die Wahrheit nach meinem besten Wissen bekennet, und ich glaube, daß sie, mein Herr! wissen, daß es sich so verhalte, und daß die Leute, die gegen mich die Beschuldigungen eingeschickt haben, Leute von nichts bedeutendem Character sind, die mich, solange ich in Malaga gewohnt habe, beneidet haben.

Inq. Die meisten eurer Ankläger sind eure Landesleute. Gewiß, sie würden nicht so sprechen, wenn es nicht wahr wäre!

Mart. Die, welche sie für meine Landesleute halten, sind meine ärgsten Feinde, die ich habe. Ich leugne, daß sie meine Landesleute sind. Sie sind Irrländer. Irrland gehöret zwar der Crone Engelland; aber diese Leute sind von unserer Armee weggelaufen, und sind Feinde meiner Religion, meines Königs, und meines Vaterlandes, und die schlimmsten, die ein englischer Protestant auswärts haben kann. Mich wundert, daß kein Kaufmann oder sonst ein Mann von guter Reputation unter denen ist, die wider mich gezeuget haben.

Inq. Schweiget. Ihr denket, daß ich glauben werde, was ihr saget. Wahrhaftig, es erhellet aus dem, was eben vorgelesen worden ist, daß ihr ein gottloser Mensch gewesen seyd. Und doch leugnet ihr die meisten Beschuldigungen, und seyd so boshaft, jeder Sache eine euch beliebige Wendung zu geben. Ich habe von euch schon seit vier Jahren gehöret. Ihr seyd ein verschlagener Mensch. Aber man hat Torturen, wodurch man euch zum Geständnisse der Wahrheit bringen kann.

Mart. Mein Herr! thun sie, was sie wollen. Ich kann mir nicht helfen. Sie wissen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Inq. Ich will euch einen Advocaten geben, der eure Sache vertheidiget; aber ich glaube, daß sie sehr schlimm ist. (Der Advocat wurde hereingerufen, und der Inquisitor sagte ihm, daß ich ein hartnäckiger Ketzer wäre, daß er mich examiniret hätte, und ich fast alle meine Beschuldigungen leugnete. Darauf befahl er dem Advocaten, nach Malaga zu schreiben, um Nachricht von mir

einzu-

einzuziehen; und sagte ihm, daß meine Sache sehr schlimm wäre, und daß ich nicht das Meinige zu deren Vermittelung beytragen wollte.) Gehet, ihr seyd schuldig. Ihr werdet bereuen, was ihr gesaget habt. Unterzeichnet diese Schriften, die euer Bekenntniß enthalten. (Der Advocat antwortete zu allem, was der Inquisitor sagte, ja und nein, und er sprach weder ein Wort zu mir, noch ich zu ihm. Ich gieng nach meinem Gefängniß zurück.)

Don Fernando hatte mir oft gesagt, daß ich Verhör haben könnte, so oft ich es verlangte. Da ich in vierzehn Tagen nicht gerufen ward, bat ich um Audienz, welche mir auch zwey bis drey Tage nachher verstattet wurde.

Inq. Nun, Isaac! was habt ihr zu eurer Vertheidigung zu sagen? Ihr habt Audienz verlanget.

Mart. Ich habe nichts weiter zu sagen. Ich komme nur her, um von ihnen die Gunst zu erbitten, mich bald abzufertigen. Ich glaube, daß mein Examen zu Ende ist. Ich erinnere mich, daß das heilige Tribunal ersuchet worden ist, mich am Leibe und Vermögen zu strafen. Ich glaube, daß mein Leib genug gezüchtiget worden ist, nachdem ich so viel gelitten habe, und solange in einem finstern Kerker eingesperrt worden bin, wo man mit mir wie mit einem Hunde umgegangen ist. Was das Vermögen betrifft, welches mir Gott gegeben hat, so stehet ihnen solches gern zu Dienste. Wenn ich so ein schlimmer Mensch bin, wie die Leute sagen, so fesseln sie mich, und schicken sie mich mit meiner Familie am Bord eines Schiffes. Gott wird für uns sorgen.

Inq.

Inq. Halt, halt, Isaac! das gehet nicht so geschwinde, als ihr denket. Ihr habt nach euerm eigenen Geständnisse die Friedensartickel gebrochen.

Mart. Wenn ich das gethan hätte, sollte es mir leid thun. Ich bitte, daß sie mir diese Friedensartickel zeigen, damit ich wissen kann, ob ich schuldig bin.

Inq. Ich habe sie. Ihr sollt sie zu einer andern Zeit sehen. Es ist noch viel über eure Sache zu sprechen. Habt ihr sonst noch etwas zu sagen?

Mart. Nein, ich bitte, nach den Friedensartickeln gerichtet zu werden. Sie beliebten mir zu sagen, daß sie mich bald abfertigen wollten.

Inq. Gehet, gehet in euer Gefängniß, und denket darüber nach, was ihr gethan habt.

Als ich in mein Gefängniß zurück kam, nahm ich mir vor, nicht weiter Audienz zu fordern. Ich wunderte mich, daß so ein Mann, der zwischen zwey Crucifixen auf einem Throne sitzet, und sich Heiligkeit und Untrüglichkeit zuschreibet, mir so viele Lügen sagen konnte. Ich fand, daß kein anderes Rettungsmittel sey, als Gott zu bitten, daß er mir Kraft gebe, mein Elend zu ertragen, und daß er mich aus diesen grausamen Händen erlösen mögte. Einige Tage nachher kam Don Joseph Equarez, der dritte Inquisitor, mit einem Secretair in mein Gefängniß.

Inq. Wie gehts? Isaac! Habt ihr etwas zu eurer Vertheidigung vorzubringen? Kann ich euch worinnen dienen? Saget mirs.

Mart. Mein Herr! ich habe nichts weiter zu sagen. Mir kommt es sehr hart vor, daß man mich solange hier behält.

Inq. Hört, ihr Engelländer denkt, daß man nach euerm Vermögen trachtet; aber ihr irret euch. Daran denken wir gar nicht. Ihr habt bekennet, daß ihr euern Hut für unsere Bilder nicht abnehmet. Das müßt ihr aber thun, wenn ihr in christlichen Ländern lebt, ihr möget daran glauben oder nicht. Denn es giebt böse Exempel, wenn ihr es nicht thut.

Mart. Wir Protestanten thun das niemals. Es ist wider unsere Religion und wider unser Gewissen.

Inq. Ihr müßt alles in diesem Lande thun; und auch das ist eine Sache, die ihr hier thun müsset. Kann ich euch worinnen dienen?

Mart. Wenn sie mich aus diesem Elend befreyeten, würde ich es ihnen ungemein danken.

Inq. Es ist zu allen Dingen Zeit. Ihr seyd in der Ketzerey erzogen worden, und seyd jezt hier um eurer Seelen Wohl. Ihr müßt euch in dem wahren Glauben erleuchten. Ich will euch bestmöglichst dienen. Habt ihr sonst noch etwas zu sagen?

Mart. Ich hoffe, mein Herr! in meinem Glauben seelig zu werden.

Inq. Ueberleget das, was ich euch gesaget habe. Lebet wohl.

Da ich in meiner erschrecklichen Einsamkeit weiter in der Welt keinen Trost hatte, als Don Fernando und Don Baltazar zu sehen, welche Morgens und Abends meine Lampe anzustechen

kamen, so bemühete ich mich, mir ihre Gunst zu erwerben, damit ich doch dadurch, daß ich mit ihnen redete, etwas aufgemuntert wurde. Sie waren beyde in ihrer Art ziemlich umgänglich, besonders Don Fernando, welcher mir erzählete, daß er vormals mit einem englischen Schiffe gereiset sey, wo der Schiffscapitain sehr höflich gegen ihm gewesen; und daß er die Engelländer gut leiden könnte. Er bot sich an, mir alle mögliche Dienste zu thun, und sprach mir Geduld ein. Er versicherte mich, daß meine Sache nicht tödlich sey, daß ich, wenn ich die Religion ändern wollte, bald in Freyheit kommen würde; denn er glaubte, daß ich Verstand genug hätte, einzusehen, warum ich hier wäre, und daß die heilige Inquisition einen guten Christen aus mir machen wollte. Ich antwortete ihm, daß ich, ob ich gleich diese Absicht der Inquisition merkte, solches doch nicht thun könnte, weil es wider mein Gewissen wäre. Ich bat ihn, mir zuweilen, so viel als thunlich wäre, Gesellschaft zu leisten. Er sagte mir, daß es ihm nicht erlaubt sey, sich mit Gefangenen in Gespräche einzulassen, er wolle aber dann und wann kommen, um etwas mit mir zu plaudern, welches er auch zuweilen zwey bis drey Minuten lang that. Ich suchte von ihm die Geheimnisse der Inquisition auszuforschen. Da aber diese Leute schwören müssen, daß sie den Mund halten wollen; so konnte ich wenig erfahren.

Das Inquisitionshauß ist wie ein kleiner Pallast; sobald man aber die Gefängnisse erblicket, siehet es schrecklich aus. Es ist fast wie ein Klo-

ster

ster gebauet, rund um mit Gallerien. Die Gefängnisse sind unten, in der mittlern und obern Etage, und alle von gleicher Beschaffenheit. Sie sind etwa 15 Fuß lang, und zehn breit. Jedes Gefängniß hat zwey wohl verriegelte und verschlossene Thüren. In den meisten fällt so viel Licht ein, daß man gerade an der Stelle, wo es einfällt, lesen kann. Es sind drey Inquisitoren, aber einer ist nur immer bey dem Verhör. Sie haben ihre Wohnungen in der Inquisition. Daselbst sind auch fünf Secretarien, und zwey Kerkermeister, welche von dem Könige besoldet werden. Der König ernennet die Inquisitoren, und der Pabst confirmiret sie. Don Baltazar, der Unterkerkermeister, berichtete mir, daß wol an hundert Gefängnisse wären, und in einem jeden nur ein Mensch säße. Von den Gefangenen wird nur immer einer auf einmal herausgelassen, um seinen Mund-Vorrath zu holen, oder die Unreinigkeiten auszuwerfen, welches die Woche zweymal geschiehet; und dann werden sie wieder eingeschlossen. Was ein jeder an Mundprovision kriegt, habe ich schon oben gesagt. Sonst bekommt jeder Gefangene noch täglich fünf Stüber an Gelde, zu den andern Bedürfnissen. Den ersten Tag war mein Essen allemal gut, den zweyten fieng es an zu riechen, und den dritten stunk es, und schimmelte zur Sommerszeit; ich pflegte es aber doch zu essen, weil ich nichts anders hatte. Ich ward bey dieser Kost sehr mager, ob ich gleich, Gottlob! die ganze Zeit über gesund geblieben bin.

Die Inquisitoren werden von jedermann verehret, aber mehr aus Furcht als aus Liebe. Sie hal-

halten sich alle ihre Kutschen. Ich fragte einmal Don Fernando, wie lange wol die Gefangenen hier behalten würden; denn ich hätte gehört, daß sie zuweilen zehn Jahre lang sitzen müßten. Er antwortete mir, daß zehn Jahre nichts wären, sondern daß sie manchmal 20 ja 30 Jahre säßen, und zuweilen erst nach dem dritten oder vierten Jahre ihrer Gefangenschaft zum ersten Verhör kämen. Als ich dieses hörte, ward ich in meinem Gemüthe sehr unruhig, und scheuete mich, mehr zu fragen. Viele Jahre vorher, ehe ich in die Gefangenschaft kam, hatte ich gehört, daß man den Inquisitions-Gefangenen das Fleisch ohne den Knochen gebe; ich habe aber zu meinem Leidwesen das Gegentheil befunden, denn manchmal waren unter sechs Unzen kaum drey bis vier Unzen Fleisch. Den Gefangenen werden keine Bücher, keine Dinte, Feder, oder Pappier zugelassen; und wenn sie gleich schon viele Jahre gesessen haben, so können sie doch niemals etwas von ihrer Familie oder ihren Verwandten erfahren. Sie dürfen keine Predigten und keine Messe hören, noch das Abendmahl nehmen; und wenn sie beten, müssen sie es so leise thun, daß es niemand höret; sonst werden sie gezüchtiget.

Einstmals sang ich vor mir selbst ganz leise, und ohne zu glauben, daß ich gehöret würde, den sechsten Psalm, der sich auf meinen damaligen Zustand recht passete. Aber Don Fernando kam herein, drohete mir, und hieß mir stille seyn. Ich habe nachher gemerket, daß sie sachte herumgehen, um zu hören, ob die Gefangenen einen Laut von sich geben, oder mit einander sprechen.

Sie

Sie sind so geheim, daß verschiedene Freunde und Verwandten in derselben Inquisition sitzen können, ohne daß einer von dem andern etwas erfähret.

Wenn jemand stirbt, wird er ohne Ceremonie begraben. Wird er aber nach seinem Tode schuldig befunden, so werden seine Gebeine in einen Sarg gethan, und verbrannt, wenn das Auto da Fe celebriret, oder jemand aus der Inquisition gelassen wird, um die ihm zuerkannte Züchtigung zu empfangen. Die Gefangenen erfahren weder ihre Ankläger, noch wessen man sie eigentlich beschuldiget. Sie müssen alles rathen, und sich selbst beschuldigen. Wenn sie das nicht thun, so zwingt man sie durch Torturen zum Bekenntniß. Durch diese Gewaltsamkeiten wird mancher dahin gebracht, Dinge zu bekennen, die er niemals gethan hat, damit sie nur sein Vermögen confisciren können, dessen sie sich allemal bemächtigen, wenn einer gefangen genommen wird. Die Familie mag immer Hungers sterben. Wenn der Gefangene, nachdem man ihm den Eid der Verschwiegenheit abgenommen hat, nichts zu sagen, was mit ihm in seiner Inquisitionsgefangenschaft vorgefallen ist, Klagen führet; so wird er ohne Gnade verbrennet oder auf die Galeeren geschmiedet, wenn man seiner wieder habhaft wird. Die Leute sind oft genöthiget, um nur ihr Leben zu retten, sich schuldig zu bekennen; und wenn sie dann frey gelassen worden sind, müssen sie, aus Furcht wieder ergriffen zu werden, noch dazu sagen, daß die heilige Inquisition gerecht sey, ob sie gleich die Torturen erlitten, und ihr Vermögen verlo-

ren haben. Es ist oft geschehen, daß Leute, welche sehr gute Christen waren, als Juden angegeben worden sind, und welche auf der Tortur bekannt haben, daß sie Juden wären, ob sie es gleich im Grunde nicht waren. Sie thaten es aber, um ihr Leben zu retten. Jedoch haben auch andere lieber den Tod gewählet. Man hat viele Beyspiele von Leuten, welche auf dem Richtplatze bekannt haben, daß sie als Christen sterben, und niemals Juden gewesen sind, daß sie auf die Barmherzigkeit Christi hofften, und lieber hätten den Tod wählen, als den christlichen Glauben verleugnen wollen. Wenn jemand im römischen Glauben stirbt, so geschiehet ihm die Wohlthat, daß er, ehe er auf den Scheiterhaufen kommt, stranguliret wird.

Mir sind eine Menge Exempel bekannt, daselbst Römisch-Catholische über das Inquisitionsgericht bittere Klagen geführet haben. Nur durften sie es nicht so ganz öffentlich thun, aus Furcht, eingezogen zu werden. Kein Gericht in der Welt ist der Inquisition gleich, und keines giebt sich solche Titel. Es nennet sich das heilige Hauß, das heilige Tribunal, das heilige Gericht; und unter diesen Namen thut es alles, was es will. Die Leute müssen das Verfahren der Inquisition billigen, ob sie gleich in ihren Herzen ganz anders davon denken, und durch traurige Erfahrungen gesehen haben, daß sie und ihre Familien dadurch ruiniret worden sind. Aber sie dürfen nicht klagen, weil es allenthalben Spionen giebt, welche der Inquisition alles, was sie hören, hinterbringen.

Das Amt eines Spions bey der Inquisition ist ein Ehrenamt, bringt aber wenig ein. Der einzige Vortheil ist dabey, daß ihnen niemand etwas thun kann, wenn sie Schulden gemacht haben. Es giebt welche in allen Ständen, vom Herzog an bis auf den Handwerksmann; und wenn die Inquisition jemanden ergreifen will, so giebt sie ihnen die Befehle dazu, und diese können wieder zu Hülfe nehmen, wen sie wollen, denn niemand darf ihnen ihren Beystand versagen, ohne selbst festgenommen zu werden. So groß ist die Gewalt der Inquisition. Don Fernando versicherte mich, daß über tausend Spione zur Inquisition von Granada gehörten, ohne den Commissarien und Secretarien, deren Anzahl geringer ist, die aber, wie die Spione, durch das ganze Land ausgebreitet sind.

Es sind verschiedene Inquisitionen in Spanien. Die Hauptinquisition aber ist zu Madrit, welcher alle andere von ihrem Thun gewissermaßen Rechenschaft geben. Don Fernando versicherte mich, daß auch Standespersonen eingesetzet würden, daß der König der Inquisition unterworfen sey, und daß nicht längst ein Bischoff darinne wäre gefangen gewesen, weil er einige Irrthümer in der catholischen Religion geheget hat. Man hat mir einen Advocaten gegeben, meine Sache zu vertheidigen, und wir haben kein Wort miteinander geredet.

Das heilige Tribunal ist fast so groß, wie das Parlementshauß, worinne die Lords sitzen. Es ist mit Gemälden schön ausgezieret. Es stehet

ein schöner Altar darinne, und ein mit rothem Sammet überzogener Thron. Ferner siehet man drey schöne Lehnstühle daselbst, auf welchen die Inquisitoren sitzen, und hinter denselben ist ein großes Crucifix mit Gold gestickt. Zu dessen rechter Hand ist die dreyfache Crone, linker Hand aber ein bloßes Schwerd, und unter demselben des Königs Waffen, alles schön gestickt mit Gold und Silber auf rothem Sammet. Der Tisch ist auch mit rothem Sammet bedeckt, und auf demselben stehet ein Crucifix. Am Ende des Tisches sizt der Secretair und gegen dem Inquisitor und den beyden Crucifixen der Gefangene. Außer einem großen silbernen Schreibzeuge sind auch einige silberne Handglocken da, um die Secretairs und Kerkermeister abzurufen.

Nachdem ich etwa dreyzehn Wochen gesessen hatte, ward ich wieder zum Verhör gefordert. Ich war darüber sehr froh, weil ich nun mein Urtheil zu hören glaubte. Aber ich betrog mich.

Inq. Nun, Isaac! habt ihr auf mehrere Dinge in eurer Sache gedacht?

Mart. Nein, mein Herr! ich habe nichts zu sagen, ich müßte denn das bereits gesagte wiederholen, und das, glaube ich, wird nicht viel helfen.

Inq. Hier sind noch mehr Anklagen wider euch eingekommen, auf welche ihr antworten müsset.

Mart. Gut, mein Herr! ich will darauf antworten, so gut als ich kann.

Inq. (Er las mir die Anklagen vor, deren beynahe so viele als die vorigen waren) Nun, Isaac! was habt ihr darauf zu sagen?

Mart. Es sind fast die nämlichen Beschuldigungen, nur daß etwas verändert und an andern Orten gesetzet ist. Ich kann geschwinde darauf antworten. Was aber die neuen Anklagen betrifft, so sind sie fast alle falsch, und der Teufel hat sie erdacht.

Inq. Stille, Isaac! das ist sonderbar geredet.

Mart. Mein Herr! ich sage die Wahrheit. Sie beliebten mir bey meiner ersten Ankunft zu versprechen, daß sie mich bald abfertigen wollten. Ich bin nun über drey Monate hier, und noch nicht besser daran, als am ersten Tage.

Inq. Stille. Denkt ihr, daß man hier die Justiz so verwaltet wie in euerm Lande, nur flüchtig weg, und ich weiß selbst nicht wie? Hier wird alles scharf examiniret, und die Justiz rechtschaffen verwaltet.

Mart. Mein Herr! ich glaube, daß wir auch ordentliche Justiz in Engelland haben. Aber ich bitte sie um Vergebung, ich verstehe die hiesige Art der Justiz nicht.

Inq. Freylich verstehet ihr sie nicht. Das thut auch nichts. Erinnert euch, daß ihr geschworen habt, und antwortet auf diese Artickel.

Mart. Ich habe aber bereits darauf geantwortet.

Inq. Wenn auch. Ihr müßt noch einmal. Sehet euch aber wohl für, was ihr saget.

Mart. (Ich beantwortete sie nochmals kurz, und hernach wurden mir die andern Anklagen vorgelegt.)

Siebenzehente Anklage. Ihr habt eure Kinder verhindert, im christlichen Glauben erzogen zu werden; und wenn ihr nicht wäret, würden sie schon längst römisch-catholisch seyn. Nun aber ist es wider die Gesetze des Landes, sie daran zu verhindern.

Mart. Es ist falsch, daß meine Familie zur catholischen Religion Lust bezeiget hat. Kein Gesetz kann sie dazu zwingen, oder mich hindern, sie in meiner Religion zu erziehen. Vor vier Wochen sagten sie mir, mein Herr! daß ich die Friedensartickel gebrochen hätte, und daß sie mir solche zeigen wollten. Lassen sie sie mich also sehen.

Inq. Ihr sollt sie zu einer andern Zeit sehen. Antwortet nur auf diese Artickel.

Mart. Meine Familie ist mit mir gleiches Sinnes. Ich habe niemals wahrgenommen, daß sie Lust gehabt, ihre Religion zu verändern.

Inq. Ihr leugnet also diese Beschuldigung?

Mart. Ja, mein Herr! sie ist falsch.

Achtzehente Anklage. Ihr habt die Fensterladen zugemacht, wenn die Procession vorbeygegangen ist, um eure Kinder am Niederknien zu verhindern. Ihr habt sie auch geschlagen, wenn sie einige Neigung zur catholischen Religion bewiesen haben.

Mart. Es ist wahr, daß ich zuweilen die Fensterladen zugemacht habe; denn ich hatte manchmal Schiffscapitains bey mir, welche ihren Hut nicht würden abgenommen haben. Was meine Kinder betrifft, so liefen die gemeiniglich an das Fenster, um zu lachen, und ich habe ihnen oft verboten, sich nicht zu zeigen, wenn eine Procession

eeßion kam, damit sie kein Aergerniß geben mögten. Wenn ich sie geschlagen habe, wie man mich beschuldigt, so glaube ich, daß ich die Freyheit dazu habe.

Inq. Nein, in manchen Fällen habt ihr sie nicht. Wie alt sind eure Kinder?

Mart. Eins ist funfzehn, das andere acht, das dritte fünf Jahr alt.

Inq. Sie sind in einem Alter, wo sie zur christlichen Religion erzogen werden können.

Mart. Sie sind auch darinne erzogen. Die beyden jüngsten können aber noch gar zu keiner Religion angehalten werden.

Inq. Eure Tochter und euer Sohn Abraham haben schon Jahre, und ihr seyd nur ihr Stiefvater. Diese können im christlichen Glauben erzogen werden. Ihr habt ihnen nichts zu befehlen.

Mart. Sie sind Christen, und ich betrachte sie als meine eigenen Kinder.

Inq. So wollt ihr sie auch wol in eurer Religion erzogen haben?

Mart. Ja, mein Herr!

Neunzehente Anklage. Eure Tochter, die nun schon Jahre hat, hat sich in der Nachbarschaft oft beklaget, daß sie gern römischcatholisch würde; sie fürchte sich aber, daß ihr sie schlagen würdet, welches ihr bey solcher Gelegenheit oft gethan habt.

Mart. Auf solche Lügen kann ich nichts antworten. Die ganze Sache ist grundfalsch.

Inq. Wie? Isaac! auf diesen Artickel habt ihr nichts zu sagen?

Mart. Gar nichts. Ich habe niemals gemerkt, daß meine Tochter hat catholisch werden wollen; ich habe sie deswegen auch niemals geschlagen. Es ist alles falsch; und sie mögen den Secretair schreiben lassen, was sie wollen.

Zwanzigste Anklage. Ihr habt zur Passionszeit und an andern Fasttagen mit eurer Familie Fleisch gegessen, und euern Kindern verboten, die Fasttage zu halten, welche die römische Kirche verordnet hat. Ihr habt sie auch deswegen geschlagen.

Mart. O! das sind armseelige Beschuldigungen, und alle falsch. Ich danke Gott, daß mein Tisch das ganze Jahr durch Fleisch und Fische gegeben hat. Ich habe mich nie darum bekümmert, was mein Gesinde gegessen hat, und meine Frau und Kinder haben das ganze Jahr durch ohne irgend einem Gewissensscrupel Fleisch gegessen.

Inq. Ihr Engelländer denkt an nichts als an Essen und Trinken, und wie ihr nach euerm Gefallen leben wollet, ohne daß ihr Büßung habet.

Mart. Mein Herr! wir haben auch für unsere Seelen zu sorgen, so gut wie andere Völker. Wir sind in einem gesegneten Lande geboren, leben so gut als andere Völker, und dienen Gott eben so gut.

Inq. Vormals war euer Land ein gutes Land, und brachte viele Heiligen hervor. Jezt aber gar nicht.

Mart. Freylich sind keine Heiligen mehr da; aber ich bin versichert, daß es jezt so gut wie vorher brave Männer hervorbringet.

Inq.

Inq. Schweiget. Ihr seyd alle verlorne Leute. Ihr seyd von der heiligen Kirche abgefallen, und es ist keine Rettung für euch, wenn ihr nicht wieder umkehret.

Ein und zwanzigste Anklage. Eure Kinder sind oft in der Messe und in den Betstunden gewesen; sie würden auch alle Tage dahin gegangen seyn, wenn ihr sie nicht daran verhindert, und sie deswegen oft geschlagen hättet. Ihr habt sie dadurch abgehalten, Christen zu werden, und seyd Ursach, daß sie das Heil ihrer Seelen verscherzet haben.

Mart. Mir ist niemals bewußt, daß meine Kinder in die Messe oder Betstunden gegangen sind. Ich habe sie deswegen auch niemals geschlagen. Ich hoffe, daß Gott ihnen in der Religion, in welcher sie erzogen sind, die Seeligkeit geben werde, ob sie gleich die römische Kirche verdammet. Die ganze Anklage ist falsch.

Inq. Ihr leugnet ja fast alles.

Mart. Ich leugne nichts, als was falsch ist.

Inq. Ihr mögt es vielleicht schon vergessen haben.

Mart. Nein, ich habe jezt an nichts anders zu denken. Und mich dünkt überhaupt, daß diese Beschuldigungen, gesezt auch, daß sie wahr wären, wenig wider mich beweisen. Sie sind aber alle falsch, und von gottlosen Leuten erdacht.

Inq. Schweiget. Wie könnet ihr so reden?

Mart. Nun gut. Lassen sie ihren Secretair schreiben, was sie wollen.

Zwey und zwanzigste Anklage. Als ihr in Lissabon gewesen seyd, habt ihr ver-

schiedene Religionsstreitigkeiten gehabt. Ihr habt euch verstochen aus Furcht für die Inquisition, weil ihr ein Jude seyd. — Kommt, antwortet, was habt ihr dagegen zu sagen. Dieser Artickel ist von Wichtigkeit.

Mart. Lassen sie ihren Secretair schreiben, was sie wollen. Ich habe auf diese gottlose Beschuldigung nichts zu sagen. Der Teufel hat sie erdacht, um mich zu schrecken. Gott weiß es, daß ich kein Jude bin, und sie, mein Herr! wissen es auch recht gut. Gott wird mich schon einmal rächen.

Inq. Ihr sehet aber, Isaac! was man wider euch schreibet; und die Namen eurer ganzen Familie sind alt, und mosaisch.

Mart. Mein Herr! sie haben oft auf den Namen Isaac und auf meines Sohnes Namen Abraham resiectiret. Sie erwägen aber nicht, daß ich in Malaga ein Kind habe beerdigen lassen, welches Peter hieß, und noch eines habe, mit dem Namen Bernhard. Das sind lauter Namen von Heiligen.

Inq. Das sind alles christliche Namen.

Mart. Die andern sind es auch. Es ist uns einerley, ob wir unsern Kindern Namen aus dem alten oder neuen Testamente geben. Ueberdem waren weder Abraham, noch Isaac, noch Jacob, Juden.

Inq. Sie waren allerdings Juden. Gewiß ihr irret euch.

Mart. Ich bitte um Verzeihung. Ich irre mich nicht.

Inq. Was waren sie denn? Laßt uns doch hören.

Mart. Sie waren Hebräer; sie lebten unter dem Gesetz der Natur, das ihnen Gott einflößete, der mit ihnen redete. Sie waren aber schon viele hundert Jahre tod, als Gott dem Moses die Gesetze gab.

Inq. Schweiget. Mich dünkt, ihr verstehet etwas vom mosaischen Gesetze.

Mart. Gottlob, ich verstehe etwas von dem alten und neuen Gesetze, als nicht so viel als ich sollte. Wir haben das alte und neue Testament beständig in unserer Familie, und wir lesen darinne, um uns in unserer Religion zu unterrichten.

Inq. Schweiget. Ihr gebt der Bibel einen unrechten Sinn. Eben darum, daß ihr so viel wisset, seyd ihr hieher gebracht worden. Es wäre besser, wenn ihr weniger wüßtet, und den wahren Glauben annähmet.

Mart. Ich hoffe in meinem Glauben seelig zu werden; und wenn ich in Lissabon über die Religion gestritten habe, so geschahe es gewiß nicht zur Vertheidigung der mosaischen Gesetze. Denn einige Juden wurden damals daselbst verbrennet. Das ist Beweißes genug, daß die Anklage falsch ist, und daß ich mich dieser Gefahr nicht würde ausgesetzet haben.

Drey und zwanzigste Anklage. Ihr habt irrige Sätze unter den Leuten ausgestreuet. Ihr habt sie beredet, Ketzer zu werden, und von der römischen Kirche, ohne welcher doch niemand seelig werden kann, abzufallen.

Mart.

Mart. Ich wünsche, daß man mir nur einen nennete, den ich zu einer Religionsveränderung soll beredet haben. Die Hölle kann nichts ärgers erdenken. Ich kann mir gar nicht einbilden, wer eine solche Anklage gegen mich hat einschicken können. Wenn ich von Religionssachen redete, so war das gemeiniglich mit geistlichen, und nicht mit gemeinen Leuten. Denn ich weiß, daß die leztern nicht von Religionssachen reden dürfen; sie sind auch dazu nicht fähig, und verstehen wenig davon.

Inq. Sie verstehen genug davon. Es ist der Glaube, der uns seelig machet. Ihr aber wollet nicht glauben, sondern leugnet fast jeden Punkt. Schweiget.

Vier und zwanzigste Anklage. Da ihr Isaac heißet, und euer Sohn Abraham, so müßt ihr ein Jude seyn, oder Juden zu Verwandten haben.

Mart. Darauf habe ich schon hinlänglich geantwortet, und es ist bloße Wiederholung. Die Römischcatholischen, die in Holland und Flandern wohnen, bekümmern sich darum nicht, ob ihre Kinder Namen aus dem alten oder neuen Testamente haben. Ich habe in Malaga einen Römischcatholischen aus Flandern gekannt, der Jacob hieß. Ich weiß zuverläßig, daß ich niemals Juden unter meinen Verwandten gehabt habe. Lassen sie ihren Secretair schreiben, was sie wollen.

Fünf und zwanzigster Artickel. Ihr habt euer Hauß verkaufen, und euch retiriren wollen, aus Furcht, von der Inquisition ergriffen zu werden.

Mart.

Mart. Das ist wahr; ich wollte mein Hauß verkaufen; aber nicht aus Furcht für der Inquisition; denn ich konnte mir nicht einbilden, daß diese über englische Protestanten Gewalt hätte. Wenn ich mich dafür gefürchtet hätte, würde ich mich in diesem Lande nicht niedergelassen haben. Ich hatte Gelegenheit genug, auf ein englisches Schiff zu gehen, und mich zu retiriren, wenn ich furchtsam gewesen wäre.

Inq. Wie, ihr dachtet, die Inquisition habe keine Gewalt über englische Protestanten? Ihr irret euch.

Mart. Ja, leider, sehe ich das.

Inq. Was wollet ihr thun, nachdem ihr euer Hauß verkauft hattet?

Mart. Ich wollte nach meinem Vaterland zurückkehren; denn ich war es überdrüßig, in der Fremde, und sonderlich in Malaga zu leben, wo ich keine Ruhe hatte, sondern täglich wegen meiner Religion viel ausstehen mußte.

Inq. Ihr habt ein Maul, das ihr allemal zu eurer Vertheidigung gebraucht habt.

Mart. Ich konnte freylich nicht immer alle Grobheiten der Leute ertragen. Ich sehe aber, daß sie jezt ihren Endzweck erreichet haben.

Inq. Gut, schweiget nur, ihr könnt euch noch selbst helfen, wenn ihr wollet.

Sechs und zwanzigste Anklage. Ihr habt jederzeit mit der Religion der römischen Kirche euern Spott getrieben. Nun, was sagt ihr dazu?

Mart. Ich leugne es nicht, daß ich, wenn ich mit einigen Römisch-Catholischen in Gesellschaft

schaft war, über ihre Religion so spottete, wie sie über die meinige.

Inq. Mit der Religion muß man nicht scherzen.

Mart. Das ist wahr. Ich habe auch nur das Maaß vergolten, das sie mir wegen meiner Religion gaben.

Inq. Was sagten sie euch denn? Lasset hören.

Mart. Sie wissen, mein Herr! daß die römische Kirche den Ketzern, wie man sie nennet, die Seeligkeit abspricht. In unserer Religion haben wir mit allen Menschen Nachsicht. Wir verdammen niemanden. Man sagte mir oft, daß ich und meine Familie verdammt wären, und daß wir unmöglich könnten seelig werden. Es ist hart, diese Worte so oft zu hören, als ich sie habe hören müssen. Ich gab ihnen manchmal eine Antwort darauf, die ihnen nicht gefiel; denn ich konnte ihre Reden nicht immer ertragen. Ich hoffe, durch Gottes Gnade eben so seelig zu werden, als sie.

Inq. So, ihr saget, daß, wenn sie mit eurer Religion spotteten, ihr es auch mit der ihrigen thatet. Nicht wahr?

Mart. Ja, mein Herr!

Inq. Gut, haltet euer Maul. Ihr seyd ein verschlagener Mensch; ihr gebet jedem Dinge eine euch beliebige Wendung, und leugnet fast alles. Es wird euch leid thun. Wir haben Mittel, die Leute zum Geständniß zu bringen, wenn sie nicht wollen. Unterzeichnet diese Schriften, auf welchen das stehet, was ihr bekannt und geleugnet habet. Aber ich werde euch nicht

glau-

glauben. Ich habe schon lange von euch gehört, und nun sehe ich, daß ihr ein listiger und ein dem heiligen catholischen Glauben gefährlicher Mensch seyd.

Mart. Mein Herr! ich sehe, daß alle meine Vertheidigung ganz vergebens ist. Sie haben mir oft befohlen, meine Sache zu vertheidigen; und wenn ich es mehr, als ich gethan habe, thun wollte, haben sie mir oft ein Stillschweigen aufgelegt, und meinen Worten nicht geglaubet. Ich habe nach meinem besten Wissen die Wahrheit gesagt. Machen sie mit mir, was ihnen gefällt. Ich habe die Hoffnung zu Gott, daß er mich aus diesem Elende erretten wird. Er weiß es, daß ich die Wahrheit bekannt habe, und sie, mein Herr! wissen es auch recht gut.

Inq. Schweiget, und redet nichts mehr. (Der Advocat kam herein, und sezte sich nieder.) Nun, Herr Advocat! ich habe diesen Ketzer wieder verhöret; aber er leugnet fast alle neue Artickel. Sie haben doch nach Malaga geschrieben, um von seinem dortigen Leben und Umgange Nachricht zu erhalten?

Advocat. Ja, mein Herr! das ist geschehen.

Inq. Er ist in der Ketzerey erzogen worden. Ich glaube nicht, daß wir etwas aus ihm machen werden. Er folget den Fußstapfen Luthers und Calvins, welche mit der ganzen Schaar ihrer Nachfolger in dem höllischen Feuer brennen.

Secret. und Adv. Wahrhaftig, sie sind alle verdammt.

Mart. Ich glaube das nicht, meine Herren!

Inq. Schweiget. Sie und alle andere, die nicht an die heilige römische Kirche glauben, sind verdammt. Thut euch das nicht leid, was ihr während eurer Anwesenheit in Malaga gesprochen habt?

Mart. Wenn ich etwas unrechtes gesagt habe, so thut mirs leid. Haben denn, mein Herr! diejenigen, die ihre Anklagen wider mich eingeschickt haben, geschworen?

Inq. Die meisten. Sie würden überdem nichts falsches berichten.

Mart. Nun gut. Gott ist gerecht; er wird sie schon finden.

Inq. Schweiget. Bittet ihr den heiligen Tribunal um Vergebung wegen der Dinge, derer ihr schuldig seyd; und bittet ihr, daß es mit euch nach der ihm eigenen Gnade und Huld verfahren möge? Ist das nicht eure Meynung?

Mart. Ja, mein Herr! was ihnen gefällt.

Der Inquisitor schüttelte seinen Kopf, sagte, daß er wünschte, ich mögte Vergebung erlangen, und schickte mich nach meinem Gefängniß zurück.

Ich war nun etwa vier Monate in der Inquisition gewesen, und hatte während der Zeit funfzehn Verhöre ausgestanden. Einige davon dauerten eine halbe Stunde, andere eine ganze Stunde, und manche zwey Stunden; und sie waren alle voll von Wiederholungen. Zuweilen redete der Inquisitor sehr sanftmüthig mit mir, manchmal aber nahm er einen harten Ton an, und drohete mir mit Strafen. Allemal gab er mir auf eine listige jesuitische Art zu verstehen, daß ich bald aus meinem Elende könnte befreyet wer-

werden, wenn ich die Religion ändern wollte. Das machte mich in meinem Gemüthe sehr unruhig. Aber es hatte Gottlob keine Kraft auf mich. Ich gestehe, daß mein schwaches Fleisch mich oft zur Verzweifelung brachte, und ich bey mir anstand, ob ich die Religion ändern sollte oder nicht. Aber ich betete fleißig zu Gott, daß er mich in meinem Elende stärken, und mir durch die Schmerzen der Strafen, womit man mir drohete, standhaft durchhelfen mögte, ohne der protestantischen Religion zu entsagen. Und Gott hat sich auch meiner erbarmet.

Am Pfingst heiligen Abend ward ich wider meinen Willen barbiret; denn man wird des Jahrs dreymal barbiret, man mag wollen oder nicht. Don Fernando gab mir Räucherpulver, um mein Gefängniß damit zu räuchern; ich mußte mein Gefängniß reinigen, und mich rein anziehen, um einen Besuch von den Herren der Inquisition zu empfangen. Es waren drey derselben, außer dem Secretair. Der oberste Inquisitor, der mich bisher immer verhöret hatte, nahm das Wort.

Inq. Nun, Isaac! wie befindet ihr euch? Ihr sehet recht gesund aus. Kann ich euch worinnen dienen?

Mart. Gottlob, mein Herr! ich bin gesund; aber das bekümmert mich sehr, daß ich hier solange von meiner Familie entfernt bleiben muß. Sie sind nun, mein Herr! mit meinem Verhör fertig. Ich bitte sehr, daß sie mich nun bald aus diesem Elende erlassen.

Inq. Ich will euch helfen, so gut als ich kann; ihr müßt aber auch das eurige dazu beytragen.

Mart. Ich weiß nicht, was ich thun soll. Ich will gern alles thun, um aus diesem Elende zu kommen. Ich bin fast in Verzweifelung. Sie sagten mir, mein Herr! daß sie mir einen Advocaten zur Vertheidigung meiner Sache geben wollten.

Inq. Ihr habt einen gehabt. Habt ihr ihn nicht gesehen?

Mart. Ich habe einen Mann gesehen, den sie einen Advocaten nennen; aber wir haben kein Wort mit einander geredet. Wenn alle Advocaten in diesem Lande so stille sind, so sind sie gewiß die stillesten in der ganzen Welt; denn er sagte kaum etwas anders als ja und nein.

Inq. Stille, Isaac! die Advocaten dürfen hier nicht reden. Er hat eurentwegen nach Malaga geschrieben, und sonst für euch gethan, was gethan werden mußte. Ihr verstehet diese Art der Justiz nicht.

Mart. Es ist wohl wahr, ich verstehe sie gar nicht.

(Der Secretair und der Kerkermeister mußten zum Gefängnisse herausgehen, um zu lachen; und die beyden Herren von der Inquisition lächelten auch, da sie mich so reden hörten. Ich konnte selbst kaum Contenance halten, wenn ich bedachte, daß mir ein Advocat war gegeben worden, meine Sache zu vertheidigen, und er doch weder mit mir, noch ich mit ihm, reden durfte.)

Inq. Isaac! ihr wisset, welchen Tag wir morgen haben. Ich wünschte, daß ihr darauf dächtet, euch in dem heiligen Glauben zu erleuchten; ihr habt jezt die bequemste Zeit dazu, und ich glaube, ihr würdet dadurch bald eure Freyheit erlangen.

Mart. Mein Herr! wenn ich keine Erkenntniß von Gott und der Religion gehabt hätte, ehe ich hieher kam; so würde ich an diesem Orte gewiß keine erlangen können. Denn ich bin eingesperret, ohne jemanden zu sehen, mit dem ich sprechen könnte; ich habe auch keine Bücher, worinnen ich lesen, und mich unterrichten könnte. Kaum scheinet soviel Tageslicht in mein Gefängniß, daß ich meine wenige Portion essen kann.

Don Petro Leonor, der zweyte Inquisitor. Wenn ihr wollet, so will ich euch einen Jesuiten zu eurer Erleuchtung schicken.

Mart. Sie können mir einen schicken, wenn es ihnen gefällt; aber es wird nichts helfen.

Don Joseph Vileot, der erste Inquisitor. Nein, es muß aus ihm selbst kommen. Es hilft nichts, ihm jemanden zu schicken.

Mart. Mein Herr! sie geben doch zu, daß die heilige Schrift vollkommen ist.

Inq. Ja wohl.

Mart. Ich glaube an die heilige Schrift, und bin der Meynung, daß es zu meiner Seelen Seeligkeit hinreichend sey, wenn ich nach ihren Vorschriften lebe.

Inq. Aber es sind noch andere Dinge, außer der heiligen Schrift, die ihr glauben müsset, und die der heiligen Kirche offenbaret sind.

Mart. Mein Herr! ich bin hieher gebracht worden, um meine Religion zu vertheidigen. Wollen sie mir Erlaubniß geben zu reden, so will ich ihnen aus der heiligen Schrift beweisen, daß es genug sey, an dieselbe allein zu glauben.

Inq. Stille, Isaac! das brauchts nicht. Ihr müßt Gott bitten, daß er euch in dem heiligen Glauben erleuchte.

Mart. Das thue ich; und ich hoffe, er wird mich aus meinem Elende erretten.

Inq. Wir ermahnen euch um eures eigenen Bestens willen. Es ist Schade, daß so ein Mann, wie ihr, in der Ketzerey ist erzogen worden. Bedenket das zu eurem eigenen Besten. Es würde ein großes Hülfsmittel zu eurer Rettung seyn.

Mart. Ich danke ihnen für diesen Rath. Ich habe ihnen anfänglich einen Begriff von meiner Religion gegeben. Ich hoffe, daß mich Gott in meinem Glauben wird seelig werden lassen. Verzeihen sie mir es also, ich kann die Religion nicht ändern.

Inq. Ihr müßt vergessen, was ihr wisset, und das glauben, was wir sagen. Das ist das einzige Mittel zu eurer Rettung.

Mart. Vergeben sie mir, ich bin zu alt, um das zu vergessen, was ich weiß.

Inq. Nun, denket über das nach, was ich euch gesagt habe; es ist zu euerm Besten.

Mart. Ganz gut, mein Herr!

Inq. Gott behüte euch.

So wurde die Thür zugemacht; und ich war nicht besser daran, als am ersten Tage; welches mir viele Unruhe machte.

Vierzehn Tage nachher mußte ich mein bisheriges Gefängniß verlassen, und ein anderes beziehen. Ich wäre gern in dem vorigen geblieben; allein es half nichts. Ich fand auch mein neues Gefängniß dem ersten Anschein nach viel besser; denn ich hatte mehr Licht darinne, konnte auch einige Hunde bellen, und Hähne krähen hören, welches mir in meiner großen Einsamkeit sehr angenehm war. Ich hörte da auch nicht die Seufzer und das Schreyen der Gefangenen, wodurch ich vorher oft in Schrecken gesezt war. Gott weiß, was sie ihnen thaten; aber ich glaube, daß sie die Tortur bekamen, welches in diesem heiligen Orte nichts ungewöhnliches ist. Ich konnte oft säugende Kinder mit ihren Müttern heulen und schreyen hören. Ich war kaum drey oder vier Tage in meinem neuen Gefängnisse, als ich von Gespenstern so gequälet wurde, daß ich keine Nacht schlafen konnte. Ich mußte daher bey Tage schlafen. Ich bat, daß man mir mein voriges Gefängniß wieder einräumen mögte. Aber es war umsonst; ich mußte Geduld haben. Einige Zeit nachher verlangte der Kerkermeister, daß ich die Geschirre der Gefangenen ausleeren sollte. Ich weigerte mich dessen, und wollte nicht daran. Aber es half nichts, und es wurde mir gesagt, daß der König selbst, wenn er hier wäre, es thun müßte. Beyde Punkte kamen mir hart vor, mein voriges Gefängniß verlassen zu haben, und die Geschirre für andere Leute auszuleeren. Ich sagte, daß ich mich darüber bey den Herren von der Inquisition beschweren wollte; allein als ich den Inquisitor sprach, gab er mir einen starken Verweiß wegen meiner Weigerung. Das

Ausleeren der Geschirre währete aber nicht lange, sondern dieses Amt wurde mir bald wieder abgenommen.

Einige Zeit nachher entdeckte Don Fernando ein kleines Mauseloch in der Mauer, wodurch etwas Licht kam. Er lief sofort zu dem Inquisitor, welcher in vollem Zorne zu mir kam, und mich tüchtig ausschalt, daß ich dieses Loch gemacht hätte. Er nannte mich einen Erz-Spitzbuben, und fügte hinzu, daß ich dafür schon sollte bestrafet werden. Ich antwortete, daß er mich nennen mögte, wie er wollte, und daß er recht gut wüßte, daß ich dergleichen Loch nicht zu machen im Stande wäre, weil ich keine Instrumente dazu hätte.

Einstmals begegnete mir Don Joseph Equarez, der dritte Inquisitor, an dem Klappfenster, wo ich meine Mundportion holte. Er fragte mich, wie ich mich befände. Ich antwortete ihm, daß ich Gottlob gesund wäre, mich aber sehr wunderte, daß man mich solange gefangen, und von meiner Familie entfernt hielte; daß das Gesetz Christi ein Gesetz des Mitleidens und Erbarmens sey, und daß es sehr hart wäre, sich so tractiren zu lassen, als ich thun müßte. Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so gerieth er in großen Zorn, hieß mich schweigen, und denken, wo ich wäre, und sollte nicht von der Religion sprechen. Wenn er mich noch einmal so würde reden hören, so wüßte er, was er thun würde. Hier würde nichts als die Religion Christi und seine Barmherzigkeit ausgeübet, und ich hätte nicht Ursach,

dawi-

dawider zu klagen. Ich bat ihn sehr um Verzeihung, und versicherte ihn, daß ich aus Unwissenheit so gesprochen hätte, und es mir sehr leid sey. Ich gieng nach meinem Gefängniß, und war herzlich froh, ihn los geworden zu seyn; denn er war in einer erschrecklichen Wuth, die mich in ungemeine Angst sezte. Mein Kerkermeister sagte mir, daß der Herr sich hätte erzürnen müssen; denn ich müßte solchen Herren nicht widersprechen, noch gegen ihnen von der Religion reden; denn sie wären heilige und untrügliche Männer, die da wüßten, was sie thäten.

Einstmals öffnete Don Fernando, ohne daß ich mir es versahe, die Thür, und fand mich in Thränen, welches oft geschahe, wenn ich mein hartes Schicksal beweinte, und zu Gott betete, daß er mich von den Feinden meiner Kirche befreyen, und mich und meine Familie in mein Vaterland zurückbringen mögte. Er fragte mich, was mir fehlte? Ich antwortete, daß ich um meine Erlösung aus diesem Elende zu Gott gebetet hätte. Er erwiederte aber, daß ich nicht zu dem rechten Gott betete, beklagte mich, und gieng weg.

Als ich sechs und zwanzig Wochen gesessen hatte, kündigte man mir an, daß ich zum Verhör gehen sollte, und mich ordentlich anziehen müßte. Ich war kaum aus dem Gefängnisse heraus, so verband man mir die Augen mit einem Tuche, und man führte mich an einen Ort, wo sie sonst die Leute knebeln, wenn sie die Tortur empfangen sollen. Ich kann nicht beschrei-

ben, in welcher Angst ich mich befand; denn ich erinnerte mich, daß mir der alte Inquisitor oft gesagt hatte, daß man die Leute durch Torturen zum Geständniß der Wahrheit brächte. Als ich aber an dem bestimmten Orte angekommen war, hörte ich eine Stimme, die mir befahl, stehen zu bleiben, und meine Kleider auszuziehen. Als ich sie ausziehen wollte, sagte mir ein anderer: Behalter euern Rock und eure Weste an, und ziehet die Hosen herunter. Nachdem ich solches gethan hatte, ward ich von verschiedenen Leuten zweymal besichtiget. Denn ich konnte verschiedene Stimmen hören, aber niemanden sehen. Sie kamen überein, daß ich nicht beschnitten wäre. Ich mußte meine Hosen wieder aufziehen, und wurde nach meinem Gefängniß geführet. Ich war sehr froh, daß ich davon kam; denn ich war in erschrecklicher Furcht für eine Tortur, und dergleichen Verhöre gefielen mir überhaupt nicht. Ich konnte mich nicht genug wundern, daß man erst nach meiner sechs und zwanzig wöchentlichen Gefangenschaft nachsahe, ob ich beschnitten wäre; ob mir gleich mein Kerkermeister versicherte, daß meine Sache sehr geschwind tractiret würde.

Etwa einen Monat nachher kam Don Fernando an einem Sonntage des Morgens, und kündigte mir an, daß ich mich fertig machen müßte, mein Gefängniß zu verlassen, und zu meiner Familie zurückzukehren. Da ich sahe, daß er dabey lächelte; so hielt ich es vor Scherz, und bat ihn, mich nicht in meinem Leiden zu neckern. Er bekräftigte es aber ernstlich, und fügte hinzu, daß der Barbier bald kommen würde, und ich vor

den

den Inquisitoren und vielen andern Herren erscheinen mußte. Als ich diese Neuigkeit vernahm, war meine Freude außerordentlich groß. Ich zitterte und weinete vor Freuden, und konnte eine ganze Zeitlang meine Kleider nicht anziehen. Endlich fassete ich mich etwas, zog mich an, und dankte Gott von ganzem Herzen, daß er mein Gebet erhöret hatte. Als ich barbiret war, wurde mir nicht einmal so viel Zeit gelassen, meine Peruque aufzusetzen. Ich mußte mit kahlem Kopfe fort. Don Baltazar sagte mir, daß ich mich nicht fürchten sollte; man würde mir nichts zu Leide thun. Ich fürchtete mich auch würklich nicht; denn wenn man mir die Wahl gelassen hätte, in dieser großen Einsamkeit zu bleiben, oder auf die Galeeren zu gehen; so würde ich das lezte erwählet haben, weil ich alsdann doch Menschen gesehen, und mit ihnen gesprochen hätte.

Als ich in den Audienzsaal kam, fand ich ihn voll von Menschen, die in Ceremonienkleidern gekleidet waren, und theils dünne weiße Stecken, theils Helleparden hatten. Zwey Leute bemächtigten sich meiner, ließen mich vor dem Don Joseph Equarez niederknien, und warfen mir einen Strick um den Hals, welches leztere mich sehr erschreckete. Don Joseph Equarez sagte darauf zu mir: Eure Sache ist gehörig nachgesehen und examiniret worden. Gehet mit diesen Herren. Ihr sollt nun bald erlöset werden.

Ohngefähr vierzig Menschen führten mich durch die Straßen nach einer Kirche. Man stellte mich vor den großen Altar, und ein Priester

oder Jesuit kam mit einer Menge von Schriften in seiner Hand, die meine Anklagen enthielten. Solche las er dem Volke vor, fügte aber wenig oder nichts von meinen gemachten Vertheidigungen hinzu, sondern sagte nur, daß ich fast alles geleugnet hätte. Hierauf fuhr er fort, daß die heilige Inquisition alles mögliche angewandt habe, mich zur Annehmung des heiligen Glaubens der römischen Kirche, ohne welche niemand seelig werden kann, zu ermahnen; daß ich aber ein so hartnäckiger Ketzer wäre, daß ich gar nicht das Heil meiner Seele bedenken wollte, und daß mich überhaupt die Inquisition als einen großen Feind des heiligen Glaubens befunden hätte. Darauf machte er kund, daß ich für diese Verbrechen, deren ich mich schuldig erkannt habe, auf Ordre des heiligen Tribunals aus diesen christlichen Königreichen verbannt würde, bey Strafe von zwey hundert Prügeln und fünfjähriger Galeerendienste, wenn ich mich jemals wieder in diesen christlichen Ländern antreffen ließe; und daß ich durch die öffentlichen Straßen dieser Stadt 200 Prügel bekommen sollte. Nachdem er dem Volke noch manches vorgelesen hatte, was mit vielen Lügen untermischet war; wurde ich nach meinem Gefängniß zurück gebracht.

Als mein Kerkermeister an demselben Abend meine Lampe anzustecken kam, sagte er mir, daß, da die Herren von der Inquisition sehr barmherzig wären, er wohl glaubte, daß mir die Prügel geschenket werden würden, wenn ich die Religion ändern wollte. Ich antwortete aber, daß ich, nachdem ich bereits soviel gelitten hätte, gewiß

wiß keine Religionsänderung vornehmen würde. Darauf erwiederte er: Ich könnte das jezt ja wohl thun, und nachher, wenn ich in Freyheit wäre, wieder nach meiner Religion leben.

Am andern Morgen um zehn Uhr wurde ich die Treppe heruntergeführet, wo ich meinen Executor mit einigen Stricken und einer Peitsche fand. Ich mußte meinen Rock und meine Weste ausziehen, und meine Peruque und Halsbinde abnehmen. Er band mir die Hände mit einem Strick, warf mir auch einen Strick um den Halß, und führte mich zur Inquisition heraus, wo schon eine Menge Volk stand, das den engelländischen Ketzer sehen wollte. Als ich herausgekommen war, stand an der Thür ein Priester, der mir meine Sentenz in folgenden Worten vorlas:

„Die Herren von dem heiligen Gerichte der Inquisition haben Befehl ertheilet, dem Isaac Martin zwey hundert Prügel durch die öffentlichen Straßen zu geben; weil er von der Religion der engländischen Kirche, ein Protestant, ein Ketzer, ein Verächter der Hostie und der heiligen Jungfrau Maria ist.„

Da ich wußte, was mit mir vorgenommen werden sollte, so war ich lange nicht so erschrocken darüber, als damals, da mir die Augen verbunden wurden. Als die Sentenz verlesen war, wurde ich auf einen Esel gesetzet, und durch die Straßen geführet. Das Volk schrie beständig: Ein engländischer Ketzer! Sehet den engländischen Ketzer, der kein Christ ist! Dabey stieß und

schmiß

schmiß es mich. Der Ausrufer der Stadt gieng vor mir her, und wiederholte die vorgelesene Sentenz. Der Executor zählte mir dann und wann die Prügel zu, und viele Leute in Ceremonien-Kleidern mit weißen dünnen Stäben und Hellebarden folgten uns.

Als wir auf den Markt kamen, beschwerte mich das Stoßen nnd Schmeissen der Leute gar sehr. Ich fürchtete, sie würden mich vom Esel herunter stoßen. Ich sprach laut, und fragte sie, in welchem Lande ich wäre? In einem christlichen Lande, riefen sie aus. Nein, erwiederte ich, so verfährt man in der Barbarey, und nicht unter Christen; ich bin auch ein Christ, so gut wie ihr; und wenn ich Züchtigung verdienet habe, so bin ich in den Händen der Justiz. Lasset diese die Bestrafung vollführen, und maßet sie euch nicht selbst an.

Eine große Menge Leute von der bessern Gattung sagten, daß ich Recht hätte; und das Stossen und Schmeissen hörte sehr auf. Viele hinderten die andern daran, und sprachen mir Geduld ein. Ich dankte ihnen freundlich, und versicherte sie, daß ich Gottlob Geduld habe. Sie erstauneten, als sie mich spanisch reden höreten, und bedauerten mich sehr. Ich werde Gott beständig danken, daß er mir damals so viele Geduld gegeben hat. Denn ich war nicht im geringsten bekümmert; so groß war meine Freude, daß mich Gott aus ihren barbarischen und grausamen Händen gnädigst errettet hatte.

Nach-

Nachdem die Execution vorüber war, welche an drey Viertel-Stunden gedauert hatte, wurde ich nach der Inquisition zurückgebracht. Don Fernando nahm mich in Empfang, und schien Mitleiden mit meinem Zustande zu haben. Ich fragte ihn, ob das diejenige Barmherzigkeit wäre, die man hier ausübete? Ich fügte hinzu, daß ich ganz zufrieden sey, und daß ich bereit wäre, tausend Prügel um meiner Religion willen auszustehen. Die Kleider wurden mir wieder angezogen, und ich ward in mein Gefängniß geführet, wo ich Gott dankete, daß er mich durch so viele Leiden kräftig durchgeholfen, und mich werth gehalten hatte, um der protestantischen Religion willen, in welcher sein heiliges Wort mich erleuchtet hatte, zu leiden. Ich bat ihn, daß er mich nun bald von den Feinden dieser Religion befreyen, und mich in mein Vaterland, wo ich sie frey ausüben kann, zurücksenden möge.

Da mein Rücken sehr geschwollen und zerquetschet war; so war ich für eine Entzündung bange, weil es eben sehr heisses Wetter war. Ich ersuchte also meinen Kerkermeister, die Herren von der Inquisition zu bitten, daß sie mir einen Chirurgus schicketen, der mich zur Ader ließe. Aber der Chirurgus wurde mir abgeschlagen, und ich bekam nur ein wenig Brandwein, meinen Rücken zu waschen. Man wird hier mit einer Peitsche gepeitschet, die aus ledernen Riemen besteht, welche drey Finger breit und so dick wie eine Schuhsole sind. Darnach kommt kein Blut, aber der Rücken wird stark zerquetschet, und läuft gewal-

tig

tig auf. Denn die heilige Inquisition ist so barmherzig, daß, wenn es jemanden lossprícht, lebendig verbrannt zu werden, die andere Züchtigung ohne Blutvergießen abgehen muß.

Einige Nächte lang konnte ich vor Schmerzen auf meinem Rücken nicht liegen. Aber mein größter Schmerz war, daß man mich noch nicht aus diesem Lande verbannet hatte, sondern noch fest hielt.

Vierzehn Tage nachher mußte ich mich reisefertig machen, und vor meiner Abreise nochmals vor den Herren der Inquisition erscheinen. Als ich diese Nachricht bekam, fühlte ich vor Freuden keine Schmerzen mehr. Da ich vor die Herren kam, fiel unsere Unterredung also aus:

Inq. Nun, Isaac! wie befindet ihr euch?

Mart. Gottlob ganz wohl, ohnerachtet ich viel ausgestanden habe, wie sie wissen.

Inq. Eure Zunge hat euch diese Züchtigung zugezogen; ihr hättet sie vermeiden können, wenn ihr gewollt hättet.

Mart. Ich bin mit dem, was ich gelitten habe, zufrieden. Ich kam sehr bekümmert hieher, und gehe sehr freudig weg.

Inq. Habt ihr einige Gefangene mit einander reden hören, seitdem ihr hier gewesen seyd, bey Tage oder bey Nacht?

Mart. Nein, mein Herr! Nur in dem nächsten Gefängniß ist ein alter Mann, der des Nachts viel mit sich redete, und zuweilen sang. Ich glaube, er hat seinen Verstand verloren. (Viele Leute werden hier aus Verzweifelung unsinnig.)

Inq.

Inq. An dem alten Manne ist nichts gelegen. Ihr werdet jezt nach Malaga gehen, wo ihr solange in einem Gefängnisse bleibet, bis ihr am Bord eines ketzerischen Schiffes kommen könnet. Ihr müßt niemals in diese christlichen Königreiche wieder zurückkommen. Erinnert ihr euch wol, was euch in der Kirche ist vorgelesen worden?

Mart. Mein Herr! ich erinnere mich dessen recht gut. Wenn sie mich auch nicht verbannet hätten; so würde ich von selbst nicht länger in einem Lande gelebet haben, wo man so mit mir umgegangen ist. Ich bin damit ganz wohl zufrieden.

Inq. Ihr müßt einen Eid ablegen, daß ihr das Geheimniß bey euch behalten, und keinem Menschen entdecken wollet, was mit euch hier vorgefallen ist, oder was ihr hier gesehen und gehört habet. Nehmet euch in Acht, daß wir nicht erfahren, daß ihr geplaudert habt.

Mart. Ich will mich schon in Acht nehmen. (Ich legte den Eid ab.)

Inq. Das Geld, was ihr mit hergebracht habt, wird euch wieder gegeben werden; und in Malaga sollt ihr alle eure Effecten wieder erhalten.

Ich dankte ihm dafür; und, Gottlob, wir schieden nun voneinander. Als ich zur Treppe herunter kam, gab mir ein Priester das Geld, das mir mein Freund geschenket hatte; und hielt mir eine lange Rede, daß es Schade wäre, daß so ein Mann, wie ich, in der Blindheit lebe, und in der Ketzerey erzogen sey, daß ich ohne Gnade ver-

verdammt wäre, wenn ich so bliebe, und dergleichen mehr. Ich nahm mein Geld, machte ihm ein kurzes Compliment, und sagte ihm, daß ich nicht blind wäre, sondern so gut ein Christ als er; daß ich aber niemanden verdamme; daß ich wäre hergebracht worden, weil ich von Religionssachen gesprochen hätte; daß ich mich in Acht nehmen würde, wenn ich redete; und daß mir verboten wäre, von Religionssachen zu reden; sonst wollte ich ihm antworten. Ich ließ ihn stehen, und gieng mit meinem Führer weg, voll von Freuden.

Drey Tage nachher kamen wir in Malaga an, wo ich in das gemeine Gefängniß gefesselt unter den Missethätern gesezt wurde. Der Secretair der Inquisition, welcher ein Priester, und unter denen befindlich gewesen war, welche mich gefangen genommen hatten, kam zu mir, und fragte mich nach meinem Befinden. Ich antwortete, daß ich mich wohl befinde; und klagte ihm, wie hart man mit mir umgegangen sey, und daß ich jezt noch unter Missethätern sitzen müßte. Ich bat ihn, mich mit dem Commissair sprechen zu lassen, der mich gefangen genommen hatte. Er rieth mir aber zu schweigen, und sagte mir, daß ich nicht allein nicht den Commissair sprechen könnte, sondern daß auch die heilige Inquisition sehr barmherzig mit mir umgegangen sey, und ich gewiß wieder in ihre Hände kommen würde, wenn sie hörete, daß ich Klagen über sie führe. Ich bat ihn um Vergebung, und ersuchte ihn, mich auf ein englisches Schiff zu schaffen, damit ich nur erst aus diesem Königreiche käme. Das versprach er mir, indem er hinzufügte, daß ich

gar

gar nicht dazu geschickt sey, in diesen christlichen Ländern zu leben.

Meine Frau, von welcher ich in meiner ganzen Gefangenschaft nichts gehöret hatte, besuchte mich. Ich bat sie, zu einigen französischen Kaufleuten zu gehen, welche meine Freunde waren, und mit den Geistlichen gut standen, und sie zu bewegen, daß sie den Commissair der Inquisition dahin brächten, daß er mir bald ein Schiff verschaffen mögte; welches auch geschahe. Der Secretair kam; ich mußte dem Kerkermeister bezahlen, was ich ihm schuldig war, und er führte mich nach dem Wasser, wo er mir nochmals einschärfete, bey Strafe einer neuen Inquisitionsgefangenschaft niemals wieder einen Fuß auf das spanische Land, oder auf ein anderes als ketzerisches Schiff zu setzen; denn ich wäre ein dem heiligen Glauben gefährlicher Mensch, und er würde durch seine Spione darauf Acht geben lassen. Ich versprach, alles zu beobachten, und bat ihn, meiner Frau die Effecten wieder zu geben, die man ihr bey meiner Gefangennehmung abgenommen hatte. Er versprach mir, sein möglichstes zu thun. Ich bestieg ein englisches Schiff, war aber kaum fünf oder sechs Stunden auf demselben, als der Bruch zwischen England und Spanien geschahe, und das Schiff, worinne ich war, nebst vielen andern, die da vor Anker lagen, und auf die Weinlese warteten, darum von den Spaniern weggenommen wurden, weil die englische Flotte unter George Byngs Commando die spanische bey Sicilien zerstreuet hatte. Ich ward mit der Schiffsgesellschaft fast nackend

in ein Gefängniß gebracht, wo ich den ganzen Tag zubringen mußte. Einer von den Schiffsgesellen, welcher von den Spaniern verwundet worden war, ward in das Hospital gebracht, wo er an seinen Wunden starb. Der oben gedachte irrländische Priester sorgete dafür, daß er als ein guter Christ starb, wie sie es nennen. Er hatte solches schon mit verschiedenen andern gethan; sonderlich mit einem Engelländer, der in meinem Hauße wohnete, und mit zweyen von meinen Bedienten, welche insgesammt Protestanten waren. Wenn sie schon mit dem Tode rangen, und kaum mehr sprechen, und zu ihrer Vertheidigung etwas sagen konnten, machte man ihnen weiß, daß sie verdammt würden, und gewiß zur Hölle führen, wenn sie nicht noch vor ihrem Tode die Religion änderten, und den Glauben der römischen Kirche annähmen, ohne welchem niemand seelig werden könne, und in welchem sie gewiß zum Himmel kämen.

Der Secretair der Inquisition kam zu mir, und sagte, daß ich nicht unruhig seyn oder mich fürchten sollte; denn ich würde kein Kriegsgefangener bleiben. Er wolle mit dem commandirenden General sprechen, daß er mich auf ein anderes Schiff bringen sollte, weil meine Sache nichts mit dem Bruche beyder Cronen gemein habe, und ich auf keine Weise in Spanien bleiben könnte, als einer, den die Inquisition, die noch über die Könige ist, verbannet hat. Hierauf sagte er zu den andern Gefangenen, welche Catholicken waren, daß sie mit mir nicht viel reden sollten, weil ich ein hartnäckiger Ketzer und

ein

ein gefährlicher Mann wäre. Ich war recht froh, ihn so reden zu hören; denn mir war vorher sehr bange, daß ich wieder nach Granada oder auf eine ihrer Galeeren würde geschicket werden. Ich sagte dem Secretair, daß ein hamburgisches Schiff da wäre, womit ich abgehen könnte, wenn er es erlaubete. Er kam auch würklich nach zwey Tagen wieder, klagte sehr, daß die Engelländer ihrer Flotte sehr übel begegnet hätten, und ließ mich auf das hamburgische Schiff gehen. Er wiederholte dabey die Warnung, die er mir das erstemal gegeben hatte, nicht wieder nach Spanien zu kommen.

Auf diesem Schiffe wartete ich sechs Wochen lang, in Hoffnung, daß die Geistlichkeit meiner Frau meine Effecten wieder zustellen würde. Aber sie hielten sie beständig auf, bis sie ihr endlich mit Drohungen kamen, und hinzufügten, daß ich gut genug wegkäme, daß die Inquisition sehr barmherzig gegen mir gewesen wäre. Ich fragte meine Freunde um Rath, die mich auf dem Schiffe besucheten, und obgleich einige Catholicken darunter waren, die sehr heftig gegen die Inquisition redeten, so riethen sie mir doch alle, daß ich nicht weiter darauf dringen mögte, weil mir sonst neue Unruhen gemacht werden könnten. Sie sagten mir, ich könnte Gott danken, daß ich noch so gut aus den Händen der Inquisition wäre befreyet worden; und daß sie einen französischen Protestanten, der seine Religion nicht ändern wollte, lebendig in derselben Inquisition verbrannt hätten. Ich habe auch selbst einen Menschen gesehen und gesprochen, der zu der Zeit

in Granada gewesen ist, und die Execution dieses Menschen gesehen hat.

Als man meiner Frau gedrohet hatte, ihr eins von meinen Kindern wegzunehmen, welches sie deswegen nach England schicken mußte, unterdessen daß ich in der Inquisition war; so ließ ich sie mit den andern Kindern auf das Schiff kommen, um dadurch allem besorglichen Uebel vorzubeugen. Sie brachten etwas weniges mit, und wir reiseten ab. Inzwischen hatte man ausgesprenget, daß man uns alles wieder gegeben hätte.

Unterdessen, daß ich in der Inquisition saß, gab man sich bey meiner Familie wegen einer Religionsveränderung alle Mühe. Man hatte von Seiten der Kirche nach meinen Kindern geschicket; und als meine Frau eines davon nach England zurückgeschicket hatte, welchem sie am meisten nachstelleten; so ward sie sehr gescholten, daß sie ohne Wissen der Geistlichkeit sich unterstanden, eines ihrer Kinder wegzuschicken. Um meine Frau noch mehr in Furcht zu setzen, hatte man sowol unter den Protestanten als Catholicken ausgesprenget, daß ich meine Religion verändert habe oder doch verändern würde, und daß es schwer sey, ohne einer Religionsveränderung aus dem heiligen Tribunal befreyet zu werden. Ich habe einige gekannt, welche daraus befreyet worden sind; sie mußten sich aber alle äußerlich zur catholischen Religion bekennen, ob sie gleich keine Catholicken waren, als sie eingesetzet wurden. Meiner Frau hatte man oft versprochen, daß sie ihre Effecten wieder bekommen, und ich in Freyheit gesezt werden sollte,

wenn

wenn sie die Religion ändern wollte. Sie erinnerte sich aber, daß ich ihr oft gesagt hatte, daß ich hoffte, Gott würde mir Kraft verleihen, lieber den Tod zu leiden, als die Religion zu ändern. Sie wollte sich daher nicht mit ihnen einlassen, wenigstens nicht eher, als bis sie mich würde gesehen haben. Hierauf probirten sie es bey den Kindern, welche aber so standhaft als ihre Mutter waren.

Kurze Zeit vor meiner Befreyung entstand das Gerüchte, daß mein Bildniß in Malaga sollte verbrennet werden, und daß man meinen Körper zu gleicher Zeit in Granada verbrennen würde. Meine Frau ward dadurch in die entsezlichste Angst gesetzet. Viele gutherzige Leute versicherten sie aber des Gegentheils, und daß ich in wenigen Tagen bey ihr seyn würde, welches auch nach einer achtmonatlichen Gefangenschaft geschahe. Gott gebe, daß diese glückliche Reiche niemals die traurigen Würkungen des päbstlichen Regiments und der willkührlichen Macht erfahren mögen.

Diese Erzählung ward von einigen englischen Kaufleuten zu Malaga, wo Isaac Martin vier Jahre gewohnt hatte, beglaubiget; und es war derselben ein Empfehlungsschreiben an seine Landsleute zum milden Beytrage beygefüget, welches die Erzbischöffe von Canterbury und York, und einige Bischöffe, unterschrieben hatten.

Da dieser Mann ein engländischer Protestant war, der in Spanien unter dem Schutze der zwi-

schen beyden Kronen subsistirenden Tractaten wohnte; so war seine Gefangennehmung eine offenbare Violation dieser Tractaten und des Völkerrechts. Der englische Consul zu Malaga berichtete daher diesen Vorfall an den englischen Minister, welcher die Sache sofort bey einem der Staatssecretarien anhängig machte. Der König Georg I that sofort dringende Vorstellung bey dem Cardinal Alberoni, Königs Philipp V ersten Minister, verlangte die unmittelbare Loslassung des Isaac Martins aus dem Inquisitionsgefängnisse, und seine Zurücksendung nach England. Der Cardinal schrieb deswegen an den General-Inquisitor Jacinto de Abrana, welcher von den Inquisitoren zu Granada Bericht einholete, und darauf einen Brief an den Cardinal abschickte, welcher die Ursachen seiner Gefangennehmung betraf. Der Cardinal gab darauf Befehl zu seiner Loslassung. Es scheint aber wohl, daß der Originalbrief des Generalinquisitors an den Cardinal eigends so abgefasset worden sey, daß er dem englischen Ministerio hat sollen gezeiget werden, um die Inquisition bey diesem unrechtmäßigen und unmenschlichen Verfahren zu rechtfertigen. Ohne Zweifel hatte derselbe General-Inquisitor einen Privatbrief an den Cardinal geschrieben, worinne die würkliche Ungerechtigkeit und die wahren Umstände seiner Gefangennehmung müssen aus einander gesezt gewesen seyn. Denn wenn das, was in dem öffentlichen Briefe enthalten war, wahr gewesen wäre; so würde der arme Mann niemals seyn losgelassen worden. Die Intercession Königs Georg I befreyete also würklich diesen unglücklichen

Mann;

Mann; aber wie ward er befreyet? Er empfieng zweyhundert Prügel, wurde drey Viertel-Stunden lang durch die Straßen in Granada gepeitschet und von dem Volke mit Stoßen und Schlagen gemißhandelt, aller seiner Effecten beraubet, nach Malaga zurück geschickt, und mit Frau und Kindern auf ein Schiff gesezt, um für ihren nothwendigen Unterhalt zu sorgen. Wenn man dieses Verfahren recht betrachtet, so muß man gestehen, daß die zärtlichste Barmherzigkeit der Inquisition grausam ist.

Aber nunmehr scheinen Gottlob diese Bluthandlungen des Glaubens aus der Mode zu kommen. Seit zwölf Jahren ist kein Auto da Fe mehr in Madrit gewesen, welches man folgendem Umstande zuschreibet. Ein Jude mit seiner Frau und einer Tochter von dreyzehn Jahren wurden verurtheilet, lebendig verbrannt zu werden. Als der Vater und die Mutter schon im Feuer lagen, wurden der Tochter die Ketten abgenommen; die Priester umgaben sie, um sie durch die vereinigte Kraft ihrer Redekunst und des Schreckens, bald denselben Tod zu leiden, zu einer Religionsveränderung zu bewegen. Das Kind stellete sich, als wenn es ihren Ueberredungen zuhörete, that aber unversehens einen schleunigen Sprung, und warf sich mitten in das Feuer. Dies ist ein rührender Beweiß von der Stärke einer frühzeitigen Frömmigkeit, und einer heroischen Herzhaftigkeit, die gewiß derjenigen eines entschlossensten Römers oder eines unerschrockenen Märtyrers gleich ist.

Die Gewalt dieses Tribunals nimmt nun zusehens ab, und scheinet seinem Falle entgegen zu eilen. Der jetzige König von Spanien hat zur Demüthigung der Inquisition einen kühnern Schritt gethan, als alle Philipps und Carls vor ihm. Als der Generalinquisitor im vorigen Jahre für gut befand, eine Liturgie zu verbieten, die der König genehmiget hatte; so ließ der König ihn in Arrest nehmen, und schickte ihn unter Bedeckung einer starken Wache nach einem Kloster, weit von Madrit, ins Elend. Dieser herzhafte Schritt brachte natürlicher Weise die ganze Clerisey sehr auf, welche wegen der Loslassung dieses Generalinquisitors Himmel und Erde bewegte. Ihre Bemühungen waren aber lange Zeit vergebens. Der König war unbeweglich. Die Priester hezten das gemeine Volk auf, daß es sagen mußte, seine catholische Majestät wäre in seinem Herzen kein rechter Catholick. Endlich schenkte der König dem Generalinquisitor die Freyheit wieder, aber auf eine Art, worüber dieser Prälat gewiß nicht zu triumphiren Ursach hat.

Drit-

Drittes Hauptstück.

Herrn Clarke Reise von London nach Madrit. Beschreibung des Hafens von Corunna. Vom spanischen Fuhrwerke. Beschreibung einiger Städte, besonders von Astorga, Lugo, Benevente und Valalpando. Schöne Heerstraße durch die castilischen Berge. Schlechte Beschaffenheit der Wirthshäuser. Allgemeine Anmerkungen von der Fruchtbarkeit Castiliens und Galliciens, und den felsigten Gegenden Leons. Beschreibung der Stadt Madrit und der Schlösser Buen Retiro, Casa del Campo, S. Ildefonso und des Escurials. Das königliche Begräbniß. Character und Lebensart der Spanier. Vom Stiergefechte. Von theatralischen Aufführungen. Vom Handel der Engländer mit Spanien. Von der Spanier innern und americanischen Handel. Reise nach Portugall. Antiquitäten zu Merida. Lage, Clima, Boden, Regierung, Einkünfte, und Eintheilung des Königreichs Portugall. Character und Lebensart der Portugiesen. Zustand der Gelehrsamkeit, des Ackerbaues und der Handlung. Beschreibung der Stadt Lissabon.

Herr Clarke giebt uns von seiner Reise von London nach Madrit folgende Nachricht. Ich verließ, schreibt er, in Gesellschaft zweyer anderer Herren, London Sonnabends den 10ten May 1760, gieng von Falmouth den 20ten unter Seegel, und kam am 26ten gedachten Monats in Corunna an.

Der Hafen von Corunna zeigt sich in einem angenehmen Prospect. Rechter Hand siehet man den Thurm des Hercules, das Fort, und die Stadt; geradezu sind die Schiffe, und hinter denselben ist landwärts eine vortrefliche Aussicht;

linker Hand ist das Cap Prior, der Eingang von Ferrol, und eine Reihe kahler Berge, zwischen welchen ein großer Fluß läuft. Corunna ist wohl gebauet und volkreich; es riecht aber in derselben, wie in den andern spanischen Städten, nicht gar angenehm. Auf den Dächern der Häußer hält man die Ziegeln damit feste, daß man leichte Steine darauf leget. Die Spanier haben diejenige alte Kleidung abgeschafft, die auf unserm englischen Theater so schön lässet. Die Mannsleute tragen einen großen Hut, einen Mantel, der bis an die Füße reicht, und einen Degen, den sie gemeiniglich unter dem Arm tragen. Die Frauensleute tragen eine kurze Jacke von einer Farbe, einen Rock von einer andern Farbe, und entweder einen weissen oder schwarzen wollenen Schleyer. Unsere Reisende hielten sich eine ganze Woche in Corunna auf, weil sie kein Fuhrwerk, das sie nach Madrit bringen sollte, näher als von Madrit selbst haben konnten; und doch konnten sie die enge Straße bis Astorga auf keine andere Art reisen als auf Pferden oder Maulesseln, denn die Senfte wollten sie nicht nehmen, weil man darinne zu sehr ermüdet wird, und ein anderes Fuhrwerk hält nicht leicht in den Bergen dieser Straße aus. Sie schrieben nach Madrit, daß man ihnen in Astorga, welches etwa 150 Meilen von Corunna ist, eine Kutsche miethen sollte. In Spanien sind gar keine ordentliche fahrende Posten. Der Staatssecretair Wall fieng mit vieler Mühe an, solche durch das Reich anzulegen und einzuführen. Sie sind aber alle wieder eingegangen, nachdem der Marquis Grimaldi 1764 an seine Stelle kam. Ein Reisender

der muß also Fuhren für sich bedingen, so gut als er kann. Die Catalaner und Valencianer werden für die besten und geschicktesten Fuhrleute gehalten, und sie fahren mit ihren sechs-, zwey-, oder dreyspännigen Kutschen durch ganz Spanien. Auf den ungebahnten Wegen der Gebürge, und vornämlich im Königreiche Granada, muß man auf Pferden oder Maulthieren reiten. Die Wege in Spanien sind überhaupt schlecht.

In Corunna gehen die geringen Leute beyderley Geschlechts weder mit Schuhen noch Strümpfen. Sie wohnten in dem besten Wirthshauße. Aber man hat in allen Wirthshäußern von ganz Spanien schlechte Bequemlichkeiten. Sie wurden von dem spanischen Gouverneur Don Louis de Cordouva und dem englischen Consul Herrn Jordan sehr wohl aufgenommen.

Sie reiseten von Corunna den 3ten Julius ab, und wurden bey ihrer Abreise mit einer Ladung aus den Canonen derjenigen Packetboote beehret, die im Hafen lagen. Man muß Provision und Betten durch ganz Spanien mit sich führen, weil man solche nicht allenthalben recht findet. Sie konnten unterwegens selten etwas zu essen bekommen, noch fanden sie Betten. Nachdem sie die fruchtbaren Berge Galliciens und die rauhen Felßen von Leon passiret hatten, kamen sie den 8ten Junius nach Astorga. Hier blieben sie bis zum 11ten, da sie sich dann in einen plumpen Wagen sezten, der mit sechs Mauleseln bespannt war, welche mit Stricken angebunden waren. Unser Autor wunderte sich anfänglich sehr darüber;

über; er habe aber nachher gesehen, daß die Grandes und andere Vornehmen in Madrit Stricke auf dem Prado und der Promenade brauchten, welches Plätze sind, wo man frische Luft schöpfet.

Nachdem sie die großen Ebenen von Alt- und Neu-Castilien zurückgelegt hatten, welche mehr wie Seen als Ebenen aussehen; so kamen sie den 18ten Junius in Madrit an, und waren also 7 Tage unterwegens. Ob sie gleich einen so langen Strich des Landes durchgereiset hatten, fanden sie doch wenige Städte, die wegen ihrer Größe, Befestigung, Reichthümer, Manufacturen oder Menge der Einwohner merkwürdig wären. Villa Franca in Leon ist ungemein schön, und liegt hoch. Ponferrada ist auch schön. Vordem hieß sie inter fluuios, weil sie zwischen den Flüssen Sil und Boega lag. Nachher ward sie Pons ferratus genennet, von der Brücke an dem rauhen Felsen. Medino del Campo in Castilien hat eine angenehme Lage. In der Mitte derselben ist ein breiter Marktplatz, und es wohnen da verschiedene von Adel.

Lugo in Gallicien ist eine merkwürdige alte Stadt, um und um ganz sonderbar befestiget. Sie wird von einem Platz umgeben, auf welchem alle 20 Schritte eine runde Bastion von dicken und hohen Mauern stehet. Die Stadt ist auf jeder Seite eben so fortificiret; sie hat ein fürchterliches Ansehen, und muß vor der Zeit der Erfindung des Schießpulvers sehr fest gewesen seyn. Sie stehet nahe an der Quelle des Minho. Man

sagt,

sagt, daß die weißen Rüben hier so groß sind. daß jede 50 Pfund wieget. Aber wer will solches glauben? Ihr alter Name war Lucus Augusti, und davon heißet sie nun Lugo.

Die Stadt Astorga in Leon liegt auf einer weiten Ebene. Die Merkwürdigkeiten darinne sind die Cathedralkirche, die noch ein altes Gothisches Gebäude ist; eine Hauptkirche, die aus sechs Bogen bestehet, welche von langen leichten und niedlichen Pfeilern getragen werden, und in einem guten Geschmacke angelegt sind. Das Portal ist ein weiter runder Bogen, und ist mit vieler Schnitzarbeit versehen. In der Kirche sind sieben oder acht schöne Altäre. Aber der hohe Altar ist überaus prächtig; er bestehet aus zwanzig Abtheilungen von Marmorarbeit in hohem Relief, wo die Figuren von Lebensgröße sind, welche die Historie unsers Erlösers vorstellen, und ganz oben ist Gott der Vater, welcher die heilige Jungfrau krönet. Die Glorie ist schön exprimiret, denn hinten ist eine Lampe, dessen Licht die Strahlen zeiget. Sie waren bey den Vespern darinnen; die Musik war schön; die Zahl der Wachskerzen, der Reichthum der Altäre, und alles andere war sehr einleuchtend. Diese Stadt giebt der Familie von Osorio, welche wenigen an altem Adel und an Tapferkeit etwas nachgiebt, den Titel eines Marquis.

Benevente in Leon wird von drey Flüssen umgeben, und ist höchstens darum merkwürdig, weil sie der Familie von Pimentel den Titel eines Grafen giebt. Vallalpando liegt in einer angeneh-

genehmen Ebene, hat einen großen Platz, und einen Pallast, worinne der Constable von Castilien wohnet, dem diese Stadt gehöret. Der einzige Fluß von einiger Beträchtlichkeit, den sie paßireten, ist ein Arm des Minho, welcher beynahe so breit als die Themse bey Windsor ist, und tief zu seyn scheinet. An seinen beyden Ufern stehen Bäume, welche dicker und höher sind, als man sie sonst in Spanien antrifft. Der Ort, wo sie diesen Fluß paßireten, war das Hospital der Eschemoso genennet.

Die Störche machen ihre Nester auf den Spitzen der Kirchen, und es läßt lustig, wie die Jungen über die Nester herumflattern. So war es auch im alten Rom. Die Störche baueten ihre Nester in groser Anzahl auf den Spitzen der Tempel, wie uns die Ponten oft erzählen.

Sie kamen durch verschiedene Wälder, worinnen aber die Bäume klein und dünne waren, und gar nicht dem Holze in Großbrittannien gleich kommen. Man sucht hier solche Waldungen vergebens, die ihren Eigenthümern Brennholz, Schatten und Reichthum verschaffen, und Schiffe liefern, die dem Ocean Trotz bieten. Unser Autor verlor seine Taschenuhr auf der Höhe eines der höchsten Berge nahe bei Zebreros; durch einen außerordentlichen Glücksfall aber fanden sie die Marigatti oder Mauleseltreiber, und brachten sie dem Abt von Zebreros, der sie ihm zuschickete.

Der neue steinerne Fußstieg, welcher die beyden Castilien vereiniget, und bis Guardarama gehet, ist ein prächtiges öffentliches Werk, welches der leztverstorbene König Ferdinand VI

hat

hat anlegen lassen. Man ersieht solches aus folgender Inscription, die an diesem Wege auf einem Pfeiler befindlich ist: Ferdinandus VI. Pater Patriæ. Viam Vtrique Castelliæ Superatis Montibus fecit. Ann. Salutis MDCCXLIX. Regni Sui VI. Es ist in der That eine nette und breite Heerstraße durch sonst unwegsame Gebürge, und sieht der Arbeit eines Römers ähnlicher, als dem schläfrigen Fleiße eines Spaniers.

Einige Theile von Castilien sind angenehm, aber schlecht cultiviret; sie haben kein Holz von einiger Beträchtlichkeit, und daher ist die Feuerung in Madrit so außerordentlich theuer. Man sagt, daß man einen Winter durch allein für funfzig Pfund Sterling Holz brauche. Die Kohlen, die sie in den Küchen uud Schmieden verbrennen, kommen meistentheils dreyßig Meilen weit von Gallapagar, und daher kosten sie auch viel Geld. Das gewöhnlichste Bauholz sind die Weißtannen, die hier im Lande wachsen. Zu den Häußern, Kirchen, Fuhrwerk, und dergleichen brauchen sie das Fichtenholz. Manchmal sind in einem kleinen Zimmer nicht weniger als vierzehn große Querbalken im obersten Boden. Daraus sollte man gar nicht schließen, daß das Bauholz so rar wäre. Das Wasser in diesem Lande taugt überhaupt auch nicht viel. Zu Madrit ist es vortreflich, und der Hof läßt es mit vielen Kosten nach verschiedenen entlegenen Orten leiten. In den beyden Castilien sind zwey schöne Flüsse, der Tagus und die Guadiana. Der Mansanares, der dichte vor Madrit vorbeyflieset, ist nur ein armseliger Strom, und fällt in die Xarama, sechs Meilen vom Tagus. Man hatte unserm

Autor

Autor in London gesagt, daß Madrit auf einer Plaine läge; aber das ist sehr falsch. Diese Stadt ist auf einer Kette kleiner Hügel erbauet; und, weil in einiger Entfernung höhere Berge herum liegen, so scheint es von weiten, als stünde die Stadt auf einer Plaine.

Die Spanier richten auf den Landstraßen Pfeiler in verschiedenen Entfernungen auf, damit die Reisenden die Wege wissen, wenn solche im Winter vom Schnee bedeckt sind. Sie sahen verschiedene derselben in Leon und an andern Orten. Wer zuerst in ein spanisches Wirthshauß kommet, er mag seyn von welchem Range er wolle, der hat auch die besten Bequemlichkeiten. Das verursachet unter denen, die zugleich in diesem Lande reisen, einen Wettstreit, das Wirthshauß eher als andere zu erreichen. Am gewöhnlichsten ist es, daß man einen Boten eine oder zwey Stunden vorher dahin abschicket. Sie fanden einen gewissen Don Joseph, einen Biscayer, auf der Landstraße. Da sie merkten, daß er nach dieselbe Posada oder dasselbe Wirthshauß zureisete, schickten sie ihren getreuen Antonio voraus, welcher über die Berge geschwind fort kam, und in das Wirthshauß schon lange vor ihnen und gedachtem Don angelanget war. Dieser Wettstreit rühret daher, weil man in einem Dorfe selten mehr als ein Wirthshauß antrifft, und daß man, wenn solches schon besezt ist, wol noch 8 bis 10 Meilen reisen muß, ehe man ein anderes findet; welches aber bey einer langen Tagereise und im Finstern sehr beschwerlich und gefährlich ist. Die Wirthshäuser haben gemeiniglich zwey Stockwerke, eine große Diele, an deren einem Ende Heerd, Schorstein,

stein, und offene Küche ist, ein oder zwey schlechte Zimmer, und die Stallungen hängen mit der Diele zusammen. Bey diesem einzigen Heerde und Feuer bratet und siedet jedermann, und dabey wärmt man sich im Winter gemeinschaftlich. Im andern Stockwerke sind meistens noch die besten Zimmer, wie wol sie oft nur das blose Dach zur Decke haben. Viele Wirthshäußer aber sind noch unweit schlechter, sonderlich, wenn man von den großen Heerstraßen abweichet.

Wenn man das ganze Land von Corunna bis Madrit betrachtet, so kann man sagen, daß Gallicien eine schöne fruchtbare Provinz sey, und daß einige Gegenden derselben mit einigen englischen verglichen werden können. Aber Leon ist ein wüstes und schreckliches Land, voll von unfruchtbaren Felßen, wenn man etwa die Gegenden um Benevente und Villalpando, und einige Ebenen hinter Astorga ausnimmt, wo etwas weniges Holz stehet. Unser Autor übersahe einmal von einem hohen Berge die ganze Landschaft Leon; aber es war ein schrecklicher Anblick. Alles war voll von Sand, Felßen, steilen Anhöhen, und wilden Gegenden. Und doch ist wahrscheinlicher Weise ehedem viel Streit um diese Provinz gewesen. Gewiß, die Einwohner müssen einige uns unbekannte Annehmlichkeit darinn finden. In einem der dort liegenden Dörfer fanden sie eine Anzahl Menschen in wunderlicher Kleidung, welche nach einer rauhen Musik tanzten. Der ganze Aufzug war lustig und groteske. Der Tanz war ohne Kunst und schlecht, und dessen natürliche Simplicität zeigte den Character dieser Leute. Die Straße von Corunna nach Madrit ist gewiß nicht

so schlimm, als man in England gemeiniglich vorgiebt. Die Berge von Gallicien sind ziemlich zu paßiren, und die einzigen beschwerlichen Wege durch dieselben sind, wenn man nach La Fava herunterſteiget, und etwa zwölf Meilen, wenn man von Serrarias kommt. Die Berge von Leon sind mehr unangenehm als gefährlich, und der übrige Weg ist sehr bequem. Die Bequemlichkeiten sind freylich elend. Es ist schon gesagt, daß man schlechterdings seine Provision und seine Betten mit sich führen müsse; sonst müsset ihr, es sey denn, daß man die Strapazen gut ausstehen kann, mit euern Kleidern euch niederlegen, und Eyer, Zwiebeln, und Käse essen. Wenn ihr nicht schlafet, unterdessen daß eure Mauleſel ruhen, den Augenblick aufstehet, wenn ihr gerufen werdet, und früh Morgens eure Reise antretet, ehe die Hitze kommt; so werdet ihr auf eurer Reise durch Spanien schlecht wegkommen. Unsere Reisende haben durch die Erfahrung gelernet, daß es gut sey, etwas getrocknete Zungen, trockene Potage, Thee, Zucker, Liqueurs, Pfeffer, und Salz mitzunehmen, und, wenn man wo gutes Brod, Fleisch, Geflügel, oder Wein antrifft, solches zu kaufen, wenn man es gleich nicht nöthig hat; weil man nicht weiß, ob am folgenden Tage etwas könnte zu haben seyn. Man muß auch nothwendig Messer, Gabeln, Löffel, eine Lichtputze, einen Leuchter, und einige Wachslichter mit sich nehmen, weil man sonst keine findet. Man hüte sich aber, Taback oder Rum mit sich zu führen; denn das ist Contrebande, die man einem wegnimmt. Man nehme auch so wenige Bücher als möglich mit, damit sie nicht die

Inqui-

Inquisition wegnehme. Unsers Autors Bagage ward wegen seiner Bücher vierzehn Tage lang angehalten, und der Graf von Bristol mußte zweymal mit dem General Wall reden, ehe er die Gefangenen befreyen konnte. Manche von diesen Umständen scheinen wenig zu bedeuten; aber sie sind so wichtig, daß die, welche ohne dieselben in diesem Lande reißen, aus der theuer erkauften Erfahrung lernen, daß diese Kleinigkeiten wahre Ungemächlichkeiten werden.

Die Stadt Madrit ist auf einige kleine Hügel in der Nachbarschaft des kleinen Stromes Mansanares erbauet. Dieser nichtsbedeutende Strom gab zu einem Spotte Anlaß, als Philipp II. diejenige große Brücke darüber bauete, welche Puente de Segovia heißt. Man sprach, der König sollte die Brücke verkaufen, um einen Fluß zu kaufen.

Carl V. ward zu Madrit an einem viertägigen Fieber geheilet, und deswegen machte er diese Stadt zu einer Hauptstadt. Das wahr sehr unbedachtsam. Von rechtswegen müßte Seville die Hauptstadt eines so großen und weitläuftigen Königreichs seyn, weil der dortige Hafen die Zufuhr aller Bequemlichkeiten und Nothwendigkeiten des Lebens sehr erleichtert.

Madrit wird von sehr hohen Bergen umgeben, deren Spitzen allezeit mit Schnee bedecket sind. Es hat keine Fortification und keinen Graben; aber es wird von einer Mauer umgeben. Seine Thore haben nach der Landesart ihre Schlösser auswendig. Es sind sehr wenige gute Straßen darinn. Wenn man die Straßen der Calle Mayor, Calle d'Atocha, Calle Alcala, und

Calle Amha ausnimmt, so sind die übrigen sehr lang, eng, und kothigt. Der einzige gute Platz ist die Placa Mayor, welcher groß und regulair genug ist; da aber an jedem Fenster Balcons sind, so benehmen ihm diese viel von seiner Schönheit.

Die Häußer in Madrit sind fast alle von Ziegelsteinen mit trockenen Mauern, weil der Lehm sehr rar und theuer ist. Die Steine kosten noch mehr, weil sie sechs bis sieben Meilen weit hergebracht werden müssen. Die Haußmiethen sind übertrieben hoch; aber überdem kann man auch kaum Meubles haben, wenn man sie nicht außerordentlich bezahlet. Wenn man in seinem Hauße Glaßfenster haben will, muß man sich solche selbst hereinsetzen; denn man findet sie nicht. Die Häußer sind überhaupt jämmerlich schlecht gebauet. Die Stuben sind mehrentheils zur Pracht, und man sieht wenig auf die Bequemlichkeit. Gemeiniglich geht man durch zwey bis drey große Zimmer, die zu nichts gebraucht werden, und am Ende des Haußes kommt man in eine kleine Stube, welche die Wohnstube ist. So sind die meisten Häußer beschaffen. Doch sieht man hier auch einige prächtige Palläste, welche von Vicoroys, die von ihren Gouvernements zurückgekehret sind, oder von den Grandes, erbauet worden sind. Diese haben Höfe, und portes cochers, ob sie gleich die andern nicht haben. Mehrentheils sehen die Häußer den Gefängnissen ähnlicher als den Wohnungen freyer Leute; denn die Fenster haben einen Balcon und eiserne Gitter. Eine einzige Familie bewohnt ein Hauß nicht allein, wie in England; sondern es wohnen in ei-

nem

nem Hauße mehrere Familien, die sich aber dennoch gegeneinander fremd bleiben. Bemittelte Leute haben besondere Sommer- und Winterwohnungen. Die Fremden haben oft große Sorge, wie sie in Madrit unterkommen; denn es ist nur ein einziges leidliches Wirthshauß daselbst, die Fontana d' Oro; und die Spanier nehmen nicht gerne Ausländer in ihre Häußer auf, sonderlich wenn sie keine Catholicken sind. In der Stadt sind keine Schenken oder Caffeehäußer, und man hat nur die einzige Madriter Zeitung. Die Oerter zu den Lustbarkeiten sind das Amphitheater, wo das Stiergefechte geschicht, und die beyden Theater la Cruz und del Principe. Der Lermen, den die Psalmensinger und Rosarins des Abends auf der Straße machen, ist sehr unangenehm. Die häufigen Proceßionen, und vornämlich mit der Hostie, sind sehr beunruhigend, und um Ostern ist der Anblick der Blutlehrlinge oder Flagellanten sehr grausenvoll.

Nahe an des Königs Pallästen ist das Hauptcollegium der Jesuiten eines der besten Gebäude in Madrit. Man kann ohne Wagen nicht wohl durch die Straßen der Stadt kommen; denn weil hier die Schottländische oder Edinburgische Mode herrschet, die Straßen des Nachts mit Mist zu düngen, so würde das, wenn man in keinem Wagen säße, den Füßen und der Nase sehr beschwerlich seyn.

Madrit hat einen Gouverneur, den man den Corregidor nennet, und der etwa so viel ist als ein Lord Mayor in London, ob er gleich nicht von der Stadt, sondern vom Könige, gewählet wird. Er ist kein Kaufmann oder Handwerksmann,

sondern ein Mann von Range, der die Gesetze des Landes verstehet. Er ist wie ein oberster Richter, und hat ein und vierzig Regidors unter sich, die so viel als Rathsherren sind.

Am Ende der Stadt ist ein berühmter Platz, wo man frische Luft schöpfet. Er heißt Prado oder Pardo de St. Hieronymo. Es ist ein angenehmer Platz, der von einer Reihe von Pappelbäumen beschattet wird, und drey und zwanzig Springbrunnen hat, die den Platz alle Abend bewässern, wenn der Adel in Kutschen oder zu Pferde daselbst sich mit Spatziren belustiget.

Am Ende des Prado steht der Pallast Buen Retiro, welcher ein irregulaires Viereck ist, und dazu bestimmet war, dem Könige zu einem Ort zu dienen, wo er vom Getümmel des Hofes und der Stadt entfernt syn konnte. Er enthält eine große Anzahl prächtiger Zimmer, die mit den kostbarestenMeubles und Malereyen von den größten Meistern ausgeschmücket sind. Er ist aber nur von Ziegeln erbauet. Die Gärten sollen ein vollkommenes Paradieß seyn, und mit den reitzendesten schattigten Alleen, mit Wasserwerken, und vielen andern Arbeiten der Natur und Kunst erfüllet seyn.

Casa del Campo ist ein königliches Schloß an der andern Seite des Stromes, der Stadt gegen Westen, gerade über des Königs Stadt-Schloß. Es liegt sehr lustig, und hat einen Thiergarten, der aber jezt nicht geachtet wird. Florida ist ein anderes königliches Lustschloß, nahe bei dem ersten, in einer bezaubernden Gegend. Der Pallast von Aranguez, etwa dreyßig Meilen von Madrit, liegt in einem angenehmen Thale bey dem Zu-

sammenflusse der Xarama und des Tagus. Obgleich die Gärten nur bloße Ebenen, und die Spatziergänge nichts weiter als eine Reihe von Bäumen sind; so ist doch in diesem kühlen und schattigten Orte viel Reitz und Annehmlichkeit. S. Ildephonso ist ein Pallast etwa sechszig Meilen von Madrit, in einer lustigen und einsamen Gegend. Ein Theil desselben ist ein Kloster. Das Gebäude ist nicht groß, noch in gutem Geschmacke gebauet; aber die Gärten sind schön, und die Springbrunnen die vorzüglichsten in Europa. Man sagt, daß die Gärten fünf Millionen Sterlinge gekostet haben. Hier lebte Philipp V, nachdem er im Jahr 1724 die Krone resigniret hatte; er ließ die Reliquien einiger Heiligen, die sehr hoch geschätzet wurden, aus dem Escurial nach seiner Capelle bringen.

Wir kommen nun zu dem Pallast oder dem Kloster Escurial, welches den Namen von dem Dorfe hat, worinn es steht, und sieben Meilen von Madrit gegen Norden liegt. Philipp II, der Stifter dieses Pallastes und des dazu gehörigen Klosters, that bey der Schlacht von S. Quintin gegen die Franzosen, an den Grenzen der Picardie, ein Gelübde, im Escurial ein Kloster für die Mönche des Ordens des heiligen Hieronymus zu bauen, weil er gezwungen gewesen war, das Kloster des heil. Hieronymus während der Belagerung von S. Quintin zu beschließen. Da die Schlacht am Tage Laurentii war gewonnen worden, so nannte er das Kloster nach dem Namen dieses Heiligen; und weil derselbe auf einer Röste ist verbrennet worden, so hat dieser Fürst diese Art seines Märtyrerthums dadurch

unvergeßlich gemacht, daß er nicht allein über das ganze Kloster gemalte, hölzerne, metallene, und steinerne Rösten hat anbringen, sondern auch das Gebäude selbst in Gestalt einer Röste bauen lassen. Der Theil desselben, welcher den Pallast ausmachet, ist die Handhabe der Röste. Das übrige besteht aus einer großen Anzahl von Höfen, worauf die Gebäude so angelegt sind, daß sie wie die Stangen einer Röste aussehen. Aber die Spanische Cortes waren über diesen Bau sehr mißvergnügt; denn als sie Philipp zusammen berief, und zur Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich Geld verlangte, brachte man bald einige Millionen zusammen, welche der König, sobald er sie in seinem Kasten hatte, zur Errichtung dieses Gebäudes anwendete. Diese unerwartete Anwendung der öffentlichen Einkünfte verdroß den Cortes so sehr, daß sie sich nachher mit mehr Bedachtsamkeit versammleten.

Das königliche Kloster des heiligen Laurentius ist an dem Gehänge eines Berges gebauet, der einen Theil der gebürgigten Kette von Segovia ausmachet, welche die beyden Castilien von einander scheidet. Es besteht aus einem schönen weißen Stein mit blauen und braunen Adern, von einer feinen Politur. Die umliegende Gegend ist sehr angenehm. Die Mönche haben hier eine höhere Meynung von Philipp II, dem Stifter, als selbst von dem heiligen Lorenz und Hieronymus. Und das ist die Würkung eines gebührenden Danks. Philipp dachte durch Errichtung dieses prächtigen Gebäudes alle seine Sünden auszulöschen, und deswegen sparete er keine Kosten daran. Es kostet während seiner Regie-

rung acht und zwanzig Millionen Ducaten. Er wohnte daselbst vornämlich in den lezten funfzehn Jahren seines Lebens; und als er sterben wollte, ließ er sich in seinem Bette vor den hohen Altar tragen, um bey dessen Anblicke zu sterben; und so verschied er. Der Ort, wo sein Bette gestanden hat, ist nach der Zeit mit einem Gitter umgeben worden, und wird jezt als ein heiliger Ort angesehen.

Die Capelle, welche das Begräbnis der spanischen Fürsten ist, ist eine der schönsten in der Welt. Die Hauptglieder des Portals sind von schwarzen Marmor mit schönen weißen Adern. In den geringern Theilen verschönern seinen Glanz die Edelsteine, Gold, Silber, und Erzt. An den Seiten sind zwey Pfeiler in Relief, mit ihren Basen und Capitälern, nebst den Thürpfosten und Thürschwellen, alles aus einem Stücke Marmor gemacht. Oben darüber ist die Frise, und zehn Figuren tragen die Krone. Die Piedestals, Capitäler, u. s. w. sind von vergoldetem Erzte, und vor der Thür ist eine vortreflich gearbeitete Ballustrade von vergoldetem Erzte. Von dem Portale steigt man eine Treppe herunter, die von dem schönsten Tortoser Jaspis und Toleder Marmor gemacht worden, der schön geädert, niedlich poliret, und so künstlich zusammengefüget ist, daß es ein Stück zu seyn scheinet. Diese Treppe ist sechs und vierzig Fuß lang, und besteht aus vier und dreyßig Stufen, welche durch drey geräumige Plätze in drey Flüge abgetheilet sind. Die Ballustraden sind von schöner eingelegten Jaspisarbeit mit Schnitzwerk von Marmor. In der Mitte hängt ein goldenes Lustre mit sechs

Cornucopien. An dem dritten Treppenplatze ist die Thür zum Begräbnisse, welche vier Pilaster hat, zwey von Jaspis, und zwey von Bronze. Das Pflaster zwischen den Pilastern ist von polirtem Jaspis, und der oberste Boden stellet Jacobs Leiter vor.

Wenn man in dieses prächtige Begräbniß hereinkommt, so wird man auf allen Seiten von dessen Schönheit geblendet. Es ist von einer zusammengesezten Architectur. Sein Umfang ist 113 Fuß; sein Diameter von eine Mauer zur andern etwas mehr als sechs und dreyßig Fuß; die Höhe von dem Pflaster bis an den obern Stein acht und dreyßig Fuß, und die Figur ist vollkommen rund. Das Pflaster ist wie ein Stern, dessen Stralen aus unzählbaren Edelsteinen, Jaspis, und Marmorstücken bestehet. In der Mitte desselben ist ein Fleuron, der ganz von Edelsteinen blinkert. Alles ist mit einer schönen Base umgeben, auf welcher sechszehn ausgehohlte corinthische Pilaster von Jaspis stehen, deren Basen und Capitäler von vergoldeter Bronze sind. Die Särge sind rund um das Begräbniß in Nichen; und der Marmor, woraus sie gemacht sind, ist wegen seiner Feinheit, schönen Farbe, und Zierrathen merkwürdig.

Der Ring in dem obersten Boden formiret ein glänzendes Fleuron von achtzehn Fuß im Umfange, und besteht aus einem im schönen Dessein vortreflich gearbeiteten und vergoldeten Erzte. Von diesem Fleuron gehet eine große eißerne Stange ab, an welcher ein großes vergoldetes Lustre von vortreflicher Arbeit festgemacht ist. Am untern Ende sind die vier Evangelisten im halben Relief,

lief, und über denselben vier und zwanzig Cornucopien, an deren Rändern die Cherubine, und über denselben acht Engel sind, welche Fackeln tragen. Noch sind acht andere an den Köpfen von eben so vielen Seraphen festgemacht. Ganz oben ist eine prächtige Krone. Wenn die Wachskerzen in diesen Cornucopien, die Fackeln, welche die Engel tragen, und die Lichter auf dem Altare angestecket sind, so kann man mit keinen Worten eine Beschreibung von dieser Pracht machen.

Rechter Hand, wenn man aus diesem Begräbnisse herausgehet, öffnet sich eine Thür in ein Gewölbe, welches ein zweytes Begräbniß ist, und worinne diejenigen von der königlichen Familie liegen, die von keinem Platze einen Titel erhalten haben. Auf jeder Seite sind drey Reihen Nichen, zusammen 21, worinnen die Särge stehen, und an der Mauer bey der Thür ist ein Altarstück, welches eine gute Copie von Titians Gemälde, Christum am Creutze vorstellend, ist.

Die Spanier sind von bleicher Gesichtsfarbe, mittlerer Statur und mager, sonst aber wohlgestaltet. Sie haben schöne Augen, glänzendes schwarzes Haar, und einen schmalen wohlgestalteten Kopf. Ihre Kleider sind mehrentheils von dunkeler Farbe, und ihre Mäntel schwarz. Dieses zeuget von der natürlichen Ernsthaftigkeit der Nation. Das ist die gewöhnlichste Kleidung der gemeinen Leute. Der Hof aber und die Standespersonen haben jetzt mehrentheils Kleider nach französischer Mode. Da den Spaniern die Ernsthaftigkeit natürlich und eigen ist, so zeigen sie auch viel Kaltblütigkeit und Rückhaltung in ihrem

rem Betragen, und sind deswegen gegen alle sehr stille und eingezogen, sonderlich gegen Fremde. Wenn man aber einmal rechte Bekanntschaft mit ihnen gemachet, und ihre Vertraulichkeit erworben hat, so sind sie die geselligsten, freundlichsten, und umgänglichsten Leute von der Welt. Wenn sie jemanden einmal liebgewonnen haben, so sind sie die treuesten Freunde. Ein Reisender muß wenigstens etwas von der Landessprache wissen. Mit dem Französischen, welches selbst zu Madrit und am Hofe nicht zureichend ist, wird er kaum in den großen Städten, Cadix und Barcellona ausgenommen, fortkommen. Mit dem Italiänischen würde man sich noch eher durchhelfen, theils wegen der größern Aehnlichkeit der spanischen und italiänischen Sprachen, theils weil wol eben so viel Italiäner in Spanien seyn mögen als Franzosen. Diese Nation hat den höchsten Begriff von der Ehre bis zur Ausschweifung, welches noch eine übergebliebene Würkung von ihrer alten Liebe zur Ritterwürde ist, die der belebende Geist zu diesem Enthusiasmus war. Sie haben viel Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit. Wie sie in ihrer Freundschaft mit Treue und Eyfer beharren, so sind sie auch heftig, unversöhnlich und unerbittlich, wenn sie beleidiget werden.

Sie sind großmüthig, freygebig, mitleidig, und lieben die Pracht. Sie sind religiös, aber bis zum größten Aberglauben andächtig, so sehr, daß sie die Hände ihrer Priester und die Strumpfbänder ihrer Mönche küssen.

Wenn die Spanier irgend einen herrschenden Fehler haben, so besteht er darinn, daß sie von

sich

sich selbst eine gar zu hohe Meynung hegen. Daraus sind zu verschiedenen Zeiten die ausschweifendesten Begriffe entstanden. Sie glauben z. E. daß die Sonne blos in ihren Staaten auf- und untergehe, daß ihre Sprache die einzige schickliche sey, in welcher man mit dem allmächtigen Gott reden könne, und daß sie die eigentlichen Lieblinge des Himmels wären. Sie sind wol eher im Stande gewesen, Gott selbst einen Ketzer zu nennen, wenn die Waffen der Protestanten sie zu stark getroffen haben. Vormals glaubten sie, daß sie die Monopolisten der Weißheit, Herrlichkeit, Macht, Reichthümer, und Herrschaften wären; aber eine zwey oder dreyhundertjährige Erfahrung hat sie die Nichtigkeit dieser Meynungen gelehret. Die öffentlichen und unverstellten Bemühungen ihrer österreichischen Fürsten, welche nach einer allgemeinen Monarchie trachteten, und die geheime und mehr verdeckte Ambition der bourbonnischen Linie mit allen ihren Entwürfen der feinesten Politik, waren der grundlosen Beschaffenheit eines Hirngespinnstes gleich. Dieser hohen Meynung, welche die Spanier von sich hegen, schreibt man es zu, daß sie noch jezt so viel auf Adel, gute Familie, und gute Herkunft halten. Der Bergbewohner Asturiens bildet sich, ob er gleich ein Bauer ist, so viel auf sein Geschlechtsregister und seine Abkunft ein, als der erste Grandes; und der Castilianer sieht mit souverainer Verachtung auf den Gallicier.

Aus folgender Begebenheit, welche, ob sie gleich sehr oft erzählet worden, vielleicht doch nicht allen Lesern bekannt ist, kann man das kalte Blut der Spanier recht deutlich erkennen. In dem

Kriege

Kriege zwischen Spanien und Portugall, welchen die zum Besten des Herzogs von Braganza entstandene Revolution nach sich zog, plünderten die Portugiesen das Dorf Traigueros, und ließen eine Schildwacht darinne, unterdessen daß die Truppen weiter zogen. Die Schildwacht, um sich einen Zeitvertreib zu machen, spielte auf einer Zitter, die aber nicht gestimmet war. Ein Spanier aus dem geplünderten konnte den Uebelklang der Zitter nicht länger anhören, gieng daher an den Soldaten heran, bat ihn höflichst, ihm die Zitter zu geben, stimmte sie ihm, und gab sie ihm mit folgenden wenigen Worten zurück: — Nun, mein Herr! ist sie gestimmet, — Aora sta templada.

Die Uebung in den Waffen ist ihre vornehmste Ergötzung, und dieser Lieblingsneigung haben sie allezeit das Commercium, die Manufacturen, und den Ackerbau aufgeopfert. Man hat solches am nachdrücklichsten in dem Succeßionskriege gesehen. Der Bauer verließ freywillig seinen Pflug, und rennte zu den österreichischen oder bourbonnischen Fahnen. Da brauchte man keinen beredten Serjeanten, keinen Officier, keinen Werber, der ihn in das Feld zur Schlacht nöthigte. A la Guerra, a la guerra, schrien sie alle.

Aus dem Erfolge des leztern Krieges hat man urtheilen wollen, daß die Spanier keine guten Soldaten wären; aber man irret sich; es sind in der ganzen Welt keine bravere Soldaten, als die Spanier. Welche anders sprechen, zeigen ihre Unwissenheit in der Historie. Die Herzoge von Berwick und Bitonto, die Grafen de Gage und

Schom-

Schomberg, der Landgraf von Hessen, der Marquis de las Minas, und die Generals Starhope, Peterborough, und Stahremberg sind Augenzeugen ihrer Bravour gewesen. Freylich haben sie jezt eine schlechte militarische Beschaffenheit; aber daraus kann man nichts gegen ihnen erweisen. Ein langer Frieden, lange Muße, und schlechte Generals, können bey jedem Volke den kriegerischen Geist unterdrücken. Sie ertragen alle Ungemächlichkeiten mit unabläßiger Geduld; sie können Hitze und Kälte, ja sogar den Hunger, mit ziemlicher Leichtigkeit ausstehen. Sie haben zu den herzhaftesten Unternehmungen Muth und Standhaftigkeit genug. Sind sie gleich von Natur langsam, so können sie doch, wenn sie einmal in Thätigkeit sind, ihr Vorhaben mit großer Hitze und Dauer fortsetzen.

Die Spanier frühstücken gemeiniglich im Bette; auch ihr Abendessen nehmen sie im Bette zu sich. Ihr Frühstück bestehet meistens in Chocolate. Thee trinken sie selten. Sie trinken auch wenig Wein. Ihre Mittagsspeisen sind ein Pochero, oder Rind, Hammel, Schwein und anderes Fleisch mit grünen Kräutern, alles zusammen gekocht. Wenn es eine kostbare und mehr vermischte delicate Speise ist; so nennen sie es ein Olla Podrida. Die Mäßigkeit im Essen und Trinken ist unstreitig eine ihrer größten Tugenden. Sie haben ein Sprüchwort: Oliven, Salat, und Rettig sind Speisen für einen Cavalier. Sie sind große Liebhaber von Gamander. Sie wechseln nicht mit Messern und Gabeln, sondern essen alles mit ein und der-

selben

selben Instrumenten. Sie sehen selten auf Delicatesse.

Der Geschmack zur Galanterie und zum Tanze herrscht allgemein in Spanien; sie sind die zwey gewöhnlichsten Leidenschaften im Lande. Die Eyfersucht ist seit der Gelangung des bourbonnischen Haußes zur Regierung ganz erstorben. Man hat beobachtet, daß diese Leidenschaft allemal nach dem Grade, in welchem die guten Sitten zunehmen, ihre Stärke verlieret. Das Tanzen ist so sehr ihre Lieblings-Ergötzung, daß die ernsthaftesten Matronen sich durch ihr Alter nicht davon abhalten lassen. Man siehet in diesem Lande Großmutter, Mutter, und Tochter tanzen. Hingegen in England überläßt man das Tanzen der Jugend, und das Chartenspiel dem Alter. Die gemeinesten und beliebtesten spanischen Tänze sind Sequedillas und Fundungo. Der lezte ist ein alter Tanz; und ob er gleich ursprünglich römisch ist, so haben ihm die Spanier doch mit etwas mohrischen vermischet. Sie tanzen ihn ungemein gern, vom Vornehmsten an bis zum Geringsten.

Des Morgens gehet der Spanier in die Messe; nach dem Mittagsessen schläft er; des Abends schöpft er frische Luft, und damit beschließt er den Tag. Ob es gleich die Etiquette des Landes mit sich bringt, daß Männer und Frauen auf den Straßen und in den Messen einerley Kleidung tragen; so tragen die Dames doch bey Privat-Visiten so mancherley Kleidung, und weit reichere Kleider, als in Engelland. Die verheyratheten Frauenzimmer in Spanien haben eben so ihren declarirten Liebhaber, als die Italiänischen ihren

Sicis-

Sicisbee. Die Abend-Promenaden der Spanier sind sehr abgeschmackt. Man siehet nichts als eine Reihe auf einander folgender Kutschen, die mit allerley Menschen angefüllet sind; hier einen Herzog mit seinem Beichtvater, dort eine Anzahl junger Abbes tête a tête; hier eine ganze Familie, die so auf einander gehäufet ist, wie auf einem holländischen Gemälde, und wo Mann und Weib, Kinder und Mägde, auf einander sitzen. Wenn sie in Gala oder an Courtagen frische Luft schöpfen, sind alle Fußbedienten mit Liverey bekleidet, und haben Federn auf den Hüten. Die Zahl der Bedienten, welche die Grandes und Personen vom ersten Range halten, ist unbeschreiblich groß. Einige der spanischen Grandes haben drey bis vier hundert Domestiken, und der englische Gesandte hat, um sich einigermaßen nach der Landesart zu richten, beynahe hundert. Da sie gemeiniglich mit vier Mauleseln fahren, so haben sie zwey Vorreuter, vier und zuweilen sechs Bedienten hinter der Kutsche, nebst einem, der ein paar Maulesel abspannet, wenn sie nach Madrit fahren; denn in dieser Stadt darf niemand mit mehr als vier Mauleseln fahren. Im heissen Wetter werden die Seiten und Hintertheile der Kutsche abgenommen. Der Portechaisen bedienet man sich selten; und wenn das geschiehet, so haben sie noch zwey Bedienten, welche auf jeder Seite des hintersten Portechaisenträgers gehen, um ihn aufzuhelfen, denn sonst würde er fallen. Zwey gehen noch außerdem auf jeder Seite der Portechaise, und zwey sind hinten mit Laternen, wenn es gleich lichter Tag ist. Gemeiniglich haben sie also neun Leute bey einer Kutsche,

und zehn bey einer Portechaise, außer denen, welche vorauf gehen.

Eine der vornehmsten Lustbarkeiten der Spanier ist das Stiergefechte. Wir wollen davon einige Nachricht aus der Beschreibung geben, welche Herr Clarke von demjenigen gemacht, das am 15ten Julius 1760 auf der Placa Mayor zu Madrit, bey Gelegenheit des öffentlichen Einzuges seiner catholischen Majestät in diese Hauptstadt, ist gehalten worden. Der Platz, welcher sehr groß ist, war mit vielem Volke besezt. Von oben bis unten waren die Häußer voll von Menschen auf den mit allerley seidenen Zeugen belegten Balcons, durch welche die Zugänge zu dem Platz waren. Rund um denselben waren acht bis neun Fuß hohe Gerüste für das gemeine Volk.

Erst kamen die Kutschen der Cavaliere, vier an der Zahl. Diese Kutschen waren von besonderer Beschaffenheit; und hatten vorn und hinten Gläßer, an den Seiten aber waren sie offen. Die Cavaliere saßen an den Thüren ihrer Kutschen, und grüßeten die Leute auf den Balcons. Sie wurden von ihren Sponsorn, den Herzogen von Oßuna, Banos, Arcos, und Medina Conli begleitet. Vor der königlichen Familie kam eine Compagnie Hellepardiers, welcher sieben bis acht königliche Kutschen folgten, die unmittelbar vor dem Staatswagen vorher giengen. Darauf kam eine Kutsche mit einigen der vornehmsten Officire, und alsdann der König und die Königin in einem prächtigen blauen Wagen, der mit Zierrathen von maßivem Silber, und oben mit einer Krone versehen war. Die Decken der Pferde

waren

waren auch von Silber, und auf dem Kopf hatten sie große weisse Federn. Den Beschluß machten die Kutschen des Prinzen von Asturien, der beyden Infantinnen, und des Don Louis, mit denen, die ihnen zur Aufwartung gegeben waren.

Ihre Majestäten sezten sich in einen vergoldeten und mit Gardinen von Scharlach und Gold behängten Balcon gerade über dem Balcon des englischen Gesandten, worinne unser Autor war. Zur rechten Hand des königlichen Balcons sezten sich die übrigen von der königlichen Familie, und linker Hand stellten sich die Cammerherren in einer Reihe, welche in einer schönen blauen und rothen mit Gold gestickten Uniform gekleidet waren. Die Hellepardiers marschirten von des Königs Balcon, welches in der Mitte der einen Seite war, formirten zwo Linien, trieben die Leute von dem Platze weg, die sich alle auf das Gerüste machten, und stellten sich nachher vor dem Gerüste in einer Linie unter des Königs Balcon. Zwey Compagnien von Jungens, die in einer Uniform mit Mützen und rothen täffetenen Wämsen gekleidet waren, kamen mit Wassereymern, und bewässerten den Schauplatz. Hierauf kamen sechs Alguazils der Stadt auf schönen Pferden, die mit Decken behangen waren. Sie selbst waren in einem alten spanischen schwarzen Habit mit langen hängenden Ermeln, und hatten weisse Peruquen und Federhüte auf. Sie stellten sich unter des Königs Balcon, und mußten die ganze Zeit über da bleiben, um die Befehle zu empfangen. Manchmal aber werden sie von den Stieren weggejaget.

Endlich bestiegen die Truppen, die zu den Cavaliers gehörten, den Schauplatz in vier Compagnien. Sie hatten silberne maurische Livereyen an, die sehr schön und reich mit Schleifen und Stickerey besezt waren. Sie beugeten sich erst gegen des Königs Balcon, und giengen nachher rund um den Platz in Proceßion. Sie nahmen sich, wegen der Vortreflichkeit und Verschiedenheit ihrer Kleidungen, ungemein schön aus. Hinter ihnen kamen die vier Ritter in alter spanischer Kleidung mit Federhüten, auf schönen Pferden. Jeder von ihnen hatte eine Lanze in der Hand, und zwey Leute zu Fuß auf seiner Seite, welche niemals von ihm wegkommen, und ihm die stärkste Vertheidigung sind. Die Cavaliers nahmen ihre gehörige Stellung zum Gefechte, so daß der eine sich gerade über die Thür des Platzes, wo die Stiere waren, und der andere sich hinter ihm, stellete.

Auf einem vom Könige gegebenen Signal wurden die Thüren geöffnet, und der Stier erschien unter dem Schalle einer kriegerischen Music und dem lauten Zurufen des Volks. Als der Stier sahe, daß der eine Fußbediente des einen Cavaliers ihm seinen ausgebreiteten Mantel vorhielt, so lief er auf ihm zu; der Bediente wich ihm aber aus, und verschaffte seinem Herrn Gelegenheit, seine Lanze in des Stiers Nacken zu stoßen. Auf dieselbe Art wurde der Stier gelocket, sich mit den andern Cavaliers einzulassen; er kam aber immer schlecht weg, bis ihn, nachdem er viele Wunden von den Lanzen empfangen hatte, die andern Fußbedienten anfielen, welche sich mit ihm mit bewundernswürdiger Behendigkeit

keit solang herumjagten, bis sie ihm mit ihrem Schwerde in den Nacken oder in der Seite ankommen konnten, wodurch er zu Boden gestoßen wird. Hierauf stoßen sie ihm das Schwerd hinter seinen Hörnern in den Rückgrad, welches ihm unmittelbar den Tod kostet. Alsdann wird er durch Maulesel weggeschleppet.

Als die Ritter durch diese Ausfälle genug ermüdet waren, beurlaubte sie der König. Hierauf wurden die Stiere zu einer andern Thür herausgelassen, jedesmal einer. Diese waren schon von einer wütendern Natur, und wurden allein von den Fußbedienten gehetzet, welche ihre Wuth so wenig fürchteten, daß sie sich vielmehr bemüheten, solche zu vergrößern, indem sie dem Stier kleine Wurfspieße mit Bündeln Pappier, die zum Theil mit Schießpulver angefüllet waren, an den Halß und an andere Theile des Leibes warfen, welche, sobald sie auf den Stier waren, wie eine Schlange fortkrochen. Man kann sich keine größere Marter denken als diese; aber die wundernswürdige Geschicklichkeit, womit sie abgeworfen werden, macht, daß man auf das grausame nicht merket. Sie nehmen auch Ziegenhäute, welche mit Wind aufgeblasen sind, und vermehren die Wuth des Stiers, indem sie solche vor ihm stellen. Einige von den Stieren wollten sich nicht daran wagen, einer von den bösesten aber that einen Anfall darauf, zeigte jedoch dabey mehr Furchtsamkeit als bey den Anfällen seiner beherztesten Feinde. Sie hetzeten auch einen Stier mit Hunden, welche so viel Muth bewiesen, als immer ein englischer Schlächterhund thun kann.

Meine Furcht, sagt unser Autor, schwebte anfänglich über die Fußleute; allein die Ritter sind allerdings in weit größerer Gefahr, weil ihre Pferde zu muthig sind, als daß sie sich gehörig regieren lassen. Sie können daher nicht immer dem Anlauf des Stiers ausweichen, und müssen alle Augenblicke gewärtig seyn, mit ihren Pferden umgelaufen zu werden, wenn ihre Fuß-Assistenten sie nicht gehörig dagegen schützen. Nichts destoweniger wurden zwey schöne Pferde beschädiget. Das eine davon ward mit seinem Reuter umgestoßen, welcher noch glücklicher Weise ohne Schaden davon kam. Der Muth dieser Pferde ist so groß, daß man oft gesehen hat, daß sie noch gegen den Stier avanciret sind, wenn gleich schon die Gedärme auf der Erde hiengen.

Dieses Schauspiel ist eines der schönsten in der Welt sowol wegen der dabey befindlichen Pracht, als auch wegen der bewundernswürdigen Behendigkeit und Geschicklichkeit derer, die dieses Gefechte unternehmen. Die Spanier hängen so sehr daran, daß sogar die Frauen ihre lezten Lumpen versetzen, um zusehen zu können. Es ist nicht zu beschreiben, mit welcher großen Menge Menschen die Häußer von oben bis unten angefüllet sind. Die Leute bezahlen nicht allein das Vergnügen theuer genug, sondern müssen dazu in der heissesten Sonne die erstickendeste Hitze ausstehen. Dieses Schauspiel ist vermuthlich noch ein Ueberbleibsel der mohrischen oder vielleicht römischen Grausamkeit, und wird freylich von keinem strengen Moralisten und von keinem mitleidigen und empfindungsvollen Herzen gebilliget werden. Auf der andern Seite aber hat es alle

gute

gute Würkungen der Ritterkünste, und erreget in die Gemüther der Zuschauer eine Anlage zu beherzten Thaten.

Das Stiergefechte auf der Placa Mayor geschiehet niemals als nur bey außerordentlichen Gelegenheiten, etwa bey Antritt der Regierung, oder bey der Vermählung eines Königs; und es kostet sowol dem Könige als der Stadt viel Geld. Außerhalb den Mauern ist aber noch ein Schauplatz erbauet, wo das Stiergefechte alle 14 Tage geschiehet, welches die Kenner den andern sehr vorziehen, weil die Stiere wütender, und die Fechter weit größern Gefahren ausgesezt sind. Jedoch ist in der Art des Gefechtes kein Unterscheid.

Wir wollen nun einige Nachricht von demjenigen spanischen Schauspiele geben, wo zur Passionszeit die Autos oder Glaubenshandlungen aufgeführet werden. Das Theater sahe ganz leidlich aus; es war aber kothigt und schlecht erleuchtet, und hatte eine übele Vermischung von Tages- und Kerzen-Licht. Der Kopf des Soufleurs stak durch einer kleinen Klapp-Thür hervor, über der Ebene des Theaters, und er las das Schauspiel so laut her, daß es die Leute in den Logen hören konnten. Das Parterre sahe sehr buntscheckigt aus, indem viele mit Nachtmützen und Mänteln da standen, und Officiere und Soldaten mit dem schmutzigsten Pöbel vermischt waren. Die Seiten- und Vorder-Logen waren voll von wohlgekleideten Personen; und dasjenige, was man mit der zwey Schillings-Gallerie in England vergleichen konnte, war ganz mit Frauenspersonen besezt, deren Kleidung gleich-

förmig war, und in einem dunkeln Rocke und einem weißen wollenen Schleyer bestand. Die Acteurs hatten reichere Kleider an, als die englischen, und sie wechselten sie oft, um die Mannichfaltigkeit ihrer Garderobe zu zeigen.

Nach einigen eckelhaften und abgeschmackten Auftritten kam ein lustiges Zwischenspiel. Einer von den Comoedianten machte sich an eine Frauensperson, welche sehr schön sang, und bot ihr einen Beutel mit Geld an. Unterdessen brachte eine Mannsperson drey Klötze auf das Theater, und kleidete solche erst in Mannskleidern, dann kleidete er sie wieder aus, und zog ihnen Frauenskleider an. Nun kamen drey Mannsleute, welche sich mit diesen drey ausgekleideten Dames unterhalten wollten; an ihrer Unbeweglichkeit merkten sie aber gar bald ihren Irrthum. Endlich kam nach einigen langen eckelhaften und nichtsbedeutenden Auftritten eine Mannsperson, welche Christum vorstellete, einen langen Purpurrock anhatte, und den vier Theilen der Welt in ihren besondern Kleidungen predigte. Europa und America hörten mit Lust zu, aber Asien und Africa wollten sich nicht bessern lassen. Bald darauf wurden dem Heilande die Augen zugebunden; er ward mit Fäusten geschlagen, bespeyet, gebunden, gepeitschet, mit einer Dornencrone gekrönet, und genöthiget, sein Creutz zu tragen. Alsdann kniete er nieder, und rief: Padre mi! Padre mi! Mein Vater, warum hast du mich verlassen? Hernach stellte er sich gegen die Mauer mit ausgestreckten Händen, als wenn er am Creutz hienge. Dabey stellte er sich

als

als stürbe er. Nun kam eine Actrice, die ihn losband, ihm seine Dornenkrone und den scharlachenen Rock abnahm; und er, nachdem er seine Peruque und seinen Rock angezogen hatte, machte mit den andern Acteurs einen Tanz. Zulezt hielt eine Actrice eine lange Rede über die Natur und den Endzweck des Sacraments; und die Comödie ward dadurch geendiget, daß Christus triumphirend erschien.

Unser Autor hat auch einer regulairen Comödie zugesehen, und es waren noch zwey englische Herren in derselben Loge bey ihm. Sie verstanden wenig von dem Inhalte des ersten Acts. Sie sahen einen König, eine Königin, eine Zauberin, und verschiedene andere lustige Dinge. Aber das Zwischenspiel war ungemein schlecht. Die Scene stellete das Innere eines spanischen Gasthofs zur Nachtzeit vor. Man brachte drey Federbetten und eben so viele Bettdecken auf das Theater. Die Königin und ihre Hofdames stelleten die Frau des Gasthofes mit ihren Mägdchen vor, und machten die Betten. Es kamen sechs Leute, da zu schlafen; und weil der eine ein Knicker war, so hatte er sein Geld in zwanzig bis dreyßig Stücken Pappier eingewickelt. Sie entkleideten sich vor dem Frauenzimmer, und zogen wol sechs bis acht Hosen, und eben so viele Röcke und Westen aus, und legten sich zwey und zwey zu Bette. Wenn man die Sache recht betrachtete, so bestand der ganze Spaß darinne, daß einer des andern Kleider wegstieß, und daß sie sich im Finstern, wie sich der Zuschauer einbilden mußte, schlugen. Unser Autor sagt, daß er mit seiner Gesellschaft über die Absurdität dieses Auftrittes

und über die unbegreifliche Abgeschmackheit derselben gewaltig hätte lachen müssen. Der Anblick der Federbetten, und der Leute, die sich stiessen und ausstreckten, und der Beyfall der Zuschauer, der durch das ganze Hauß erschallete, war uns unbegreiflich, obwol unsere Nachbarn in der nächsten Loge glauben mögten, daß wir über den Witz und die Laune des Verfassers lacheten. Es war ein Auftritt ganz über alle Beschreibung, und ich biete jedes europäische Theater auf, ob es, außer dem Madritschen, dergleichen ähnliches aufzuführen im Stande sey. Nach Endigung dieses Zwischenspiels kamen andere Auftritte zwischen dem König, der Königin, der Zauberin, und den andern Acteurs. Fünf oder sechs davon zogen alle auf einmal ihr Schwerd auf die Zauberin, welche ihnen mit ihrer Zauberruthe ausparirte, und sich zu ihrem größten Erstaunen unbeschädigt in ihre Zelle retirirte. Zu einer andern Zeit tödete die Zauberin durch einen einzigen Blick, und ein andermal gab sie ebenfalls durch einen Blick das Leben wieder. Kurz, nach verschiedenen lächerlichen Zwischenscenen saget die Zauberin dem Teufel und allen seinen Werken ab, und ergreifet am Ende die catholische Religion, bey welcher sie allein zu verbleiben sich erkläret. Man kann inzwischen nicht glauben, daß diese dramatische absurde Stücken gerade ihre besten wären, sondern man sagt, daß sie auch einige vortrefliche Stücken haben, besonders vom Lopez de Vega, der dem Shakesspeare schön näher kommt.

Herr Clarke berichtet uns, daß er von guter Hand sey versichert worden, daß der englische

Han-

Handel mit Alt- und Neu-Spanien jezt ein ganzes Drittheil geringer sey, als vor vierzig Jahren, und daß die Balance und der Wechselhandel zwischen Spanien und Großbrittannien täglich mehr und mehr zu Grunde gienge. Die Ursachen dieser Abnahme sind ganz und gar nicht schwer zu errathen. Erstlich ist der starke Geitz und die Uebertreibung der englischen Kaufleute daran Schuld, welche, indem sie mit einem mäßigen Profit nicht zufrieden waren, die Preiße ihrer Waaren über alle Proportion steigerten, und dadurch den Franzosen und Holländern die Thür öffneten, ihre Waaren auf den spanischen Märkten wohlfeiler zu geben. Zweytens kostet in gedachten Ländern die Arbeit nicht so viel als bey den Engelländern; und auch daher sind sie im Stande, ihre Waaren wohlfeiler, als die Engelländer, den Spaniern zu überlassen. Drittens ist auch die Veränderung Schuld daran, welche unter der Königin Anna Regierung währendes spanischen Krieges vorgieng, da die Franzosen sich in die Handlung mischeten, und die Engelländer eines größern Theils desselben beraubeten, als sie jemals wieder zu erlangen im Stande seyn werden. Viertens thut ebenfalls der Progreß etwas dazu, den die Spanier selbst in einigen Arten der Manufacturen gemacht haben. Die Aufmunterungen, welche die Könige aus dem bourbonnischen Hauße zu den Manufacturen und zur Handlung gegeben, haben einige Spanier angereitzet, sich darauf zu befleißigen. Seit verschiedenen Jahren hat sich das spanische Ministerium bemühet, durch fremde Arbeitsleute einige Manufacturen zu errichten; und diese Bemühun-

hungen sind auch nicht ganz fruchtlos gewesen. Jezt aber besitzet denjenigen Minister, dem die Aufsicht über die Manufacturen ist übertragen worden, eine so seltsame Bethörung, daß er sie ganz vernachläßiget, und die Arbeiter noch dazu abschrecket. Daher gehen die Manufacturen jezt wieder ihrem Untergange entgegen.

Aller französischen Kunstgriffe und Insinuationen ohnerachtet, ist doch der Handel der Engelländer mit Spanien noch sehr beträchtlich, und bestehet vornämlich in folgenden Artickeln. Sie bringen nach dieses Land eine große Menge von getrockneten und gesalzenen Fischen, welche die Spanier Bacalas nennen; ferner breite Tücher und wollene Zeuge von allerhand Art in großer Anzahl; seidene Stoffe, Messerschmidswaaren, Krieges- und Schiffs-Bedürfnisse, sonderlich Schiffseule und Anker; Uhren, verarbeitetes Kupfer, Prinzmetall, Spielzeug, mathematische Instrumente, Schreibekasten, vornämlich von Mahomholz; rohes und verarbeitetes Zinn, Bley, Leder, Korn, trockenes und gesalzenes Fleisch, Hornvieh, Butter, Käse, Bier, Hüte, Leinwand, Vitriol, Pfeffer, und andere Producte aus unsern americanischen Colonien. Ja, wenn sie es sich angelegen seyn ließen, könnten sie auch einen guten Handel mit Bauholz aus diesen Colonien machen, weil die Spanier, ob sie zwar an einigen Orten schöne Eichenwälder haben, doch nicht die Art, Bäume zu fällen, verstehen, und keine Rheden haben, also außer Stande sind, rechten Gebrauch davon zu machen.

Aus Spanien bekommen die Engelländer folgende Artickel: Weine, Oel, Weineßig, allerley

ley Früchte, und zwar an der Sonne getrocknete Rosinen, in der Asche getrocknete Rosinen, welche sie Passas de lexia nennen, Rosinen von Almunegar, einer Stadt an der Küste von Andalusien, Kastanien, Mandeln, Feigen, Citronen, Limonien, Orangen, Cocosnüsse, spanischer Pfeffer, Granaten, feine Wolle, Indigo, Cochenille, allerley Färbematerialien, Kali und Sode zum Seife- und Glaßmachen, Queckſilber, verarbeitete und rohe Seide, peruvianischer Balsam, Vanille, Chocolate, Sarsaparill, Salpeter, Salz von Cadix, Salz von Port St. Maria, wollene genähete Bettdecken, und eine andere schöne Sorte von Bettdecken von Segovia, Eisen von Biscaya, Degenklingen von Toledo, Flinten- und Pistolen-Läufe von Guipuscoa und Barcellona, Zinnober, Borax, Schinken, Schnupftaback von Seville und Havanna, Seife, aus welcher sie sich jezt, da sie sie selbst verfertigen, nicht viel machen, die aber doch noch häufig nach Schottland gehet; endlich verschiedene Wurzeln und Arzeneyen, die in Spanien und America wachsen.

Der Handel der Spanier nach ihren americanischen Colonien macht den beträchtlichsten Theil ihres auswärtigen Handels aus, und unterhält ihre Flotte. Denn bis zum leztern Bruche der Engelländer mit Frankreich giengen wenige Schiffe nach auswärtige Länder, und das größte Gleichgewicht ihres Handels gegen den der andern Nationen unterhält der americanische Handel. Ihr innerer Handel hat kein Verhältniß mit der Menge ihrer Einwohner, mit den natürlichen Vortheilen ihrer Lage und ihres Clima, und mit dem

Ueber-

Ueberflusse der rohen Materialien, welche das Land hervorbringt, und welche Indien darreichet; zumal wenn wir betrachten, daß dieses Land sehr viele Jahre Frieden genossen, und daß das Commercium in keinem Zeitalter ein größeres Augenmerk der europäischen Staaten gewesen ist, als in dem jetzigen.

Der größte Irrthum in der spanischen Politik scheint dieser zu seyn, daß man die wahre politische Maxime nicht genug erwogen hat, daß der Fleiß, die Handarbeit, und die Künste, einem Staate weit einträglicher und eine größere Quelle des Reichthums sind, als alle Gold- und Silber-Minen. Die Spanier wendeten, von dem Raube Americä geblendet, alle ihre Sorgfalt dahin, in dem ausschließenden Besitze dieser scheinbaren Reichthümer zu bleiben. Sie vernachläßigten den Ackerbau und die Manufacturen; sie verachteten alle mechanische und freye Künste. Dadurch ward das Land täglich weniger bevölkert, und ihre See- und Kriegs-Macht nahm zusehends ab. In den neuern Zeiten hat das spanische Ministerium diesen Irrthum lebhaft genug eingesehen, und sich daher bemühet, den Geist der Industrie dem Volke beyzubringen, indem es zu Errichtung der Manufacturen in verschiedenen Theilen des Königreichs große Aufmunterungen gegeben hat; aber der Fortgang derselben ist so beträchtlich doch nicht gewesen, als man hätte erwarten können.

Wir wollen nun den Herrn Clarke auf seiner Reise von Madrit nach Lissabon begleiten. — Da seine catholische Majestät, schreibt er, nicht für gut fanden, dem Grafen von Bristol einige

Ant-

Antwort auf die ihm vom grosbrittanniſchen Hofe vorgelegte Frage zu ertheilen; ſo machten wir, die wir uns alle zu einer ſchleunigen Abreiſe in Bereitſchaft gehalten haben, die nöthigen Anſtalten zur unmittelbaren Rückkehr nach England. Nachdem wir die erforderlichen Päſſe erhalten hatten, ſo gieng Herr Stanier Porten, der engliſche Generalconſul zu Madrit, voran nach Portugall. Wir waren genöthiget geweſen, dieſen Weg zu nehmen, weil der Krieg uns verhinderte, durch Frankreich zu gehen, und die Straße auf Corunna mit Wagens nicht kann bereiſet werden; wir hätten dann einen weiten Umweg nehmen, und die Straße nach S. Jago di Compoſtella reiſen müſſen. Ueberdem aber hatte uns der König von Großbrittannien dieſe Route vorgeſchrieben, und befohlen, daß uns ein engliſches Schiff von Liſſabon nach England bringen ſollte. Nachdem der Conſul einen Tag voraus gegangen war, um für den Geſandten die nöthigen Quartiere und Bequemlichkeiten zu beſorgen, reiſete ſeine Excellenz am 17ten December ab, ohne von dem ſpaniſchen Hofe Abſchied genommen zu haben.

Da die ganze Nation nicht gern einen Krieg mit England haben wollte, ſo ſahen die Spanier die Abreiſe des Geſandten mit dem größten Leidweſen. Sie hatten die Meynung und die beſtändige Maxime des Patinho: Krieg mit aller Welt, aber Frieden mit England. Einige ſagten, wir haben es mit unſern Sünden verdient, andere ſprachen, es ſey ein politiſcher Streich, nämlich der Krieg ſey ein Werk des Hofes, aber nicht der Nation.

Obgleich der Gesandte ohne Abschied zurückkehrete, so erwieß man ihm doch bey seiner Abreise alle seinem Range und Character zukommende Ehre und Höflichkeiten. Der General Wall schickte an alle Gouverneurs und Commendanten der Städte die Ordre, daß sie dem Gesandten alle Achtung und Ehre bezeigen sollten. Dem zu Folge machte der Gouverneur jedes Orts dem Gesandten die Aufwartung; die Soldaten traten für ihn ins Gewehr, trommelten, und schwenkten die Fahnen; und bey seiner jedesmaligen Abreise wurden die Canonen von den Wällen gelöset.

Sie mußten drey und sechszig Meilen reisen, ehe sie das spanische Gebiet verlassen, und die Guadiana bey Badajos paßiren konnten, welches die lezte Grenzstadt gegen Portugall ist. Darauf hatten sie 29 Meilen bis Aldea Gallega, einem kleinen Dorfe an der Südseite des Tagus, wo sie diesen Fluß paßiren mußten, um nach Lissabon zu kommen. Zwey Drittheile dieses Weges mußten sie durch ein feindliches Land reisen, und der übrige Theil war ein trockenes, dürres, felsigtes Land, das zwar etwas fruchtbarer war als Spanien, aber für Reisende eben so schlechte Bequemlichkeiten hatte. Ueberdem war damals die Witterung gar nicht günstig; denn es regnete ohne Aufhören ganzer vierzehn Tage lang, und die Flüsse schwollen davon so auf, daß die Passage gehemmt wurde, und sonderlich die Bagagewagens einige Tage in ihrer Reise aufgehalten wurden. Dazu kam noch die zu dieser Jahreszeit gewöhnliche Kälte nebst den Sturmwinden, und den unaufhörlichen Stößen von der Bay von

Bis-

Biscaja. Alle diese Umstände erinnerten unsern Autor oft an die Stelle der heiligen Schrift: Daß unsere Flucht ja nicht im Winter geschehe.

Der erste merkwürdige Ort auf dieser Route ist die Stadt Talavera de la Reyna, in dem Königreiche Neu-Castilien, an den Ufern des Tagus. Daselbst ist die größeste Manufactur von silbernen und goldenen Stoffen. Der verstorbene König Ferdinand unterstüzte sie sehr; jezt aber gehet sie so, wie die meisten andern Manufacturen dieses Landes, unter dem Minister Squillaci zu Grunde. Daselbst ist auch eine Manufactur von irrdenen Waaren. Die Stadt hieß ehemals Talabriga. Sie ward aber de la Reyna genennet, weil sie der Königin Maria, der Gemalin des Alonso XII, gehörete.

Ehe man nach Jarayseio kommt, ist ein langer, gekrümmter, und schwer zu besteigender Hügel. An einigen Orten ist er auch gefährlich. Sie mußten einen ganzen Morgen darauf zubringen, ihn zu übersteigen, und ein Bagagewagen stürzte einen Theil des Gehänges herunter, wurde aber noch ganz wiederbekommen. Auch ist etwa zwey Meilen vor Truxillo eine gefährliche Passage über einen Berg, wo man die Kutsche mit Ochsen ziehen, und von Leuten tragen lassen muß; sonst ist es unmöglich, über den Berg zu kommen. Truxillo ist eine Stadt in der Provinz Estremadura, und liegt an einem Hügel, auf dessen Spitze ein Schloß stehet. Das umliegende Land ist fruchtbar. Sie ist von Julius Cäsar erbauet, und hieß von ihm Turris Iulia. Daher ist der verdorbene Name Truxillo entstanden.

Der nächste merkwürdige Ort ist Merida, die Hauptstadt der Provinz Estremadura. Sie ist an den Ufern der Guadiana gebauet, über welchen eine schöne Brücke befindlich, die der Kayser Traian hat bauen lassen. Hier sind noch viele schöne Ueberbleibsel der römischen Antiquität zu sehen. Auf dem Marktplatze ist eine große Säule, welche allein aus Inscriptions- und Grab-Steinen bestehet, und oben eine alte Statue träget. Die Mauern sind meistens noch römisch, und man siehet auch Ueberbleibsel von einem Amphitheater, Aqueduct, Circus und dergleichen, alles von der Römer Zeiten. Die Stadt ist vom Augustus erbauet, und vormals Emerita Augusti genennet worden.

Vier Meilen weiter an den Ufern desselben Flusses stehet Lobon, wo ein Schloß ist. Vor Alters hieß sie Lychon, welcher Name im griechischen einen Wolf bedeutet, und diese Bedeutung hat auch ihr jetziger spanischer Name. Die lezte Stadt in Estremadura an den Grenzen Portugalls ist Badajoz. Sie ist gut befestiget, hat eine schöne Brücke, und ein Schloß. Ihr jetziger Name rührt von ihrer vormaligen Benennung Pax Augusta her. Hier verließen unsere Reisende das spanische Gebiet, und freueten sich nicht wenig, da sie sich den folgenden Morgen bey Elvas auf portugiesischem Grund und Boden befanden. Hier verweilete der Gesandte einen ganzen Tag, ob er gleich nur noch drey Meilen bis Elvas hatte, und schickte einen Courier nach England, und einen mit Depechen an den Herrn Hay, englischen Minister zu Lissabon. Elvas ist eine Stadt in der Provinz Alentejo in Portugall.

tugall. Da sie an den spanischen Grenzen liegt, so ist sie die beste Festung, welche die Portugiesen haben; sie ist auch ein bischöfflicher Sitz, und hat eine Cathedralkirche mit einer sehr schönen Capitelsstube. Der Dechant, der ein feiner Mann war, hatte die Höflichkeit, sie ihnen in Person zu zeigen.

Sechs Meilen weiter kommt man nach Estremos. Sie ist auch eine Festung, etwa zwey Meilen von Villa Vizosa, wo ein Schloß auf einem Hügel ist. Die Lage ist ungemein angenehm, und die Stadt sieht nett, rein, und angenehm aus. Es ist eine Fabrique von irrdenen Waaren darinn. Sie ist wegen des Sieges berühmt, den die Portugiesen hier unter Commando des Grafen Schomberg 1663 über die Castilianer, die in das Land eingefallen waren, erfochten haben. Die Castilianer wurden von Don John von Austria commandiret, und nach der Schlacht fand man in einem Kästlein dieses Fürsten eine complete Liste von der spanischen Armee, Artillerie, und Kriegsmunition. Der Hof zu Lissabon belustigte sich mit dieser zufälligen Beute, und befahl dem Staatssecretair, daß er unter einer von diesen Listen schreiben mußte: Wir attestiren, daß obige Liste richtig sey, wie wir solches nach der Niederlage des Don Johann von Austria, bey Estremos, den 8. Junius 1663 befunden haben. Es ist merkwürdig, daß die Zwischenzeit zwischen dieser und der jetzigen spanischen Invasion (1762) beynahe ein ganzes Jahrhundert ausmacht.

Der nächste Ort von einiger Beträchtlichkeit ist Arrogolos. Er liegt auf einer Anhöhe, und

hat ein Fort. Es giebt der Familie von Castro den Titel eines Grafen.

Den 31. December kamen sie nach Aldea Gallega. Hier vereinigte sich ihre vertheilt gewesene Reisegesellschaft mit großer Freude. Sie hatten einen schönen Prospect von dem Tagus vor sich, der hier nicht weniger als zwölf Meilen breit ist, und den sie am folgenden Morgen um sechs Uhr, wegen seiner Ebbe, paßireten. Hier waren sie froh, daß sie sich von ihren Fatiquen erholen konnten; denn einige hatten von der Länge und Beschwerlichkeit der Reise viel gelitten.

Sie kamen den folgenden Morgen um 8 Uhr in Lissabon an, wo Herr Hay den Gesandten mit seinem Gefolge empfieng, und in sein Hauß führete.

Portugall hieß vormals Lusitania, hatte aber auch damals andere Grenzen als jezt. Einige glauben, daß der Name Portugall von Portus Gallus oder Portus Gallorum herrühre, wozu die Menge der Franzosen Anlaß gab, welche nach der Stadt Porto, am Flusse Douro, kamen, um den Christen gegen die Mohren beyzustehen. Aber die gemeineste Meynung ist, daß der Ursprung des Namens von einer Stadt am Flusse Douro sey, welche die Alten Cale nannten, von den neuern aber Gaya genannt wurde. Gerade diesem Orte gegenüber ward eine neue Stadt mit einem Hafen von den Einwohnern erbauet, welche sie Porto Cale oder den Hafen von Cale hießen, und den Grund zu der jetzigen blühenden Stadt Porto und zur Benennung des ganzen Landes legte.

Die-

Dieses Königreich wird auf der Nordseite von der spanischen Provinz Gallicia, gegen Osten von den Provinzen Leon, Estremadura, und Andalusien, und gegen Süden und Westen vom atlantischen Meere umgeben. Es ist also der westlichste Theil von Europa. Es erstreckt sich vom 36ten Grad 50 Minuten bis zum 42ten Grad und 3 Minuten nordlicher Breite, und zwischen 7 und 10 Grad der westlichen Länge, von London aus gerechnet. Seine Länge von Valenca, der äußersten nördlichen Stadt, bis Sagras, der äußersten südlichen, bey Cap S. Vincent, ist ohngefähr 310 Meilen; und seine größeste Breite von Peniche, einem Seehafen in Estremadura, bis Salvaterra an den Grenzen Spaniens, ist 112 Meilen.

Das Clima ist weit gemäßigter als in Spanien. In den verschiedenen Provinzen selbst aber ist es unterschieden. In den nördlichen Theilen ist im Winter eine empfindliche Kälte, die vornämlich von dem vielen Regen verursacht wird. Im südlichen Theile sind die Sommer außerordentlich heiß. Inzwischen sind doch Winter und Sommer ziemlich erträglich; denn im Sommer erfrischen die kühlen Seewinde das Land, und der Frühling ist überaus angenehm.

Obgleich der Erdboden sehr fruchtbar ist, so wird doch der Ackerbau so sehr vernachläßiget, daß das halbe Land wüste liegt, und die Einwohner den meisten Theil ihres Getraides von den Engländern und Holländern, und indianisches Korn aus Africa nehmen. Portugall hat aber an Wein und Oel einen Ueberfluß. Das leztere wird am häufigsten in der Provinz Alentejo bereitet, denn

die Olivenbäume kommen besser an der See, als mitten im Lande, fort. Hier ist auch ein Ueberfluß von Orangen, Limonien, Feigen, Granaten, Rosinen, Mandeln, Castanien, und andern Früchten. Das Land bringt auch eine Menge Honig und Wachs hervor. Der beste Honig, den man auf den Feldern findet, ist weiß uud von angenehmen Glanze. Der in den Wäldern schmeckt angenehmer, als in andern Ländern.

Da Portugall einige vortrefliche Wiesen, sonderlich in den Gegenden um Montestrella und bey Ourique, hat; so ist die Weide an einigen Orten sehr beträchtlich, und man sieht daselbst eine unermäßliche Zahl von Hornvieh und Schafen. In den meisten andern Gegenden aber ist der Wiesewachs so geringe, daß ihre meisten Ochsen aus Spanien kommen. Ihre Pferde sind nicht groß, aber sehr hurtig; hier sind auch schöne Maulesel, die man sehr theuer verkaufet. Die Portugiesen ziehen mehr Esel als Pferde, welche leztern heimlich aus Spanien hereingebracht werden.

Von den Bergen quillen verschiedene Bäche und kleine Flüsse, welche die Thäler unfruchtbar machen, und in die größern Flüsse laufen, oder sich allein in die See ergießen. Die großen Flüsse Portugalls aber entspringen alle aus Spanien. Alle diese Flüsse sind sehr fischreich, und die drey vornehmsten derselben, nämlich der Douro, Tagus, und die Guadiana, theilen das Reich in drey Theile.

Was die Regierungsart in Portugall betrifft, so ist der König in gewisser Absicht ein unumschränkter Monarch. Jedoch ist bey Auflegung

neuer

neuer Auflagen, bey der Succeßions-Bestimmung, und bey andern wichtigen Gelegenheiten, die Einwilligung der Cortes oder der Stände nöthig, welche aus der Geistlichkeit, dem Adel, und den Gemeinen bestehen. Die Bischöffe und Erzbischöffe sind hier die Repräsentanten der Geistlichkeit; die Fürsten, Grafen, Marquis, Vicomten, und Barons sind der hohe Adel; und die Repräsentanten der Gemeinen werden aus den Städten und Flecken gewählet, und dazu gehöret auch der niedere Adel, und die Meisterschaft des Ordens der Ritter. Diese Versammlung kömmt nicht eher zusammen, als bis sie der König berufet; und obgleich die Krone erblich ist, so ist doch die Einwilligung der Stände nöthig, wenn Bruderkinder succediren sollen. Die Regierung kommt auch in die weibliche Linie; aber sie sind dieses Rechts verlustig, wenn sie sich außer dem Königreiche verheyrathen.

Das höchste Gericht ist das Staats-Conseil, in welchem alle große Angelegenheiten des Reichs abgemacht werden. Es ernennet auch die Erzbischöffe, Bischöffe, Vicekönige, Generals, und Gouverneurs der Provinzen. Es disponiret überhaupt über alle geistliche und weltliche Aemter, und nimmt sich aller andern Kriegs- und Friedenssachen an, so daß es Ambassaden, Allianzen, und dergleichen, reguliret.

In Rechtssachen hat jede von den sechs Provinzen des Reichs ihre untergeordneten Gerichte.

Des Königs Einkünfte kommen aus verschiedenen Fonds. Erstlich aus den Erbgütern des königlichen Haußes Braganza, wozu funfzig Landgüter gehören. Zweytens aus den königli-

chen Domainen. Drittens von den Zöllen, worunter der zu Lissabon der beträchtlichste ist. Viertens von den Steuern und Auflagen. Fünftens von der Accise, welche sehr hoch ist, und sogar von der Geistlichkeit entrichtet werden muß. Sechstens aus dem Monopolium mit Brasilientaback, welches 1755 für drey Millionen Crusaden verpachtet worden ist. Siebentens von der Münzgerechtigkeit. Achtens von den Ablaßbriefen, deren Verkauf der Pabst dem Könige alle drey Jahre durch eine besondere Bulle erlaubet. Neuntens von dem Großmeisterthum des Ritterordens, welches der König in seinen Händen hat. Zehntens von den geistlichen Zehenden in fremden Ländern. Eilftens von der Abgabe des fünften Theils von allem Golde, das aus Brasilien gebracht wird, welcher jährlich auf dreyhundert tausend Pfund Sterlinge beträget; und endlich von der Verpachtung der brasilischen Diamanten.

Die Kriegsmacht beträgt in Friedenszeiten, nach dem Doctor Büsching, nicht mehr denn vierzehntausend Mann; und derselbe Autor merket an, daß die portugiesische Flotte im Jahr 1754 nur aus zwölf schlecht equipirten Kriegesschiffen bestanden habe.

Die Provinzen von Portugall sind folgende: Estremadura, Beira, Algarbien, Alentejo, Trazos Montes, und Entre Duro e Minho.

Die auswärtigen Besitzungen der Portugiesen, welche vor Zeiten ungemein beträchtlich waren, sind jezt nicht groß. Sie haben vorjezt in dem atlantischen Meere die Inseln von Capo Verde, S. Thomas, u. s. w. in Africa das

Fort Magazan an der Küste von Marocco, Cacheo an der Negerküste, verschiedene Forts in dem Königreiche Congo, Loango, Angola, und Monomotapa; ein Fort in Monoemugi; die Stadt Mosambique in dem Königreiche dieses Namens, und die Stadt Sofala. In Asien die Städte Diu, Goa, Onor, Macao, u. s. w. in America Brasilien, einen Theil von Guiana und Paraguay.

Emanuel de Farca, ein portugiesischer Schriftsteller, macht von seinen Landesleuten folgende Beschreibung. Der hohe Adel dünket sich Gott zu seyn, und verlangt eine Art der Anbetung; der untere Adel will sich ihm gleichstellen, und die gemeinen Leute wollen nicht schlechter als ein anderer angesehen seyn. Dieser Hochmuth ist sowol den Spaniern als Portugiesen eigen. Hier treiben die Grandes und ihre Gemalinnen ihren stolzen Geist so hoch, daß sie sehr pünktlich auf ihren Rang und ihren Titel halten. Die vornehmen Dames lassen sich von ihren Mägden und Sclaven auf den Knien bedienen; und eine Frau von einigem Stande würde sich schwerlich in einer andern Stellung von gemeinen Leuten sprechen lassen. Ein so hoher Grad des Stolzes ist wol in keinem andern christlichen Lande, und ist vermuthlich von den Mohren angenommen worden. Jedoch dieses ist noch nicht die schlimmeste Seite ihres Characters. Man hat ein Sprüchwort, daß ein Spanier, der aller seiner guten Eigenschaften beraubet ist, einen vollkommenen Portugiesen ausmachet. Man hält sie würklich für grausam, verrätherisch, boshaft, rachgierig,

hinterlistig, und die gemeinen Leute diebisch. Freylich sind auch hier Ausnahmen zu machen.

Die portugiesische Herren gehen gemeiniglich schwarz gekleidet, und die Hofleute tragen sich nach französischen Moden.

Was ihre Häußer und Meubles betrifft, so haben sie gemeiniglich eine große Menge von Stuben. Die Estriche und oberste Boden bestehen aus einem schönen weißen Steinpflaster, das wie polirter Marmor aussieht. Sie verändern ihre Meubles und Stuben nach der Verschiedenheit der Jahreszeit. In ihren untern Sommerstuben besprengen sie den Estrich alle Morgen mit Wasser, welches bald vertrocknet, und eine erfrischende Kühle hinterläßt. Ueber diese Estriche breiten sie Matten aus, und bedecken auch die Wände damit bis zur Höhe eines Stuhls; über diesen hängen Gemälde und Spiegel; und rund um in den Stuben der Dames sind seidene oder sammtene Küssen auf den Matten gelegt, worauf sie, wie die spanische Frauenzimmer, mit kreutzweis übereinander gelegten Füßen liegen. Zwischen diesen Küssen sind schöne Tische und Schreibkasten, und in gewissen Entfernungen silberne Vasen mit Orange- oder Jasminbäumen; und in ihren Fenstern haben sie Rähme von Stroh gepflochten, um die Gewalt der Sonnenstralen abzuhalten.

Die Häußer des hohen Adels wimmeln von Domestiquen, die aber eine sehr geringe Besoldung kriegen, und des Tages nicht mehr als 8 bis 10 Stüber haben, wofür sie sich Essen, Kleidung, und alles andere anschaffen müssen. Ein Junker, der einem Grandes gehöret, hat monatlich funfzehn Cronen,

und

und dafür muß er noch dazu im Winter in Sammet, und im Sommer in Seide gehen. Die Bedienten müssen ihren meisten Sold auf die Kleidung verwenden, und leben blos von Zwiebeln, Erbsen, Bohnen und andern Hülsenfrüchten. Die Ursach, warum der portugiesische hohe Adel eine so große Menge von Bedienten hat, liegt in der hergebrachten Gewohnheit, daß sie alle Leute, die ihren Vorfahren gedienet haben, in ihrem Solde behalten. Es haben daher einige von den Grandes an vier bis fünfhundert Leuten von beyderley Geschlecht, von welchen der größte Theil nur zum Staate ist, und blos an Ceremonientagen erscheinet.

Die Staatspersonen halten, außer ihren ordinairen Bedienten, eine Menge Zwerge beyderley Geschlechts, welche sehr schön gekleidet gehen. Sie haben auch eine Anzahl Sclaven, welche Mohren sind, und wovon jeder vier bis fünfhundert Cronen gilt. Ueber diese leztern hatten sie vormals Gewalt über Tod und Leben; jezt aber läßt die Regierung nicht zu, daß sie einen nach Willkühr töden. Die Sclavenkinder bleiben auch Sclaven; wenn aber ein Freygebohrner eine Sclavin heyrathet, so sind die Kinder auch frey. Diese Sclaven sind ihre besten Bedienten, denn die andern lassen sich zuweilen den Stolz in den Sinn kommen, daß sie von eben so gutem Blute sind, als ihre Herren. Die rechten Bettler fodern mehr Allmosen, als daß sie darum bitten sollten. Dabey sagen sie gemeiniglich, daß sie von alten Christen abstammen; und, wenn man ihnen kein Geld giebt, muß man ihnen wenigstens ein Compliment machen, und dann sind sie zufrieden.

Die

Die Kost der Portugiesen ist fast mit den Spaniern einerley, und sie sind eben so mäßig und enthaltsam. Die Mannsleute vermischen Wasser mit ihrem Weine, die Frauensleute aber trinken bloßes Wasser. Es ist unter den Portugiesen gewöhnlich, den Nachmittagsschlaf zu halten, wegen der Hitze; und ihre meisten Geschäfte des Morgens, oder Abends, oder gar des Nachts, zu verrichten.

Die Art zu reisen ist in diesem Lande fast wie in Spanien. Nur hat man hier weniger Kutschen, und reiset mehr zu Wasser als in Spanien, weil das Land längst der See lieget, und von vielen großen Flüssen, die aus Spanien entspringen, durchkreutzet wird. Man bedient sich auf Reisen des Maulesels oder der Senfte. Ihre Pferde, welche behend und wohlgestaltet sind, dienen bloß zur Parade, wenn man kurze Visiten macht, in Procession reitet, oder sich vor den Fenstern seiner Geliebte sehen lässet. Die Maulesel aber, da sie stärker sind und einen sicherern Tritt, schicken sich besser zur Besteigung ihrer Berge; allein sie haben nur einen langsamen Schritt.

Die portugiesische Sprache ist aus der Spanischen, Lateinischen, Maurischen und Französischen zusammengesezt.

Was die Religion der Portugiesen betrifft, so sind sie die bigotteste Papisten. Obgleich die jüdische Religion nach den Grundgesetzen des Reichs nicht geduldet wird, so kommen doch alle Autores darinne überein, daß noch jezt eine große Anzahl heimlicher Juden unter den Portugiesen, ja selbst unter dem hohen Adel, den Bischöffen,

Dom-

Domherren, Mönchen, Nonnen, und sogar unter den Inquisitoren, befindlich sind; und daß diese, wenn sie sich nicht länger verborgen halten können, nach England oder Holland gehen, und sich öffentlich als Juden bekennen. Die Inquisition, welche vom Könige Johann dem dritten gestiftet, und in allen portugiesischen Staaten, Brasilien ausgenommen, errichtet worden ist, giebt sich alle Mühe, die Juden zu entdecken; und diese nennen sie Ketzer. Solche werden hart gestrafet. So grausam und unmenschlich auch dieses Tribunal bekanntermaßen verfähret, so vieles Vergnügen findet die höllische Bigotterie daran, bey den Auto da fes oder öffentlichen Verbrennungen, da der Pöbel unterdessen, daß der Nebenmensch in den Flammen brennet, ausschreyet: O, welche Güte! Dank sey dem heiligen Gerichte. Inzwischen hat Johann IIII. die Gewalt der Inquisition einigermaßen eingeschränket, und befohlen, daß ihre Sentenzen erst dem Parlament sollten vorgeleget werden, und daß denen Beklagten ihre Vertheidigung frey stünde. Er hat auch festgesetzet, daß allein die Gotteslästerung, Sodomiterey, Ketzerey, Hexerey, heydnischer Götzendienst, und die Bekehrung der Juden der Gegenstand der Inquisition seyn solle.

Die Anzahl der Klöster in Portugall soll neunhundert betragen, und die meisten derselben sind reich. Aber die Jesuiten, die alle andere an Menge und Reichthum übertrafen, sind nun verbannet worden.

Zu Lissabon ist ein Patriarch. Derselbe muß allemal ein Cardinal, und von königlicher Familie seyn. Auf ihn folgen drey Erzbischöffe, welche

che mit dem Marquis einen Rang haben. Der erste davon, der Erzbischoff von Braga, ist Primas des Reichs, und geistlicher und weltlicher Oberherr seiner Stadt und des benachbarten Districts. Die Bischöffe haben den Rang der Grafen. Außer den europäischen Erzbißthümern und Bißthümern haben die Portugiesen auch welche in den andern dreyen Welttheilen.

Der Zustand der Gelehrsamkeit in Portugall ist sehr schlecht. Es ist zwar wahr, daß zu Coimbra und Evora Universitäten sind. In Lissabon ist eine königliche Academie der portugiesischen Geschichte. Zu Santarene ist eine Academie der Geschichte, Alterthümer, und Sprachen. Zu S. Thomas eine Academie der Wissenschaften, auf den Fuß, wie die Parisische ist. Allein solange noch der Aberglaube bey seiner jetzigen Stärke bleibt, ist es unmöglich, daß die Wissenschaften blühen können. Ein italiänischer Capuciner gab 1746 ein Werk in portugiesischer Sprache heraus, welches aus vier Quartbänden bestehet, von der wahren Methode zu studiren handelt, und dem Könige von Portugall dediciret ist. In demselben zeiget der Verfasser, daß die Schulen dieses Landes die Freystäte derjenigen Irrthümer sind, welche Neuton und Cartesius aus den andern Theilen Europens verjaget haben; und daß Galilão, Cartesius, Neuton und Gaßendi, in Portugall als Atheisten und Ketzer angesehen werden, deren Namen man nicht anders als mit einiger Verwünschung nennen darf.

Die Portugiesen vernachläßigen nicht allein den Ackerbau, sondern auch alle Künste und Manufacturen, obgleich ihr Land die schönsten Materialien hat. Den größten Theil derselben

aber

aber verkaufen sie unverarbeitet an Fremde, und von diesen kaufen sie sie verarbeitet wieder mit schwerem Gelde. Die Portugiesen verfertigen etwas Leinewand, verschiedene aus Stroh gepflochtene Sachen, und machen allerley Früchte, vornämlich Pomeranzen, ein. Sie verfertigen auch einige grobe Seide, und Wolle; aber diese Artickel sind gering, und dienen nur einer kleinen Anzahl Menschen zum Unterhalt.

Die Portugiesen haben einen sehr weitläuftigen Handel; allein sie ziehen aus demselben wenig Vortheil. Denn sie sind gezwungen, nicht allein ihre eigenen Producte, sondern auch alle Waaren und Reichthümer aus ihren auswärtigen Besitzungen, und vornämlich aus America, an die Europäer und sonderlich an die Engelländer gegen Korn und allerley Manufacturwaaren zu vertauschen, womit sie sowol Portugall als ihre auswärtigen Besitzungen versehen. Die vornehmsten Waaren der Portugiesen bestehen in den Dingen, die sie von ihren Colonien, und besonders von Brasilien, einführen, als Tabak, Cacao, Zucker, Gewürz, Balsam, Elfenbein, Ebenholz, Brasilienholz, Häute, Gold, Perlen, Diamanten, und andere Edelsteine.

Alle Geldsummen werden in Portugall nach Reiß und Crusaden gerechnet, welche Münzen jedoch nicht würklich, sondern imaginair sind. Die Goldmünze in Portugall sind die doppelten Moedas, welche ein Pfund und sieben Schillinge gelten; der vierte Theil davon wird ein Millrei oder tausend Reiß genennet, und deswegen ist die Zahl 1000 darauf bezeichnet. Die Johannesmünze ist auch eine Goldmünze, welche drey

Pfund

Pfund zwölf Schillinge gilt, und in halben, vierteln, achteln, und sechszehnteln eingetheilet wird.

Die Stadt Lissabon, sagt Herr Clarke, ist, wie das alte Rom, auf verschiedenen kleinen Hügeln gebauet, und giebt auf der Wasserseite den allerschönsten Prospect. Je näher man aber herankommt, desto empfindlicher wird man von dem Anblicke der tragischen Würkungen und Verwüstungen des schrecklichen Erdbebens vom Jahr 1757 gerühret. Nachdem wir gelandet hatten, kamen wir durch einige Straßen, die beynahe eine Meile lang waren, und worinnen die Häußer auf jeder Seite niedergestürzet sind, und noch in dem unkennbaren Klumpen der Ruinen liegen, in welchem sie bey den ersten Stößen niedergefallen waren. Der Leser muß sich aber nicht einbilden, daß der größte Theil dieser schönen Stadt an dem fatalen Morgen eingestürzet ist. Nein, sondern es ward etwa nur der vierte Theil verwüstet; denn die Stöße waren in dem einen Theile der Stadt heftiger als anderwärts, und in demselben ist die Verwüstung so allgemein gewesen, daß kaum ein Hauß oder Gebäude stehen geblieben ist. In den andern Theilen der Stadt stürzten nur die schadhaften und baufälligen Häußer; die übrigen aber blieben stehen. Fast in einer jeden Straße sind die Häußer an jeder Seite gestützet, um ihren Umsturz zu verhüten; so sehr haben sie von den Stößen gelitten. In der langen Zeit, die nun nach diesem Erdbeben verflossen ist, hat man nach Verhältniß sehr wenig wieder erbauet. Sie haben ein Zollhauß, ein Zeughauß, Comödienhauß, und andere wenige Gebäude wieder errichtet.

tet. Alle Leute versichern, daß das Feuer unendlich mehr Verwüstung angerichtet habe, als das Erdbeben. Tausend von den Einwohnern wählten in der ersten Verwirrung ihres Schreckens den unglücklichen Entschluß, sich in die Kirchen zu retiriren, deren Thüren bald von der Menge des zudrängenden Volks versperret, bald aus Irrthum verschlossen wurden, da das Feuer die Dächer dieser Gebäude ergriff, und die meisten von diesen Unglücklichen beschädiget wurden. Einige wurden von den haufenweise herabschießenden Blechplatten verletzet, andere wurden unter den herabgefallenen Dächern verschüttet, und noch andere mußten lebendig verbrennen. Man kann sich unmöglich eine größere Verwirrung, ein stärkeres Schrecken, und einen fürchterlichern Tod vorstellen. Nachdem die Stöße vorüber waren, brannte das Feuer noch viele Wochen, und man glaubt, daß dieses fortdauernde Brennen der Häußer die Pest verhütet habe, die sonst von der Fäulniß der vielen toden Menschen entstanden seyn würde. Die Berechnung der Anzahl der Umgekommenen kann nur muthmaßlich geschehen, weil man keine Register darüber geführet hat; es ist aber außer Zweifel, daß viele tausend ihr Leben verloren haben. Der Morgen, an welchem das Erdbeben geschahe, war ungemein heiter und angenehm, besonders um 10 Uhr, und am meisten in dem einen Viertel der Stadt. Bald darauf ward alles in die schrecklichste Scene der Verwüstung verwandelt. Da diese Begebenheit überhaupt viele Veränderungen hervorgebracht hat, so erstreckten sich solche auch auf den Zweig der Handlung. Derjenige, der gestern auf dem Punkt

war, Bankerot zu machen, war heute auf einmal mit seinen Büchern ins reine; und viele hundert, die in Freude und Ueberfluß lebten, sahen sich, nachdem sie sich von dem ersten spanischen Schrecken erholet hatten, in Armuth und Dürftigkeit versetzet.

Die Unglücksfälle, welche Portugall überhaupt, und besonders die Stadt Lissabon, in einem Zeitpunkt von so wenigen Jahren erlitten hat, haben in der Geschichte nicht ihres gleichen. Ein Erdbeben, eine Feuersbrunst, Hungersnoth, meuchelmörderische Verschwörung gegen den Landesfürsten, Hinrichtungen über Hinrichtungen, wo die Echaffotte und Torturbänke noch vom edelsten Blute rauchen, Gefangennehmungen der größten und vornehmsten Personen, die Vertreibung des vornehmsten geistlichen Ordens, der Ueberfall des Königreichs von einer mächtigen und aufgebrachten Nation, die Zerstörung des Landes durch eine feindliche Armee, welche Feuer und Schwerd mit sich brachte, und, wie ein entferntes Donnerwetter, sich gegen die Thore der Hauptstadt zog, so daß der Landesfürst sich schon zur Flucht bereit hielt. Das spanische Ministerium hatte schon den Untergang Portugalls beschlossen, und man hörte im Escurial nichts anders als delenda est Carthago. Vielleicht findet man in der carthaginiensischen oder jüdischen Geschichte einige ähnliche Auftritte, welche, ob sie gleich einen traurigern Ausgang gehabt haben, doch nicht in einer kurzen Periode mit so auf einander gehäuften Begebenheiten angefüllet sind. Von dem gänzlichen Untergange des Reichs hat die natürliche Menschenliebe und Großmuth Groß-

Brit-

Brittanniens die Portugiesen errettet, und die Zeit wird es lehren, wie dieses Volk seine Dankbarkeiten an den Tag legen wird.

Diejenigen, welche sich getrauen, den Grund menschlicher Begebenheiten recht einzusehen, mögen die Ursach einer so wundervollen Kette von Begebenheiten bestimmen. Was mich betrifft, so kann ich wol nicht mit jenem Spanier einerley Meynung seyn, welcher neuerlich eine Scharteke in Madrit hat drucken lassen, die mir der Herr von Wassenaer zugeschicket hat. Sie ist betitelt: Eine spanische Prophezeyung, und man will darinne beweisen, daß alle Unglücksfälle, welche die Portugiesen erlitten haben, lediglich aus ihrer Verbindung mit den ketzerischen Engländern herrühre. Der große Beherrscher und Regierer der Welt handelt ohnstreitig nach allgemeinen Gesetzen, die das ganze System zum Augenmerk haben, und man kann ihn ohne Gotteslästerung keiner Partheylichkeit beschuldigen. Uebrigens wird noch in gedachtem Tractätgen versichert, daß seine catholische Majestät die Waffen gegen Portugall blos darum ergriffen habe, um dieses Land von der englischen Tyranney zu befreyen.

Einige von den Kirchen, das Zeughauß, das Comödienhauß, und vornämlich die Wasserleitung zu Lissabon sind der Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden werth. An dem leztern ist der mittlere Bogen vielleicht der schönste in ganz Europa. Merkwürdig ist es, daß dieses Gebäude währendem Erdbeben alle Anfälle ausgehalten hat, ob es gleich so viele Stöße bekommen, daß sich einige Bindesteine um ein paar Zoll losgege-

ben haben, welche jezt noch hängen, weil ein Theil der Basis des Bindesteines gefasset wurde, indem sich der Mitteltheil wieder schloß.

Das Comödienhauß ist ein schönes Gebäude, und wohl eingerichtet. Die Acteurs haben große Geschicklichkeit in den Pantomimen; sie spielten den maestro di schola unvergleichlich; und in den Scenen war Sentiment, Character, gehörige Verbindung und gute Entwickelung. Obgleich unsere englische Scenen und Maschinen unvergleichlich sind, so haben doch unsere Pantomimen Farcen wenig oder gar keinen Sinn. Darüber darf man sich auch nicht wundern. Garlik, der gewiß der größte Acteur ist, der jemals die Schaubühne betreten hat, muß ein zu großer Verehrer von Shakesspear und der Natur seyn, als daß er zu diesen Ausschweifungen einigen Geschmack haben sollte, und deswegen kann er auch keine Aufmerksamkeit darauf verwenden.

Die Straßen von Lissabon sind reiner als zu Madrit; aber sie sind unangenehm zu gehen, weil man beständig auf- und nieder steigen muß. Die meisten Häußer haben Jalousien oder Gatter. Das Frauenzimmer ist hier schöner als in Spanien; es läßt sich aber seltener öffentlich sehen, und ihr Kopfputz ist auch niedlicher. Die Oefen werden in Lissabon selten geheitzet, und dafür trägt man beständig einen Mantel im Hauße. Dennoch ist die Kälte zuweilen sehr empfindlich.

Der Prospect des Tagus ist aus den Fenstern der Stadt, die dahin führen, ungemein angenehm. Die kleinen Boote, welche vorbeyseegeln, die Schiffe auf diesem Flusse, die mit allerley Volk angefüllet sind, die ankommende Bahia oder

bra-

brasilianische Flotte, die Oeffnung des Flusses gegen das Gitter, mit dem Schlosse Belem zur rechten, des Königs Pallaste, und dem Schlosse S. Julian zur linken Hand; alles dieses giebt den schönsten und lustigsten Prospect. Die Passage durch das Gitter ist zuweilen sehr gefährlich, man mag aus- oder einfahren, weil es eine Sandbank da giebt, die der Wind und die See zusammengespielet haben. Wir kamen jedoch ohne Schwierigkeit hindurch, am 19ten Januar, landeten am 28ten zu Fallmouth, und kamen am 5ten Februar 1762 nach London.

Der Handel von Lissabon und die Schiffarth von und zu dieser Stadt ist so sehr beträchtlich, daß das Zollhauß, welches am Tagus liegt, die vornehmste der europäischen Einkünfte des Königs ist; und dieses Zollhauß ist das große Magazin aller Güter und Waaren, welche die Portugiesen aus ihren auswärtigen Colonien holen. Der Hafen ist breit, tief, sicher, und bequem. Er hat zwey Eingänge. Der nördliche heißt Corredor, und liegt zwischen der Sandbank, den Felßen von Cachopos und Fort S. Julian. Der südliche Eingang ist breiter und bequemer, und ist zwischen Cachopos und dem Fort S. Laurenz. Die Stadt hat rund herum Mauern, und in denselben sieben und siebenzig Thürme, und sechs und dreyßig Thore. Sie hat nach und nach so zugenommen, besonders auf der westlichen Seite, daß die alte Mauer nun die beyden Diöcesen trennet. In der Mitte der Stadt stehet auf einem der Hügel eine Citadelle, die die ganze Stadt bestr ichet, und gewölbte Kammern hat, worinnen beständig vier Infanterieregimenter einquartiret

liegen. Dicht an der See, ohngefähr 10 Meilen von der Stadt, sind beyde Eingänge zum Hafen mit zween Forts verwahret, wovon das nördliche in der See auf einem Felßen stehet, und S. Julian heißet; das südliche aber stehet auf der Sandbank auf Pfälen, und wird S. Laurenz, gemeiniglich aber Bogio genennet. Zwo portugiesische Meilen von S. Julian, und eine von Lissabon, stehet das Fort Belem, welches den Eingang in die Stadt commandiret, und wo sich die Herren aller in den Tagus einlaufender Schiffe melden müssen. Gerade über an der Südseite ist das Fort S. Sebastian, welches gemeiniglich das alte Fort genennet wird, und an dem Winkel eines Berges stehet, längst welchem die Passage vom Anfange des Hafens durch eine Kette von zwölf Forts vertheidiget wird.

Wenn man Lissabon von der Seite des Flusses oder vom gegenseitigen Ufer betrachtet, so präsentiret sich diese Stadt überaus schön. Denn da sie der Höhe nach erbauet ist, und die Palläste, Kirchen, Klöster und andere Gebäude stufenweise von dem Flusse herauf, eines immer höher als als das andere, stehen; so kann man die ganze Stadt auf einem Blick übersehen.

Viertes Hauptstück.

Reise von Madrit nach Granada. Einschränkung der Mönche in Spanien. Beschreibung von Aranjuez. Porcellainfabrik zu Madrit. Von den Kräutern Barilla und Soza. Maulthiermessen. Vom Flusse Gijuela, und von Guadiana la alta. Weine der Mancha. Erndtearbeiten der Castilianer. Vom Gebürge Sierra Morrena. Von den andujarschen Töpfen. Berühmte Schlacht bey Tolosa. Etwas von der Stadt Jaen. Beschreibung der Flecken Torro Don Xinneno, Martos, Alcaudete, und der Stadt Alcala la Real. Allgemeiner Abriß vom Königreiche Jaen. Beschreibung der Stadt Granada und ihrer Merkwürdigkeiten. Character der Einwohner. Beschreibung der Stadt Malaga und ihres Handels. Kurze Geschichte der Vertreibung der Mauren. Beschreibung der Städte Cadix und Sevilla, und des dortigen Handels. Etwas von der Stadt Gibraltar.

Dieses Hauptstück ist ein Auszug aus oben erwähnter in des Herrn D. Büschings Magazin befindlichen Reisebeschreibung. Den 14ten August 1764 reisete der Verfasser von Madrit ab, und übernachtete in Aranjuez. Man kommt dahin durch das Dorf Villaverde, durch das größere Dorf Xieto, und durch einen weitläuftigen verfallenen Flecken Valdemoro, der ehemals befestiget gewesen ist. Die Jesuiten haben die Hälfte der Ländereyen dieses Orts, der vom Landbau leben muß, in Besitz, und dieses giebt man als die Ursach des Verfalls desselben an. Das gilt auch von so vielen andern Städten, Flecken, Dörfern, und Ländereyen, welche die Mönche an sich gezogen haben. Die Einwohner

gehen dabey ganz zu Grunde, so daß sie endlich Hauß und Hof verlassen müssen. Man hat zwar in Spanien seit uralten Zeiten die Gierigkeit der Mönche, liegende Güter an sich zu bringen, wie auch ihre Menge, durch besondere Gesetze einzuschränken gesucht. Ja man hat sie zu Abgaben gezwungen. Es ist aber alles umsonst gewesen. Der römische Hof hat von Zeit zu Zeit neue Orden ausgebrütet, die Mönche sind immer zahlreicher, mächtiger, und vermögender geworden, insonderheit seit der Zeit, da sie der Pabst der Gerichtsbarkeit der Bischöffe entzogen, und sie sich unmittelbar unterworfen hatte, vornämlich seit dem funfzehenten Jahrhundert. Der jetzige Monarch hat es aber durch eine päbstliche Bulle dahin gebracht, daß die Mönche von allen seit dem Jahr 1737 an sich gebrachten Gütern die gewöhnlichen öffentlichen Auflagen gleich den weltlichen Gütern tragen, daß sie künftig keine mehr ankaufen sollen, und daß, um die Zahl der Müssiggänger zu vermindern, jede Provinz eines Ordens jährlich nur vier Novitien aufnehmen dürfe. Endlich, weil sich viele Mönche bisher außer ihren Klöstern als Pachter der Klostergüter und unter manchem andern Vorwande aufgehalten, das Land durchstrichen, und viel Unordnung und Beschwerde veranlasset hatten, wurde ihnen ihm Jahr 1765 befohlen, sich ohne Ausnahme nach ihren Klöstern zu begeben.

Zwo Meilen hinter dem Flecken Valdemoro kommt man über die prächtige und neue Xeramabrücke. Von hier aus führt eine Allee von Ulmbäumen bis Aranjuez durch ein fruchtbares zwischen zwey ansehnlichen Flüssen belegenes Thal.

Nur

Nur die Gesandten, und welche zum Hof gehören, dürfen in der Allee fahren. Ueber den Tagus gehet in der Nachbarschaft des Schlosses eine schlechte hölzerne Brücke. Die Anlage des Weges von Madrit bis Aranjuez ist römisch; jede Meile hat drey Millionen Reale gekostet. Unter Ferdinand VI wurde damit bey Aranjuez der Anfang gemacht; es werden aber wol noch einige Jahre verstreichen, ehe man diese sieben Meilen bis nach Madrit ausführet. Noch mehr Zeit aber wird dazu gehören, wenn man bey dem großen Plane bleibt, diese prächtige Heerstraße hundert Meilen bis nach Cadix fortzuziehen.

An dem Tagus, diesem ansehnlichen Strome, liegt das königliche Schloß bey Aranjuez, oder vielmehr an einem aus demselben abgeleiteten kurzen Canal, der eine kleine fruchtbare Insel bildet, die zum Lustgarten ganz artig eingerichtet ist. Fünf hölzerne Brücken führen in den Garten. Man hat sich des hier überflüßigen Wassers dazu nützlich bedienet, lauter schattigte Spatzirgänge, Hecken, und Gebüsche anzulegen. In der That ist dieses der vorzüglichste Reitz, den man bey der brennenden Sonnenhitze dieser Gegend einem Garten hat geben können; doch ist er auch mit Blumenbetten, metallenen und marmornen Bildsäulen und verschiedenen Wasserkünsten gezieret. Von dem Schlosse, nach Aranjuez zu, ist eine Parterre mit einer Wasserkunst, und in der Mauer des Parterre, nach der Schloßcapelle zu, stehen Häupter, Bruststücke, und Statuen von Marmor verschiedener römischer Kayser und berühmter Leute des Alterthums. Das Wasser zu diesen Künsten kommt aus einem

eine halbe Stunde davon entlegenen Sumpfe, welchen man Mar de Antigola nennet. In diesem See ward unter den österreichischen Regenten ein Stiergefechte gehalten, welche Art des Stiergefechtes aber jezt nirgends mehr in Spanien im Gebrauche ist. Außer dem beschriebenen Garten sind noch viele schöne Küchen- und Obst-Gärten daselbst; insonderheit eine Menge schattigter Alleen von hohen Ulmbäumen, und außerdem vieles wilde Gebüsch, Waldung, und schöne Wiesen und Weiden in dem Thale, welches der Tagus in einigen Wendungen durchschneidet. Die Alleen erstrecken sich auf zwo Meilen in die Länge.

Aranjuez mit seinem Districte, der fünf Meilen in der Länge und zwey in der Breite hält, erhielt seine größten Verschönerungen unter der Regierung Ferdinands V, dessen Gemalin durch ihren dortigen Frühlingsaufenthalt und den dabey angestellten glänzenden und prächtigen Lustbarkeiten diesen Ort so in Aufnahme brachte, daß in diesem elenden Dorfe, wo sonst nur einige Hütten waren, nach und nach einige Häußer gebauet wurden. Der jetzige König hat die Schönheit dieses Landsitzes noch vollkommener gemacht. Seit seiner Regierung ist das Dorf eine artige Stadt geworden, welche noch von Jahren zu Jahren durch neuen Anbau und neue Auszierung gewinnet. Der Hof pflegt gleich nach Ostern sich dahin zu begeben, und daselbst bis zu Anfange der Hitze um die Mitte des Junius zu verbleiben. In dieser Zeit gleichet der Ort einer kleinen stark bevölkerten Stadt, nachher aber einer schönen Einöde. In den heißen Sommermonaten ist er

unge-

ungesund und fieberhaft, daher fliehet ihn, wer nur immer kann, zugleich mit dem Hofe.

Aranjuez ist regelmäßig angelegt, hat breite gerade Straßen, meistens gleichförmig erbauete Häußer. In den beyden Hauptstraßen, welche auf das Schloß stoßen, sind Alleen gepflanzet. Des Nachts sind alle Straßen durch Laternen gut erleuchtet. Das Gebäude des Schlosses ist nur klein, und hat weder große noch reich meublirte Zimmer. An der Schloßcapelle ist nichts besonders. Der jetzige König hat zur innern Zierde des Schlosses ein Cabinet von Porcellain hinzugethan, welcher dem sächsischen den Rang und Vorzug streitig machen soll. Alles dieses Porcellain ist aus der königlichen Fabrik im Retiro zu Madrit, ein prächtiges und großes Gebäude, welches der König gleich zu Anfang seiner Regierung gegründet hat, und worinne an 300 Leute, Sachsen sowol als Italiäner, welche von Neapel herüber gezogen sind, für Rechnung des Königs arbeiten.

Warum Aranjuez ein ungesunder Ort, insonderheit zur Zeit der Sommerhitze, sey, wird aus einigen Anmerkungen begreiflich werden, welche unser Autor gemacht hat. Man hat in Castilien und in mehrern heißen Provinzen dieses Reichs die Erfahrung gemacht, daß die in niedrigen und sumpfigten Gegenden belegenen Orte ungesund und fieberhaft sind. Das ist so merklich, daß sogar diejenigen, welche dicht vor Madrit an dem Ufer des kleinen Manzanares wohnen, insgemein im September Fieber bekommen, da man in der Stadt, welche auf Hügeln liegt, nichts davon leidet. Aranjuez aber befindet sich in einem sehr feuchten und sumpfigten Thale. Die aus demsel-

ben aufsteigenden Dünste bedecken es wie ein Nebel, welchen die Sonne erst nach neun Uhr Vormittags zerstreuen kann. Wenn man in der Frühe die benachbarten Hügel besteiget, so läßt sich solches deutlich wahrnehmen. Die Sonne brennt in dem eingeschlossenen Thale, welches gegen den Wind gedecket ist, und bey öfterer Windstille in der dicken feuchten Luft unerträglich, schließt den Körper auf, daß die ungesunden Dünste in denselben hineindringen können.

Von Aranjuez kommt man weiter durch manche Flecken und Dörfer. Bey dem kleinen Dorfe Cammunnas bauet man Barilla, ein Kraut, welches Spanien eigen ist, und einen wichtigen Zweig der Handlung abgiebt, weil es bey den Glaßhütten unentbehrlich ist, und man ohne dasselbe kein feines Spiegelglaß erhalten kann. Man thürmet es auf dem Felde in Haufen auf, um es zu trocknen. Man verbrennet es folgendermaßen: Man macht eine Grube halb Mannes tief, und auf einem über dieselbe gestellten eisernen Rost zündet man das Kraut an, daß es nach und nach in die Grube hinein brennt und fällt. Es fließt wie geschmolzen Glaß, und wird steinhart, sobald es erkaltet; die Farbe ist alsdann dunkelblau. Die Bauern leugnen nicht, daß es gewöhnlich sey, bey dem Umrühren der flüßigen Masse durch Zuschüttung von Sand und Steinen ihr ein größeres Gewicht zu geben. Hier und an andern Orten wächst auch Soza, ein wildes Kraut, welches zum Glaßmachen und Seifensieden dienet.

In Ciudad Real, zu Almagro, und Consüegra sind zu gewissen Zeiten des Jahres Maulthie-

thiermessen, auf welchen wol an 10000 Maulthiere zusammen kommen. Die Portugiesen, Andalusier, und Castilianer kaufen daselbst ein. Die Maulthiere der Mancha sind die besten, so wie die andalusischen Pferde den Vorzug haben; sie werden von andalusischen Stuten, die von den Eseln der Mancha besprungen worden, geworfen. Die Esel dieser Ebene sind die größten und stärksten in Spanien. Zwar verbietet das Gesetz, die schönen andalusischen Stuten zu diesem Gebrauche zu ziehen; es geschiehet aber doch.

Bey Villa Harta führt eine lange steinerne Brücke über den Gijuelafluß. Das Bette dieses Flusses ist im Sommer fast mit dem Boden gleich, und ganz trocken; junge Maulthiere, welche man hier häufig ziehet, weiden in denselben. Zu gewissen Zeiten aber schwillt das Wasser sehr an. Die Gijuela hat schon zwey Meilen vorher den Jancara, und dieser leztere den Rus aufgenommen, so daß hier schon drey Flüsse zusammen getreten sind. Die Gijuela vereiniget sich mit der Guadiana, drey Meilen unter Villa Rubia. In Venta Quesada zeiget man einen Brunnen, der mit der Guadiana zusammenhängen soll. Es ist die Meynung der Spanier, welche sie auch in ihren geographischen Büchern beybehalten haben, daß die Guadiana, welche sich 5 Meilen von dem Wirthshauße verlieret, 7 Meilen unter der Erde fortlaufe. Allein das ist falsch. Diese vermeyntlich sich unter der Erde verlierende Guadiana heißet Guadiana la alta. Sie entspringet aus den Seen, welche man Lagunas de Ruidera nennet. Diese Seen oder

Sümp-

Sümpfe sind zwey Meilen von dem Flecken Oßa, und entstehen in Thälern zwischen hohen Gebürgen. Aus diesen Seen fließt ein Fluß heraus, der etwa 12 bis 20 Fuß breit, und an einigen Stellen ziemlich tief ist; er hat einen langsamen und unmerklichen Lauf, und da er durch einen sandigten Boden fließt, nimmt er nach und nach ab, und verlieret sein Wasser gänzlich. Es ist also falsch, daß er unter der Erde wegfließt. Eben so fabelhaft ist die sieben Meilen lange oder breite Brücke. Man hat eine Brücke über Guadiana la alta, auf dem Wege von Manzanares nach Alcazar, welche im Winter und Frühjahr dienet, wenn der Fluß mehr Wasser hat. Im Sommer aber fähret man allenthalben trocken durch.

Um Valdepennas sind die berühmtesten Weinberge auf beyden Seiten des Gebürges größtentheils in einer Ebene. An einigen Stellen sind auch Oelbäume zwischen den Weinstöcken gepflanzet, und verschiedene Oelberge sind zu gleicher Zeit Getraidefelder. Die Weinstöcke sind in geraden parallel laufenden Linien gesetzet, in der Weite von einander, daß zwey Maulthiere den Pflug zwischen durch ziehen können. Der Wein wird zuerst in große irrdene Gefäße gelassen, worinnen er ausjähren muß. Hernach füllt man ihn in kleinere Gefäße, und insgemein behält man ihn nur von einem Jahre zum andern auf, weil er sonst verdirbt. Der Wein von Valdepennas hat den Vorzug vor allen andern Weinen in der Mancha, und in Geschmack sowol als in der Farbe viel ähnliches mit dem Burgunderwein. Man schätzet ihn zu Madrit hoch. Man bedie-

net sich zu Verführung des Weins in dem Innern des Reichs und aus den Provinzen nach der Hauptstadt der Schläuche, welche inwendig gepicht sind, und auf Eseln und Maulthieren fortgeschaffet werden. Allein der Wein verliert in diesen Schläuchen nicht nur viel von seiner Güte, sondern nimmt noch dazu den Pechgeschmack an. Wenigstens muß man ihn alsdann gleich auf Bouteillen ziehen, und ihm Zeit lassen, sich zu erholen. Der gewöhnliche Wein in Madrit ist der Manchawein. Außer Spanien wird er nicht verführet.

In Neu-Castilien wird überhaupt viel Waitzen, Roggen, und anderes Getraide gesäet. Die Erndtearbeiten der Spanier unterscheiden sich etwas von denen, die in Norden gewöhnlich sind. Man schneidet alles Getraide; man bindet die Garben insgemein mit Esparto oder Reisern, und setzet sie in kleine Haufen. In den Monaten Julius und August, als der Erndtezeit, brennet die Sonne in Spanien am allerstärksten; es regnet alsdann sehr selten. Der Himmel ist fast täglich heiter, und die Luft stille und wenig windigt. Das Getraide trocknet also sehr geschwind, und gleicht an Dürre und Härte dem polnischen und liefländischen gedörreten Korn. Die Tennen, auf welche man gleich alles Getraide in Garben zusammenführet, und ohne Aufschub ausdrischt, sind auf dem Felde selbst unter freiem Himmel. Die einzige Bedeckung bey den Tennen ist für die arbeitenden Thiere und Menschen, um unter einigen Schatten bey der brennenden Sonnenhitze gehen zu können. Eine mit Esteros (so nennet man die von Esparto ge-

pfloch-

pflochtene Matte,) gedeckte Hütte dienet zur Zuflucht der Arbeiter; und die Stellung der Thiere bestehet aus einigen in die Erde gesezten Pfälen, über welche ein gleiches Dach geschlagen ist. Die Tennen sind gemeiniglich mit kleinen harten Kieseln gepflastert, und auf dieselben legt man das Getraide im Kreise, die Aehren einwärts. Zum Dreschen bedienet man sich in Castilien und in der Mancha fast allein der Maulthiere; in andern südlichen Provinzen mehr der Ochsen; in Asturien und auf der nördlichen Küste drischt man auch das Getraide auf unsere in Norden gewöhnliche Art, doch mit dem Unterscheide, daß man auf dem Felde blos die Aehren abschneidet und drischt, und nachher das Stroh abmähet. Das Dreschinstrument in der Mancha ist ein viereckigtes Bret einer Quadratelle, unten eingekerbt, und mit kleinen scharfen Feuersteinen reihenweise beschlagen; auf selbiges tritt ein Kerl, und treibt zwey daran gespannte Maulthiere beständig im Kreise herum. Bey dieser Art des Treschens wird das Stroh zerschnitten, gequetscht, und gleich zur Futterung bequem. In den benachbarten Gegenden von Madrit rechnet man, daß die Hälfte der Aecker mit Gerste bestellet wird; die erstaunende Menge Maulthiere dieser Stadt, wozu noch einige tausend Pferde gerechnet werden können, verzehret die Futterung von acht bis mehr Meilen im Bezirk. Man worfelt das ausgedroschene Getraide gleich auf der Tenne, wobey man sich langer Schaufeln bedienet. Diese Arbeit geschicht des Morgens früh, und des Abends gegen den Wind, welcher alsdann gemeiniglich etwas bläset, und die Spreu zurücktreibt. Bey

diesen

diesen gehäuften und gleich aufeinander folgenden Erndtearbeiten reichen die Hände der Castilianer nicht zu; es kommt ihnen aber eine mächtige Hülfe aus Gallicien. Die Bauern dieser volkreichen und armen Provinz verlassen, wenn die Erndtezeit des kornreichen Castiliens vor der Thür ist, ihr Land zu vielen tausenden, um etwas Geld zu verdienen, und kehren hierauf wieder nach Hauße zurück.

Das Gebürge Sierra Morrena scheidet Castilien von Andalusien, und sein höchster Berggipfel heißt Puerto del Rey; auf demselben sank das Quecksilber nach unsers Verfassers angestellten Versuche im Barometer bis auf die 295 $\frac{5}{16}$ Linie, daß also die senkrechte Höhe über der Meeresfläche an 600 Klaftern betragen möchte. Aus dieser bemerkten mittelmäßigen Höhe ist wenigstens klar, daß Sierra Morrena nicht unter die höchsten Gebürge von Europa oder Spanien gesezt werden könne. Gedachtes waldigte Gebürge ist wegen Straßenräubereyen und Mordthaten sehr berufen; und an verschiedenen Stellen sieht man hölzerne Kreutze aufgerichtet, welche anzeigen, daß jemand daselbst sein Leben gewaltsamer Weise verloren habe Das Königreich Jaen, ein Theil von Andalusien, liegt zunächst an diesem Gebürge. In diesem Königreiche gräbt man bey dem Flecken Andujar einen weißlichten Thon, welchen man Barro nennet, und woraus man verschiedentlich geformte sehr dünne Töpfe drehet, welche die besondere Eigenschaft haben, daß sie das Wasser abkühlen, und sehr frisch halten, wenn man sie in den heißesten Sommertagen in Schatten und an die durchstreichende Luft stellet

oder hänget. Zu dem Thon, woraus man sie verfertiget, wird Salz gemischet, und dieses vermehret die kühlende Eigenschaft. Man trocknet sie zuerst an der Luft und Sonne, und hernach brennet man sie in Ofen. Diese Töpfe sind sehr locker, und schwitzen beständig, wenn man sie gefüllet hat. Der Sommer ist die bequemste Zeit, sie zu machen. Man kann annehmen, daß täglich zehn beladene Maulthiere mit diesen irrdenen Waaren von Andujar abgehen.

Das alte verwüstete Schloß oder Castell Tolosa im Königreich Jaen ist wegen der entscheidenden Schlacht berühmt, welche Alphonsus VIII. den 16. Julius 1212 in den benachbarten Gebürgen über die Mauren erfochte. Man nennet sie die Schlacht de las Navas de Tolosa. Man führet als einen Beweis der vormaligen starken Bevölkerung Spaniens an, daß dieser König von Castilien und Leon eine Armee von 120000 Mann zu Fuß und 60000 Reutern angeführet hätte. Wie so viele Reuterey in diesen Gebürgen habe Raum finden können, ist schwer zu begreifen.

Die Stadt Jaen liegt am Fuße eines Berges, auf dessen Gipfel sich ihr altes Castell zeiget. Die Heerstraße nach Granada gehet zwar durch Jaen; sie war aber unsern Reisenden so schlecht beschrieben worden, daß sie für rathsam fanden, sie zu vermeiden. Die Cathedralkirche dieser Stadt wird unter die schönen in Spanien gesetzet; in derselben zeigt und verehrt man das Gemälde des Hauptes Christi, welches er dem König Abagar selbst zugesandt haben soll, wie die Fabel lautet. Der Bischoff, welcher Suf-

fragant

fragant von Toledo ist, hat über 90000 Ducaten Einkünfte. Das Capitel besteht aus dem Dechanten, 8 Domherren, 21 Canonicis, und 42 Präbendarien. Man zählet hier 12 Pfarrkirchen, 8 Mönchs- und 7 Nonnenklöster, 11 Hospitäler, 12 Capellen, 4439 Familien, und 191 Weltgeistliche. Der Intendant der Provinz hält sich zu Jaen auf. Die umliegende Gegend ist fruchtbar, und reich an Getraide, Vieh, Oel und Wein. Die Gärten der Stadt erstrecken sich 3 Meilen lang an den Ufern des Flusses Gualdalbollon. Zufolge der Inschriften, die man hier gefunden, hat der Römer Aurgi oder M. Flavium Argitanum hier gestanden. Ohnweit Jaen, wo jezt der Flecken Torrecampo ist, soll vormals das römische Tucci vetus gestanden haben.

Der Flecken Torro Don Ximeno gehöret dem Orden von Calatrava zu. Der Großmeister hebt den Zehnten, und die jährlichen Einkünfte desselben aus diesem Königreiche belaufen sich auf eine Million und 700000 Reales de Vellon. Man will das alte Tusiria hieher setzen. So viel ist gewiß, daß man auf den nahe liegenden Aeckern viele römische Münzen gefunden hat.

Der große Flecken Martos wird für das alte Tucci gehalten. Der römische Name ist Colonia Aug. Gem. und es hat noch viele Inschriften und einige Reste des Alterthums innerhalb seinen Mauern aufzuweisen. Jezt ist dieser Ort der Hauptsitz des Ordens von Calatrava, und der Generalvicarius des Ordens sowol als der Gouverneur halten sich hier auf.

Alcaudete ist ein Flecken von 1000 Familien. Die vielen eingefallenen Häußer geben zu erkennen, daß der Ort ehemals stärker bevölkert gewesen ist. Vor der Pest des Jahres 1680 will man 5000 Familien gezählet haben. Viehzucht und Ackerbau sind die Beschäftigung der Einwohner. Eine zehnfältige Erndte hält man für sehr gut; eine 30 bis 40 fältige ist etwas außerordentliches. Die Oelberge sind der Reichthum des Fleckens. Durch die Verlegung der Seidenfabriken nach Priego hat Alcaudete viel gelitten. Man will das römische M. Fravalonense hieher setzen. In diesem Flecken starb der in der spanischen Geschichte bekannte König Ferdinand IV, mit dem Zunamen der Wollüstige. Man erzählet, er habe bey Tafel gesagt, daß er niemals besser gespeiset hätte; und man habe ihn bey genommener Nachmittagsruh tod gefunden.

Von Alcaudete fuhren unsere Reisenden durch ein Thal voll von Oelbäumen, hernach über einen hohen Berg in ein anderes Thal durch den kleinen Fluß Locubin, und an dessen linken Ufer hinauf an den Gärten, welche in dem schmalen Thale von ihm bewässert werden. Nun erhoben sie sich auf ein hohes ungebauetes dürres Gebürge, von welchem sie wieder in ein enges Thal hinab mußten, auf dessen schmalem Rande der Weg höchst gefährlich wurde, so daß alle Geschicklichkeit der Fuhrleute nöthig war, um nicht in den Abgrund zu stürzen. Sie steigen aus diesem Thale nachmals auf eine Höhe, auf welcher sie endlich Alcala la Real erblickten. Diese Stadt hat ein gutes Ansehen, gepflasterte Stra-

ßen, Häußer von 2 bis 3 Stockwerken, und viele ganz steinerne Häußer. Die Stadt hat gutes und überflüßiges Wasser, und besitzet viel Land. Ein weißer trockner Wein, Oel, und vornämlich der Ackerbau und die Viehzucht machen ihre Nahrung und Reichthum aus. Sie hat auch Jagd. Die Aecker sind sehr fruchtbar, so daß sie wol eine 30 bis 40 fältige Erndte geben. Die Schafzucht ist hier ansehnlich, wenn gleich die Wolle der Castilianischen nicht beykommt, und keinen auswärtigen Absatz hat. Auf den Bergen, welche das Gebiet der Stadt umgeben, und von Granada scheiden, stehen noch alte Wachtthürme, deren die Einwohner 60 zählen.

Das Königreich Jaen grenzt gegen Osten an Murcia, gegen Norden an Neu-Castilien, gegen Westen an Cordova, und gegen Süden an Granada. In seiner größten Länge von Morgen nach Abend hält es 22, und in der Breite 20 Meilen. Man behauptet, daß es zu der Römer Zeiten einen Theil der Tarragonensischen und Betischen Provinzen ausgemacht habe. Der Hauptstrom ist der Guadalquivir, welcher den röthlich wasserführenden Guadalimar bey Javalquinto aufnimmt, und zulezt den Guadalbollon und andere kleine Bäche in sich zieht. Dieser Strom, welcher einer der größten und ansehnlichsten Spaniens ist, entspringt in der Sierra de Segura, benezt die Städte Baeza, Andujar, Cordova, Sevilla, und ergießt sich bey S. Lucar de Barrameda in den Ocean. Man zählet in diesem Königreiche 5 Städte, 60 Flecken, 11 Dörfer, 36 entvölkerte Orte, 41090 Familien, die Geistlichkeit

ungerechnet, 1400 Weltgeistliche, 111 Pfarren, 106 Klöster, 2866 Mönche und Nonnen, 574 Klosterbediente, und die ganze Provinz wird etwa zu 180000 Einwohner angeschlagen werden können. Bey Porcuna, Ubeda, und dem Dorfe Salinas sind Salzwerke. Außer den Bleyminen bey Linares wird kein Bergwerk getrieben, wiewol man Gold- und Silberminen in dem Gebürge Cabalcuz bey der Stadt Jaen entdecket hat.

Nun gieng die Reise von Alcala la Real durch das Königreich Granada, und unsern Reisenden kam eine kühle Südostluft von den granadischen Gebürgen entgegen, welche sie vorher nicht verspüret hatten. Nachdem sie viele dürre, kahle und unwegsame Berge zurückgelegt hatten, kamen sie vor dem Dorfe Pinos in das fruchtbare Thal, welches man die Vega von Granada nennet. Hier geht der Weg über eine steinerne Brücke des Cubillasflusses am Fuße des Gebürges Elviras. Des starken Nebels wegen, der über Granada lag, konnten sie diese Stadt nicht eher sehen, als bis sie nahe davor waren, und ihn die Sonne gegen Mittag zerstreuete. Sie hat von dieser Seite das Ansehen, als wenn sie auf drey Bergen läge, und fällt sehr gut in die Augen. Die Finanzwache bezeigte unsern Reisenden bey dem Eintritt in die Stadt alle Höflichkeit. Sie fuhren durch die Vorstadt Elvira über den Triumphplatz hinein, wo das Elvirathor in die Augen fällt. Ihre Ankunft war am 24ten August.

Gnanada liegt theils auf Bergen, theils in der Ebene. Dieser leztere Theil ist seit der

Erobe-

Eroberung angebauet. Die ganze alte Stadt hat eine erhabene Lage. Mitten durch dieselbe fließt der Dauro oder, wie man ihn insgemein nennet, der Darrofluß. Die Stadt liegt auf vier Bergen. La Alhambra, die Festung und das Schloß der maurischen Könige, die Vorstadt de la Churra, und die Straße de los Gomeres, welches alles auf der fortgezogenen Sierra de Guerar und Nevada belegen ist, machen den östlichen Theil der Stadt aus. Der Anteguerula und die Torres Bermejas sind der mittägliche Theil. Der Albaecin, und wenn man sich durch die Straßen Elvira und Ladera wendet, welche man Cenete nennet, sind nördlich. Und die Alcacaba liegt im westlichen Theile. Die alten Mauern der Stadt sind theils zerstöret, theils zerfallen. Der gebürgigten Lage wegen kann man die Stadt nirgends auf einmal übersehen. Ihre Länge und Breite wird sich einander wenig nehmen, und sie ist eine der größten Städte in Spanien. Die alte Stadt hat sehr enge, abhängige, und schlechte Straßen, und es kann durch viele keine Kutsche fahren. In der in der Ebene angebaueten neuen Stadt sind schöne gerade und breite Straßen, und die besten Häußer. In Granada sind 25 Kirchspiele, 23 Mönchs- u. 18 Nonnenklöster, 1500 Mönche und 660 Nonnen, 14000 Familien und etwa 70000 Einwohner.

Von öffentlichen Plätzen ist der größte der sogenannte Triumphplatz vor dem Elvirathor. Mitten auf demselben steht eine prächtige Ehrensäule der Mutter Maria, welche hier in Ansehung ihrer unbefleckten Empfängniß im Triumph

vorgestellet wird. Dieses Denkmal ist ganz von Marmor, auf welchem das Marienbild in Lebensgröße von weißen Marmor mit einer Krone auf dem Haupte, und einem Schwerde in der rechten Hand, drohend steht, ruhet auf einem starken Fußgestelle von dunkel blauen Marmor. Am Fuß der Säule an allen vier Seiten sind Inschriften eingehauen, daß dieses Denkmal im Jahr 1634 unter Philipp IV. zu Ehren der unbefleckt empfangenen Maria von der Stadt aufgerichtet worden sey. Die Hauptinschrift ist auf eine seltsame Weise dogmatisch abgefasset, und beweiset die unbefleckte Empfängniß unter andern aus denen auf dem sogenannten Monte sacro am Ende des 16. Jahrhunderts gefundenen bleyernen Tafeln. Ein schönes eisernes Geländer, auf welchem Laternen stehen, welche des Nachts angezündet werden, schließt dieses Ehrendenkmal ein. Noch sind viele andere große Plätze in Granada.

Der erzbischöfliche Pallast, mit welchem die Universität verbunden, ist weitläuftig, aber nicht schön, und steht am Platze Vivarambla ohnweit der Cathedralkirche. Der Erzbischoff hat 60 bis 70000 Ducaten Einkünfte. Die Bischöffe zu Guadix und Almeria sind seine Suffraganten. Der Bischoff von Malaga ist Suffragant von Sevilla, wiewol der ansehnliche Sprengel desselben im Königreiche Granada, nur Antequera ausgenommen.

Die Cathedralkirche ist ein prächtiges Gebäude. Sie wurde im Jahr 1560 zu bauen angefangen, und hält 425 Schuh in der Länge, und 249 in der Breite. Noch in diesem Jahrhunderte

hunderte ist ein Stück angebauet, und erst 1759 vollendet worden. Mit der Cathedralkirche hängt die Capelle zusammen, welche die catholischen Könige gründeten. Ihre Körper, welche während deren Ausbauung in dem Franziscanerkloster beygesetzet waren, wurden im Jahr 1525 hieher gebracht. Philipp I. und seine Gemalin Donna Juana sind hier auch begraben. Die Grabmäle sind von weißen Marmor, auf welchem ihre Bildsäulen in Lebensgröße liegen.

Die Pfarrkirche S. Cecilius ist ein Denkmal der Verträgsamkeit der Mauren, welche den Christen allezeit diese Kirche bewilliget, und sie unter sich geduldet haben. Das Kloster von S. Juan de Dios, ein weitläuftiges und schönes Gebäude, welches in diesem Jahr ganz neu wieder aufgebauet worden, hat auch ein geräumiges Hospital für allerley Kranke, die ausgenommen, welche mit ansteckenden Seuchen behaftet sind. Die Mönche verrichten das Amt der Wundärzte. Die Aerzte aber werden aus der Stadt berufen.

Hospitäler sind in Granada, so wie in allen großen Städten Spaniens, viele. Das älteste und merkwürdigste ist das königliche Hospital, welches unter Carl V. gestiftet wurde. In dasselbe werden nur Leute aufgenommen, welche die Franzosen haben, und aus dem ganzen Königreiche Granada kommen sie dahin, weil sich diese Krankheit, wie man aus der Erfahrung wissen will, zu Granada am besten und leichtesten heilen lässet. Jährlich sind etwa 400 Personen in der Cur, welche vermittelst Unctionen geschieht. Die Monate April und May, wie auch August und

September, sind die Zeiten der Curen. In diesem Hospital ist auch ein besonderes Quartier für tolle und verrückte Leute. Es werden auch Findelkinder darinne aufgenommen.

Für die Aussätzen ist ein besonderes Hospital außerhalb der Stadt, worinne alle mit dieser Krankheit behaftete aus dem ganzen Königreiche aufgenommen werden. Von der Küste der Alpujarra und weiter herunter nach Malaga sind die meisten; denn es ist eine Krankheit eines heissen Erdstrichs. Der Aussatz ist sowol ansteckend als unheilbar, und zugleich in den Familien erblich. Er frißt ins Fleisch hinein; ganze Stücken und Glieder fallen weg. Der Aussätzige hat sonst Lust zu essen, und hält sich so lange stark, bis die innern edeln Theile angegriffen werden. Die Kranken dürfen keinen Wein trinken, und sie werden mit lauter kühlenden Nahrungsmitteln unterhalten.

Die Universität ist in einem sehr elenden Zustande. Sie hat Lehrer aller Facultäten, welche aber nur den Namen haben, und weiter nichts thun, als daß sie die Besoldung verzehren. Aus den Canonicis des erzbischöfflichen Capitels werden die meisten Lehrer gewählet. Die Grammatik und Arzneywissenschaft werden allein etwas gelehret. Weltweisheit, Gottesgelahrtheit, oder andere Wissenschaften gar nicht. Der einzige Nutzen der Universität, wenn es einer ist, bestehet darinne, daß man sich kann graduiren lassen.

Collegienhäußer für Studirende hat man in Granada sechs. In denselben wird meistens Philosophie und Theologie gelehret. Das Collegium des Sacro Monte ist darunter das vornehm-

ste und größte. Es liegt auf einem hohen Berge am rechten Ufer des Darro, eine halbe Stunde von der Stadt. Dicht an demselben sind unterirrdische Gänge und Höhlen in dem Felßen, in welchem man Reliquien und bleyerne Tafeln gefunden hat, die zu großen Streitigkeiten, ob sie wahre Reliquien wären, Anlaß gegeben haben. Die Inschriften auf den bleyernen Tafeln waren theils in spanischer, theils in arabischer Sprache. Die Granader gaben sie für Ueberbleibsel der alten Christen aus, nannten daher den Berg Monte Sacro, und baueten das Collegium darauf. Pabst Innocentius XI aber erklärte sie feyerlich für Ketzereyen und mahomedanische Irrthümer. Gedachte an einander hängende Höhlen sind ungemein ausgeschmückt, und mit fünf Altären und kleinen Capellen versehen. Man zeiget die Stellen, wo die Reliquien entdecket worden waren, und einen großen Kieselstein, worunter ein ganzes Buch bleyerner Tafeln mit Inschriften gelegen hatte. Es ist kein Zweifel, daß jeztgedachte heilige Höhlen ehemals Wohnungen abgegeben haben. Dieser ganze Berg von Granada aus ist voll davon, und viele sind noch von ganzen Familien bewohnet. In Granada selbst dienen noch dergleichen Höhlen zum Aufenthalt der Menschen. Die Gebürge der Stadt bestehen aus lauter kleinen Kieselsteinen, welche ein röthlicher Leim verkittet und fest zusammen hält, so daß man darinne ganze Gewölbe und Höhlen mit Sicherheit hat ausbrechen können, ohne den Einsturz derselben besorgen zu dürfen. Die Schorsteine dieser Felßenwohnungen sind insgemein oben durch den Felßen gebrochen.

In der Pfarrkirche Santiago sind die grausamen Denkmale des Inquisitionsgerichts zur Schau ausgestellet. Zu beyden Seiten ihrer beyden Thüren, ehe man in die Kirche tritt, hängen fünf Tafeln, auf welchen man die Namen und das Verbrechen dererjenigen lieset, welche ein Schlachtopfer der Inquisition gewesen sind. Vor der einen Thür stehen auf zwo Tafeln 125 Personen, welche entweder im Bildniß oder würklich verbrannt worden sind. Die drey Tafeln vor der andern Thür liefern das Verzeichniß der Ausgesöhnten. Verschiedene sind schon unter der Regierung Carls V hingerichtet worden, noch weit mehrere aber unter Philipp II. Im Jahr 1672 war ein Auto da Fe, bey welchem 90 Personen als Schuldige von der Inquisition öffentlich auf dem großen Platze aufgeführet wurden. Verschiedene davon mußten auf dem Scheiterhaufen ihren Geist aufgeben. Im Jahr 1725 nahm die Inquisition zu Granada in einer Nacht über 300 Personen in Verhaft, welche des Mahometismus beschuldiget waren, und im Jahr 1733 wurde das Urtheil der Inquisition an ihnen vollzogen. Von den Begnadigten ließ man einige nackend und blos nach Africa gehen; andere wurden auf ewig in die Gefängnisse zurückgeführet; andere bekamen die benedictinischen Säcke zu tragen, wie man sie nennet, in welchem schimpflichen Aufzuge sie in dem von der Inquisition bestimmten Bezirke betteln konnten, und die Güte dieses Gerichts rühmen mußten. Von den eingezogenen Gütern dieser Leute hat die Inquisition zwey Theile, und der König einen. Noch vor eilf oder zwölf Jahren ist einer verbrannt worden, welcher als Freymäurer angegeben war. Die

Die Gerichtsbarkeit der hiesigen königlichen Canzley erstrecket sich über die fünf Königreiche Granada, Sevilla, Cordova, Jaen, welche ganz Andalusien ausmachen, und Murcia; ferner über die Provinzen Estremadura und die Mancha. Der Tajofluß macht die Grenzscheidung der Gerichtsbarkeit der beyden Canzleyen, welche in dem Bezirk der Krone Castilien zu Granada und Valladolid sind. Von dieser Canzley gelangen die Processe durch Appellation an den höchsten Rath von Castilien zu Madrit.

Die Provincialrenten von Granada belaufen sich auf 6 bis 7 Millionen. Solche mit den Generalrenten zusammen genommen werden zu 22 bis 23 Millionen Reales angeschlagen. Die jungen Edelleute der Provinz formiren zu Granada ein Corps Freywilliger zu Pferde mit der Uniform der königlichen Leibgarde, und üben sich gesellschaftlich, gute Reuter zu werden.

Von Alterthümern sind zu Granada keine andere als maurische anzutreffen, welche in Ueberbleibseln von Schlössern, Pallästen, Lustgärten, und einem kleinen Reste einer königlichen Moschee in der Kirche S. Maria bestehen.

Die Witterung der Stadt Granada läßt sich einigermaßen zum voraus aus der Lage am Fuße der Schneegebürge in einem von hohen Bergen eingeschlossenen Thale beurtheilen. Der Winter ist rauh und strenge, es schneyet und frieret, und man hat viel Nebel. Im Sommer ist es sehr heiß, und bey stiller Luft bey dem Untergang der Sonne schwul und erstickend, bis die Bergluft um Mitternacht kühlet. Die Morgen sind allezeit unaemein frisch. Des Sommers in der Frühe

he bedecken die Dünste insgemein die Stadt, bis sie die Sonne zerstreuet. Die Monate November und December sind wegen ihrer Kälte und Nässe höchst unangenehm. Bey dieser Witterung herrschen vom August bis zum December viele Fieber, und alle Orte der Vega sind dieser Krankheit unterworfen, vornämlich diejenigen, welche in der niedrigen und sumpfigten Gegend derselben liegen.

Die Manufacturen und Fabriken sind von keiner Bedeutung, die Seidenmanufacturen ausgenommen, welche von einzelnen Familien betrieben werden. Man verfertiget Sammt und leichte seidene Stoffe, vornämlich schwarzen Taffet zu Mänteln und Regentüchern. Die Seite, welche in diesen Fabriken verbrauchet wird, liefert das Königreich, und vornämlich die Apujarra. Man schlägt die ganze jährliche Seidenerndte zu 100000 Pfund; davon nimmt nicht nur Granada, sondern auch Priego und Malaga, in welchen Städten ebenfalls Seidenmanufacturen sind. Zu den Zeiten der Mauren soll dieses Reich anderthalb Millionen Pfund Seide gewonnen haben. Granada hatte vor vierzig Jahren viele Manufacturen. Sie sind aber unter dem Marquis Squillace alle eingegangen. Noch ist eine königliche Salpetersiederey da.

Unsere Reisenden haben in dieser Stadt eine seltsame Mischung von Höflichkeit, Schwatzhaftigkeit, Neugierde, betrügerischen Ränken, Etiquetten, Stolz, Unwissenheit, und Aberglauben erfahren. Die Etiquetten sind höchst übertrieben, und wer es in denselben versiehet, hat keine Vergebung zu hoffen. Ein vernachläßigter und ausgesezter Besuch, Compliment und Nachfragung

wäre

wäre eine Beleidigung. Man muß, wenn man ein Compliment machen läßt, einen Bedienten in Livrey von einem Bedienten außer Livrey wohl unterscheiden. Für die Damen gehören Pagen. Die Damen leben in großer Freyheit, und man bemerket weder Zwang noch Eyfersucht der Männer. Jene wollen beständig Besuche haben, und diese verstatten es. Von allen Besuchern sind die Mönche und Geistlichen die fleißigsten. Das gemeine Volk ist sehr betrügerisch und diebisch. Man sagt von Granada im Sprüchwort: Der Himmel und der Boden ist gut, was sich dazwischen befindet, ist böse.

Granada ist vor allen Orten Spaniens ein Paradies der Mönche; sie herrschen daselbst in allen Familien, und sind in allen Häußern willkommen. Alles, was sie lügen, sind Wahrheiten, die jedermann ohne Widerrede annimmt oder annehmen muß. Man giebt den abendtheuerlichsten und lächerlichsten Wundern und Erzählungen Beyfall. Die Unwissenheit der Geistlichen und Mönche gleicht der Unwissenheit des Volks. Unsere Reisenden haben keinen gefunden, welcher den Ruf einiger Gelehrsamkeit hatte.

Granada wird wenig vom Fremden besuchet. Ein Fremder wird daher mit großer Neugierde betrachtet. Die Granader gleichen den Parisern darinne, daß sie sich einbilden, niemand sey artiger und wisse besser zu leben, wie sie, und ihre Stadt über alles setzen. In der That, ein Fremder, welcher im Frühjahr nach Granada kommt, und sich nur einige Tage daselbst aufhält, wird durch den Reitz und die Schönheiten der Natur,

wel-

welche diese Stadt und ihre Gegend zeiget, eingenommen werden, und sich vergnügen.

Die Sitten der Einwohner in den Granadischen Schneegebürgen sind unschuldiger und reiner als in dem übrigen Granada. Die Leute sind bey ihrer Armuth und Einfalt von einem guten Gemüthscharacter, gesprächig und willig. Das Clima dieses Schneegebürges ist gesund; die Leute sind stark und gesezt, und werden alt. An manchen Orten haben viele Personen Kröpfe. Man will die Ursache davon nicht nur in dem rohen Schneewasser suchen, welches sie trinken, sondern auch darinne, daß es über die Wurzeln großer Nußbäume fließt, welche bey den Dörfern am häufigsten sind. Kalte Fieber sind hier selten, an hitzigen und Entzündungskrankheiten aber leidet man mehr. Die Ehen sind fruchtbar. Die Zeit der Mannbarkeit ist später, als in andern Provinzen Spaniens, und gleicht unserm Norden. Die einzigen Beschäftigungen dieser Bergbewohner sind die Viehzucht, der Acker- und Seidenbau. Lezterer ist ungemein beträchtlich.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir einen kurzen Begriff von der ganzen Seidenerndte Spaniens hinzufügen, so wie derselbe von der Kaufmannschaft zu Valencia im Jahr 1762 ist entworfen worden. Sie suchte dadurch die Aufhebung des Verbots der Ausfuhre roher Seide zu bewürken; sie erhielt ihren Endzweck, und der König verstattete die Ausfuhre.

Das

Das Königreich Valencia	-	1150,000 Pfund.
- - Murcia	-	400, 000 -
- - - Aragon	-	170, 000 -
- - - Granada	-	100, 000 -
Betrag der ganzen Erndte	-	1, 820,000 Pfund.
Die Fabriken zu Valencia verbrauchen		
- - -		125,000 Pfund.
Die übrigen Fabriken in Spanien	-	125,000 -
Insgesammt also	-	250,000 Pfund.

Unsere Reisende begaben sich von Granada nach Malaga. Wir machen uns in diesem Auszuge sogleich an die Beschreibung der leztern Stadt. Malaga liegt unter dem 36. bis 40. Gr. der Breite, am Fuße des Berges Gibralfaro, am Ufer des Meeres. Mitten durch fließt ein breiter, seichter, im Sommer fast trockener Bach, der aber bey starkem Regen der Stadt gefährlich wird, davon er den 25ten Sept. 1764 einen Theil unter Wasser sezte, viele Magazine verdarb, und eine Million Piaster Schaden verursachete. Man hat deswegen Projecte entworfen, ihn abzuleiten oder zu theilen. In der Stadt sind vier Kirchspiele, die Cathedral mitgerechnet, wozu noch 2 Filiale gehören, 14 Mönchs- und 10 Nonnenklöster, 6 Capellen, 6 Hospitäler, 8000 Familien, und etwa 40000 Seelen nebst 2000 Geistlichen. Sie kann in die alte Stadt und in die Vorstädte abgetheilet werden; die erstere hat sehr enge schlechte Straßen nach der maurischen Art. An vielen Stellen siehet man noch die Reste der alten Mauern, welche nach der See zu noch ganz

stehen, und den daran stoßenden Häußern zu Blumengärten dienen. Das höchste Quartier derselben ist die Alcacaba, eine abgesonderte mit doppelten Mauern umgebene, von Einwohnern aber fast ganz entblößte Festung, welche ehemals Communication mit dem Castell, vermittelst zweyer heruntergezogenen Mauern, die noch stehen, hatte.

Die neuangebaueten Quartiere liegen theils jenseit des Guadal Medina, welcher die alte Stadt begrenzet, theils disseits hinter der alten Stadt, ins Land hinein. Sie haben breitere und geradere Straßen, als die maurischen zu seyn pflegen. Ueberhaupt sind aber wenig ansehnliche Häußer in der Stadt, und kein merkwürdiges Gebäude als die Cathedralkirche. Diese raget über die ganze Stadt her, welche sie verdunkelt. Schon über 40 Jahre ist an ihr gebauet, und sie ist noch nicht vollendet. Zu ihrem Bau hat der König ein Viertel von Hundert von allen zollbaren Waaren bewilliget, welches ein ansehnliches beträgt. Die Denkmale der Inquisition hängen in ihr an den Wänden über den Thoren. Bey dieser Kirche ist auch der Bau des bischöfflichen Pallastes angefangen worden.

Das Castell S. Lorenzo bey des Guadalmedina ist die stärkste Vertheidigung der Stadt, und hat 6 metallene und 18 eiserne Canonen auf seinen Batterien. Die Besatzung bestehet aus 2 Infanterieregimentern. Der Generalcapitain des Königreichs Granada, welcher sich hier aufhält, hat im Politischen und Kriegswesen in der ganzen Provinz zu gebieten. Der Gouverneur

hat

hat über die Besatzung zu sagen, und präsidirt im Stadtrathe als Corregidor.

Der Hafen ist durch die Aufführung eines kostbaren und 1200 Fuß in das Meer hineinlaufenden Dammes, welcher mehrentheils vollendet ist, einer der besten im Mittelländischen Meere. Dieser Damm hat auf seiner äußersten Spitze über 30 Fuß Tiefe. Er deckt den Hafen wider den Ostwind, und die größten Kriegsschiffe können an demselben anlegen. An der andern Seite des Hafens und der Stadt bey dem Castell S. Lorenzo ist ein kleiner Damm, an welchem die Böte anlegen. Weiter nach Westen ist das Vorgebürge Mijas. Die Berge desselben heben sich 2 Meilen von Malaga an, und erstrecken sich eben so weit in das Meer, so daß die Westwinde sich daran brechen, und man in der Bay und dem Hafen vor denselben gesichert ist.

Man verfertiget vielen schwarzen Taffet zu den Manteln und zur Kleidung der Weiber, welcher auch nach Indien verschickt wird, und das ist die einzige beträchtliche Manufactur allhier. Dieser Hafen ist der Mittelpunct der Handlung des ganzen Königreichs Granada. Der Handel, der hier getrieben wird, ist sehr wichtig und vortheilhaft für Spanien, dessen Producte und Früchte die Fremden abholen. Nach Hamburg allein, welches Deutschland versorget, sind im Jahr 1764 acht und zwanzig Schiffe geladen worden. Die Engländer, Holländer und die nördlichen Nationen handeln hieher fast allein; die Franzosen und andere Völker des südlichen Europa brauchen diese spanische Waaren nicht. Die ausgehenden Waaren sind Rosinen, Citronen, Orangen, Feigen,

Mandeln, Oel, Wein, Rosmarin, und Pataten. Die Früchte werden im September, October und November geladen. Im Februar fängt die Einschiffung des Oels und des neuen Weins an. Die malagaischen länglichten Mandeln und die an der Sonne getrockneten Rosinen sind die besten in Spanien. Die Rosinen in Töpfen sind die ausgesuchtesten, und halten sich am längsten gut. Die Handlung wird von den fremden Häußern, welche sich allhier niedergelassen haben, betrieben.

Die Fremden leben hier stiller und eingezogener als zu Cadix, und meistens unter sich. Ihr Aufenthalt und die Ankunft fremder Schiffe macht, daß die Spanier die Fremden und auch die Protestanten mit einem bessern Auge und wenigern Abscheu ansehen, als zu Granada. Aller protestantischen Häußer sind achte. Die Stadt ist voll von Bettlern und Tagedieben. Die Landluft ist die einzige, welche hier die Fremden im Frühlinge genießen können. Die Orangen- und Citronen-Gärten geben angenehme Promenaden ab.

Dieses Reich scheinet durch seine hohen und unzugänglichen Gebürge unüberwindlich zu seyn, und daher hat es sich wider die Castilianer am längsten vertheidiget; und sie würden es nicht erobert haben, wenn sich nicht die Mauren durch innere Unreinigkeiten selbst aufgerieben, und den Christen dadurch diese Eroberung erleichtert hätten. Der Krieg der Castilianer mit den Mauren dauerte ganzer 10 Jahre, von 1482 bis 1492, da sich Granada ergab, und der Sitz der catholischen Könige wurde, wo sie in dem Jahre der Eroberung das merkwürdige und harte Edict wider die Juden regehen ließen, daß solche in 6 Monaten das Land

räu-

räumen, oder Christen werden sollten. Im Jahr 1505 betraf die Mauren das Schicksal eines gleichen Edicts, wider alle feyerliche Versprechungen, daß sie bey ihrer Religion und ihren Gesetzen ungekränkt gelassen werden sollten. Carl V. ließ ein geschärftes Edict wider die maurischen Unterthanen bekannt machen, doch mäßigte er die Strenge in der Ausführung. Philipp II. aber, der alles mit stolzer Gewalt zwang, und keine Mäßigung kannte, wollte auf einmal alles, was nur ein maurisches Ansehen hatte, abgestellet wissen, und verursachte dadurch einen gefährlichen Aufstand, zu dessen Dämpfung die besten spanischen Truppen kaum zureicheten. Endlich unter der Regierung Philipps III. geschahe die lezte Austreibung vieler tausend Mauren, welche sich nach Africa herüber zogen.

Von Malaga begaben sich unsere Reisende durch die granadischen Schneegebürge in das Königreich Sevilla. Vorher aber besahen sie die Reste der römischen Stadt Acinipo ohnweit dem Dorfe Ariate. Diese Reste bestehen mehrentheils in einem römischen Theater. Im Sevillischen kamen sie über schöne Ebenen, an welche Oel- und Weinberge stießen, durch die Städte Ronda, Xerez, und Puerto de Santa Maria. Von da seegelten sie in anderthalb Stunden die zwo Meilen über den Meerbusen nach Cadix.

Ohnweit Cadix hat man eine vortrefliche Urne von weißem Marmor ausgegraben. Sie war anderthalb Schuh hoch, in der Form eines porcellanenen Blumentopfes, mit einem erhabenen Deckel, auf welchem eine geschlossene Blume stand, an welcher man fassen konnte, um ihn abzunehmen; sie

war aber abgebrochen, und das war die einzige Versehrung, welche die Urne erlitten hatte. Rund herum waren auf dem Deckel sowol als auf der Urne erhabene Zierrathen, welche Blumen vorstelleten. Anstatt der beyden Handgriffe waren Köpfe des Jupiter Ammons, und zwischen denselben auf jeder Seite zwey herunter fliegende Tauben, welche mit ihren Schnäbeln auf eine Schüssel rührten.

Im Jahr 1731 lief die See bey Cadix auf einmal außerordentlich stark ab, und man sahe bey dieser Gelegenheit die Reste der alten Stadt und den Tempel Herkuls bey Santi Petri, einem alten Castell im Meere, 2 Meilen von Cadix. Man zog eine große metallene Bildsäule des Apollo heraus. Man fand daselbst auch zwey kleine andere metallene Bildsäulen.

Cadix liegt auf der Spitze einer felßigten und schmalen Erdzunge, welche sich eine Meile von Nordosten nach Südwesten in die See hinein erstreckt, wenn man die Stadt mitrechnet. Nach der See zu wird die Stadt durch das Fort Santa Catharina, und das auf einer Klippe in der See liegende Castell S. Sebastian, und durch acht Bastionen, vertheidiget, und nach dem Hafen zu sind zwo Batterien. Auf der Landseite ist sie am stärksten befestiget. Sie hat zwey Thore. Sie ist die schönste und prächtigste Stadt in Spanien, und kann hierinn andern Städten in Europa den Vorzug streitig machen. Alle ihre Häußer sind von Werksteinen; die meisten ungemein hoch, wohl eingerichtet, mit einem hohen Thurm, und sie haben ohne Ausnahme platte Dächer. Der innere Hof ist mit Marmor gepflastert, die Treppen sind auch von Marmor. Jedes Hauß hat seinen

Wasser-

Wasserbehälter unter dem Hofe, worinne das Regenwasser zusammen läuft und aufgefangen wird. Ihre Straßen sind enge, und nicht regelmäßig. Die drey großen Plätze in der Stadt sind weder schön, noch ordentlich angelegt. Die Alameda an der Seite des Meerbusens ist die einzige artige Promenade. Sie besteht aus zwo Alleen für die Fußgänger, und einer für die Kutschen. Man kann die Zahl der Einwohner ohngefähr auf 70000 setzen. Es ist nur eine einzige Pfarrkirche in der Stadt, nämlich die Cathedralkirche; die andern drey Kirchen sind Filiale derselben. Die alte Cathedralkirche enthält nichts Merkwürdiges; die neue aber, welche man am Ufer der See aufführet, und woran seit 40 Jahren gebauet wird, ist ungemein prächtig, und wird in- und auswendig mit weißem Marmor überzogen. Es ist zu besorgen, daß die Seeluft den Marmor einfrißt, und ihm seinen Glanz benimmt, wie sie schon anfängt zu thun. Der Bischoff von Cadix ist Suffragant von Sevilla, und hat jezt etwa 12000 Ducaten Einkommen. Es sind hier 9 Mönchs, 3 Nonnen-Klöster, und 5 Hospitäler. Das Jesuitercollegium ist die Schule für die studirende Jugend. Die Academie der Seecadetten, welche Philipp V. gegründet, und unter Ferdinand VI. eine bessere Einrichtung erhalten hat, ist eine vortrefliche Anstalt. Die Sternwarte gehöret dazu, wiewol sie abgesondert auf einem alten festen Thurme an der See errichtet ist. Für die Truppen hat die Stadt schöne Gebäude zu Quartieren aufführen lassen. Die Besatzung besteht in 3 Infanterieregimentern, und aus einem Artilleriecorps. Der Intendant des ganzen Seewesens von Spanien hat hier sei-

La Contratacion de las Indias ist ein Gericht, welches aus einem Präsidenten, vier Beysitzern und einem Schatzmeister bestehet. Vor dieß Gericht gehört alles, was Indien angeht, es mögen Rechtshändel oder Finanzsachen seyn. Die königlichen Erlaubnisse, Schiffe nach Indien zu laden, gehen durch dasselbe an die Kaufleute. Hievon wird an den Rath von Indien zu Madrit appelliret. Der Schatzmeister hat die Einnahme der königlichen Rechte von den nach Indien gehenden und zurückkommenden Schiffen, wie auch des Geldes, das aus America für den König kommt.

Der Zoll von den aus- und eingehenden Waaren, den americanischen Handel und Zoll ausgenommen, trägt dem König jährlich an 700000 Piaster ein. Hiezu ist eine besondere Zolldirection. Dieser Zoll wird dadurch so beträchtlich, weil alle Güter, welche nach Cadix kommen, und daselbst nur niedergelegt werden, um sie nach Indien zu versenden, ingleichen alle von Indien kommende und wieder von Cadix abgehende Waaren, denselben zu erlegen haben. Von den einkommenden sowol als ausgehenden Waaren und Gütern bezahlen alle Nationen, die Spanier nicht ausgenommen, einerley Rechte. Der einzige Vorzug, den die Spanier haben, bestehet darinn, daß sie von den Landesproducten, welche auf spanischen Schiffen ausgeführet werden, nur den halben Zoll geben. Dem ohngeachtet fahren nur wenige spanische Schiffe in Europa, und die Fremden holen ihnen ihre Landesproducte selbst ab. Dieser Handel in die Provinz mit ihren Producten und den fremden Gütern, welche darinn verbraucht werden, hat sich von Cadix fast ganz nach der

Stadt

Stadt Sevilla gewandt. Cadix versorget sich jezt nur selbst. Die Maltheser treiben zu Cadix und andern großen Städten Spaniens viel Gewerbe. Sie haben mehr Freyheit und Rechte als die spanischen Krämer, welche in kleinem verkaufen, und von den Maltheſern großen Abbruch leiden. Diese kommen selten von Maltha selbst; sie bedienen sich neutraler Schiffe nach dem Ocean; im mittelländischen Meere fahren sie auch mit ihren eigenen Schiffen an der Küste. Die Leute leben schlecht, verzehren wenig, trödeln ihre Waaren bey Kleinigkeiten aus, und nehmen große Summen baares Geld aus Spanien mit nach Hauße. Die Franzosen und Engländer treiben hier einen großen Handel mit Fischen und Fabrikwaaren. Die Holländer bringen Butter, Käse, und über 12000 Säcke Fizbohnen dahin, welche das Volk in der Fasten viel isset.

Die Leute zu Cadix sind von einem freyen Umgange, gesellig und gesittet. Die Fremden von allen Nationen sollen, wie man dafür hält, ein Drittel der Stadteinwohner ausmachen. Die zahlreichsten Nationen daselbst sind die Franzosen und Italiäner. Die Vorrechte der sich hier aufhaltenden Fremden sind nicht geringe. Sie sind der gemeinen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen, und können nur allein bey dem Gouverneur belanget werden. Sie können zu ihrem öconomischen Verbrauche Waaren kommen lassen.

Die Bay von Cadix besteht aus zwey aneinander hängenden Meerbusen. Der erste heißt Bahia de Cadix und der zweyte Bahia de Puntales. Die Oeffnung der ersten Bay von der Stadt bis an das auf dem festen Lande gegen über liegende Fort S.

Catharina hält 2000 Klaftern. Die Oeffnung der andern Bay beträgt von dem Fort Puntales bis an das gegen über liegende Fort Matagorda 500 Klaftern. In dieser Bay ist der Hafen der Kriegsschiffe; hier liegen auch alle Westindienfahrer, bevor sie nach Indien gehen, und müssen daselbst ihre Ladung einnehmen, und auch, wenn sie von Indien zurückkommen, hier einlegen. Dies geschicht, um sie besser bewachen zu können und dem Schleichhandel vorzubeugen. Den Schiffen fremder Nationen ist es nicht verstattet, in diese Bay einzulaufen.

Zu Caraca, 2 Meilen von Cadix, sind Schiffswerfte, ein Arsenal für das Seewesen, und ein Hospital eingerichtet. Eine Meile von Cacara bey der Brücke Suzo auf dem festen Lande ist eine königliche Seegeltuchfabrique, worinn etwa 100 Mann arbeiten.

Die Erdzunge von Cadix ist sandigt, überaus schmal, und an einigen Stellen so niedrig, daß die hohe See darüber zusammenschlägt. Bey dem Erdbeben 1755, oder vielmehr nach demselben, war die See mit einer solchen Gewalt herüber gefahren, daß sie ein großes Stück des gebahnten und gemauerten Weges ganz weggerissen hatte. Die Wellen schlagen beständig mit Heftigkeit an die Erdzunge und an die Spitze derselben, worauf Cadix liegt; und wenn man ihrer Gewalt freyen Lauf ließe, so würde dem Ansehen nach die Stadt mit der Zeit Gefahr laufen, weggerissen und den anstoßenden Klippen gleich zu werden. Unsere Reisende sahen einen Beweis ihrer Muthmaßung während ihres Aufenthalts in dieser Stadt, da die See die dicken, ihr entgegen gesetzten, Mauern an

fünf

fünf verschiedenen Stellen unterminiret, durch dieselbe die Erde ausgehölet, und große Risse gemacht hatte, welche man in vielen Jahren nicht wieder ausfüllen wird. Daraus ist leicht zu begreifen, wie die alte Stadt Cadix von dem Meere hat verschlungen werden können. Man glaubt, sie habe sich vom Fort S. Sebastian bis an das Fort S. Petri hin erstrecket, und bey niedriger See sieht man die Reste eines gepflasterten Weges von dem Forte an in der See.

Von Cadix nach Sevilla geht der Weg durch eine fette kornreiche Ebene, welche sich zu beyden Seiten des Guadalquivir ansehnlich ausbreitet, und sich 4 Meilen über Sevilla hinauf erstrecket, wo sich die Gebürge anheben.

Sevilla, 6 Meilen von Cadix, gleicht Madrit an Größe. Sie ist aber keine schöne Stadt; ihre Straßen sind enge, und ihre Häußer ohne Ansehen. Hievon muß man aber die öffentlichen Gebäude ausnehmen, die allerdings sehr sehenswerth sind. Ihr morastiger Boden, worauf sie liegt, und weswegen viele Häußer auf Pfählen ruhen, verursachet Fieber bey der unerträglichen Hitze des Sommers, sonderlich wenn es im Frühlinge viel regnet. Der durch sie fließende schiffbare Guadalquivir verschaffet ihr Nahrung und Handlung; schadet ihr aber auch durch seine Ueberschwemmungen, und setzet bisweilen einen Theil der Stadt unter Wasser. Der Hauptheil der Stadt steht am linken Ufer. Eine Schiffbrücke verbindet die Stadt mit der alten Vorstadt Triana, welche schon von den Mauren erbauet worden, und nicht klein ist. In derselben sind das Inquisitionsgebäude, das Carmeliterkloster, und außen vor Triana das Cartheuserkloster.

Der

Der andere und größte Theil der Stadt enthält mehr sehenswürdiges. Die Cathedralkirche steht auf dem Grunde einer Moschee, und ist ein gothisches hohes Gebäude. Die Capelle von S. Ferdinand hat viele Zierrathen. Dieser König, welcher im Jahr 1248 nach einer 18 monatlichen Belagerung Sevilla eroberte, liegt hier begraben, und man läßt an dem ihm gewidmeten Festtage seinen Körper sehen, welcher unverweset seyn soll. Die Kirche hat große Schätze, viele Reliquien, und einen schönen hohen starken massiven Thurm. Dicht dabey steht der alte weitläuftige erzbischöffliche Pallast.

Keine Stadt in Spanien hat mehr Klöster, als diese. Man zählt über 50 Mönchs- und 32 Nonnenklöster. An Hospitälern ist auch kein Mangel. Die hiesige Universität ist so schlecht, wie die granadische. Wenn die Ausländer nicht wissen, daß zu Sevilla eine Societät der Wissenschaften seit Ferdinands VI. Regierung sey, so verdienen sie Entschuldigung, da sie in Spanien selbst den meisten unbekannt ist. Die Pilotenschule, oder S. Elmo, ist ein prächtiges, weitläuftiges, und noch unvollendetes Gebäude, welches Philipp V. gründete, um geschickte Seeleute und Piloten zu ziehen. Es sind etwa an 10 Schüler darinne, welche in allem unterrichtet werden, was zum Seefahren und zur Schiffbauerey erfodert wird.

Die Tabaksfabrike gleicht einem königlichen Schlosse, und ihr wird keine in der Welt an der Seite gesetzet werden können. Der beste Tabak ist der Garanza-Tabak. Man nennet Garanza das, was nach der ersten Durchsiebung im Siebe zurückbleibt, und hernach besonders gemahlen wird.

Die

Die Farbe giebt man dem Tabak durch Zumischung einer Okererde, welche bey Almeria auf der Küste des Königreichs Granada gegraben wird. Außer dem Havana-Tabak, welcher der beste ist, braucht die Fabrik brasilischen, virginischen, und sogar holländischen und deutschen Tabak, weil sie der Leidenschaft der Käufer sonst nicht Gnüge leisten könnte. Der Tabak trägt dem König eben so viel ein, als Indien; denn es fließen davon, nach Abzug aller Unkosten, über 80 Millionen Reales in die königliche Casse.

Alcazar nennet man das alte maurische königliche Schloß, welches aber die Könige von Castilien, die es nach der Eroberung der Stadt bewohnten, in eine ganz veränderte Form gebracht haben.

Die Alameda ist ein Spatzirgang in der Stadt von drey Alleen. Am südlichen Ende stehen zwo Bildsäulen Herkuls auf hohen Säulen, und am andern Ende auf eben die Art zween Löwen. Sechs Springbrunnen sind auch da. Die Wasserleitung, welche die ganze Stadt mit gutem Wasser versorget, ist ein großes, kostbares, altes Werk von gebackenen Steinen. Das Wasser wird von Alcala 2 Meilen her geleitet.

Die Handlung zu Sevilla theilt sich in drey große Zweige, den Woll- Oel- und Fruchthandel. Der Wein dieser Gegend taugt nicht, und der Seidenbau ist nicht für dieses hitzige Clima. Die weiße Wolle geht nach Amsterdam, ein Theil auch nach Hamburg und Rouen in Frankreich. Hierunter ist die gewaschene Wolle zu verstehen. Man schätzet den Preiß der ausgeführten Wolle von Sevilla auf 1200000 Piaster. Die königlichen Zolleinkünfte

künfte davon machen eine Summe von 10 Millionen Reales aus. Die Oelausfuhr geht nach Holland und Deutschland. Die Früchte, als Citronen, Orangen, und Apfelsinen holen die Engländer am stärksten ab. Der Saffran ist auch ein beträchtlicher Zweig der sevillischen Handlung. Die Ausländer haben hier mit den Producten ihrer Länder einen großen Absatz.

Unsere Reisende haben sich auch von Cadix nach Gibraltar begeben. Der Berg, an dessen Fuße leztere Stadt liegt, ist ein besonderes Phänomen der Natur. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn man ihn so einsam aus dem Meere hervorragen sieht. In seiner größten Länge von Norden nach Süden, oder von dem Landthor an bis an die Spitze von Europa (Punta de Europa) hält er drey englische oder eine spanische Meile. Seine größte Höhe, nämlich des nach Spanien zugekehrten Gipfels, beträgt 1400 geometrische Fuß. Nach der Stadt und der Spitze von Europa zu ist er abhängig, so, daß man an verschiedenen Stellen hinauf klettern kann; an der nord- und östlichen Seite aber ist er fast bleyrecht abgeschnitten, und ganz unersteiglich. Er besteht mehrentheils aus Kalkstein.

Bey der Spitze von Europa ist eine maurische große Cisterne. Von hier steigt man nach der natürlichen Höle S. Michael, oder wie sie die Engländer jezt nennen, S. Georg. Sie bildet ein groses Gewölbe, worinne Säulen und allerhand Figuren durch Hülfe der Einbildung sich den Augen darstellen. Das Wasser tropfelt von allen Seiten.

Man glaubt, in eine andere Welt zu kommen, wenn man aus Spanien in Gibraltar tritt; so groß und merklich ist der Unterscheid. Die Stadt

hat

hat nur eine Hauptstraße, welche von einem Thor zum andern eine englische Meile lang ist. Außerdem aber hat sie viele Nebenstraßen. Die Straßen sind sauber und gut gepflastert; die Häußer niedrig, von zwey Stockwerken, und ohne Balcons. Von alten spanischen Einwohnern sind nur noch wenige. Die meisten Einwohner sind Juden. Nächst denselben sind die Genueser die zahlreichsten. Der englischen Häußer sind in Vergleichung nicht viele. Die Anzahl aller Einwohner, die Besatzung mitgerechnet, besteht in 10000 Seelen. In Friedenszeiten liegen 3000, zu Kriegszeiten aber 8000 Mann darinn. Die Festungswerke von Gibraltar sind ungemein weitläuftig, und haben ihres gleichen nicht. Der Hafen ist auch mit zwey Dämmen sehr befestiget.

Die Polhöhe oder nördliche Breite zu Gibraltar ist 36 Gr. 3. M. Die Hitze im Julius, August und September ist groß. Den Engländern wurde dieser wichtige Platz im Utrechter Frieden 1713 feyerlich abgetreten. Die Epoche der Eroberung und Besitzung Gibraltars ist zugleich die Epoche der Höhe der englischen Seemacht. Eben diese Festung giebt dieser Nation das Uebergewicht über die spanische und französische Seemacht, indem sie solche theilet, und die Engländer in den Stand sezt, ihre Vereinigungen zu verhindern. Ein einziges Schiff kann bey Nacht und Nebel durch die Straße wischen, und der Wachsamkeit der Engländer entgehen, eine ganze Flotte aber unmöglich.

Anmerkungen über den westindischen Handel der Spanier,

übersezt aus dem ersten Bande der in englischer Sprache herausgegebenen neuen Sammlungen von Reisen.

Es ist in dem spanischen Staatsrathe von jeher die Haupt-Maxime gewesen, den Handel in Westindien nicht allein der spanischen Nation, sondern der spanischen Krone, auf alle nur mögliche Weise zu erhalten. Diesem Grundsatze zu Folge wird mit aller Genauigkeit darauf gehalten, daß sich die Fremden nicht in ihren americanischen Besitzungen einfinden dürfen. Es sind zwar einige Exempel vorhanden, daß einige Fremde in die spanischen Etablissements gekommen sind, ja sich darinne wohnhaft niedergelassen haben; allein diese Exempel sind doch sehr rar. Es ist wahr, daß sich die Spanier in den leztern Jahren genöthiget sahen, einigermaßen von ihrem Grundsatze abzugehen, besonders während dem langen Succeßionsstreite, wo sie nicht umhin konnten, den Schutz der französischen Flotten anzunehmen. Sobald aber Philipp V von den Seemächten als König von Spanien war erkannt worden, kehrten sie auch sofort zu ihren alten Maasregeln zurück, und schickten Befehle nach Westindien, daß die Franzosen, die sich daselbst niedergelassen hatten, nach Europa zurückkehren, und auf das künftige alles Commercium mit ihnen aufheben mußten, welches auch endlich in den südlichen Meeren genau ist beobachtet worden.

Die Art und Weise, wie dieser Handel überhaupt geführet wird, ist bekannt genug; aber wenige wissen die besondern Umstände desselben. Um also von dieser Sache eine so deutliche Nachricht zu geben, als möglich ist, müssen wir von den Galleonen, der Flota, Flotilla, den Registerschiffen, und Guardacostas reden. Wenn dieses geschehen ist, wird der Leser das Geheimniß der spanischen Politik in diesem Stück hinlänglich einsehen.

Eine Galleone ist, eigentlich zu reden, ein großes Kriegesschiff mit drey oder vier Verdecken, von einer Bauart, die jezt ganz außer der Mode, in Spanien aber noch darum gebräuchlich ist, weil es den Kaufmannsgütern einen großen Platz verschaffet. Denn die königlichen Kauffardeyschiffe sind gemeiniglich so stark beladen, daß sie ganz außer Stande sind, sich selbst zu vertheidigen. Diese Flotte, welche wir Galleonen nennen, bestehet aus acht solchen Kriegsschiffen. Darunter sind drey sehr große, jede von 50 Canonen, und eine Avis-Fregatte von 40 Canonen. Die Kauffardeyschiffe, welche mit dieser Flotte seegeln, und ihre Privilegien sehr theuer bezahlen, sind zwölf bis sechszehn an der Zahl, und haben gemeiniglich den dritten Theil mehr Last, als in ihren Zetteln angegeben ist. Diese Schiffe sind dazu bestimmt, allen Kriegsvorrath und Kaufmannsgüter nach Peru zu bringen; und hierinne liegt der Unterscheid zwischen dieser Flotte und der Flota, welche lezte nach Mexico bestimmt ist. In Friedenszeiten gehen diese Galleonen ordentlicher Weise alle Jahre, aber zu keiner gesezten Zeit, sondern wie es dem König beliebet, oder den Kauf-

leuten bequem fällt. Sie seegeln von Cadix gerade nach die canarischen Inseln, wo, wenn sie die Flota begleitet, wie solches zuweilen geschiehet, sie zusammen in dem Hafen von Gomera Anker werfen. Von da gehen sie nach die Antillischen Inseln; und wenn sie so weit herauf gekommen sind, so gehet die Flota ab, und die Galleonen seegeln auf Carthagena. Sobald sie vor dem Capo de la Vela vorbey sind, und vor der Mündung des Rio de la Hacha erscheinen, wird die Nachricht davon an alle Orte geschicket, um zu ihrem Empfang alles in Bereitschaft zu halten. In dem Hafen von Carthagena bleiben sie einen Monat lang, und setzen da alle die Güter an das Land, die nach Terra firma bestimmt sind. Dann seegeln sie nach Porto Bello, wo si aden Markt mit halten, der fünf bis sechs Wochen währet. Hier setzen sie die nach Peru bestimmten Waaren ab, nehmen die peruvianischen Schätze und Reichthümer am Bord, und seegeln wieder zurück nach Carthagena, wo sie bis zu ihrer Zurückkehr nach Spanien verbleiben, welche gemeiniglich nach Verlauf von zwey Jahren geschiehet. Wenn sie zur Rückkehr Ordre bekommen, so gehen sie erst auf Havanna, wo sie sich mit der Flota und andern nach Europa zurückgehenden Schiffen vereinigen, und zusammen ihre Reise nach Cadix antreten.

Die Flota bestehet, wie die Galleonen, aus einer gewissen Anzahl Kriegs- und Kauffardeyschiffen. Der erstern sind selten mehr als drey; der leztern aber sind ohngefähr sechszehn, und ihre Last ist zwischen fünf hundert und tausend Tonnen. Diese Flotte gehet gegen den Augustmonat

monat unter Seegel, damit sie unter Begünstigung der Novemberwinde desto leichter ihre Reise nach Vera Cruz fortsetzen können. Unterweges nehmen sie in Puerto Rico frisches Wasser und Provision ein, seegeln darauf vor Hispaniola, Jamaica, und Cuba vorbey, und laufen, nachdem es die Jahreszeit und die Natur der Winde zulässet, entweder bey der Küste von Jucatan, oder höher herauf durch den Golfo nach Vera Cruz, welches am Grunde desselben lieget. Da die Flota dazu bestimmt ist, nicht allein Mexico, sondern auch die Philippinischen Inseln mit europäischen Waaren zu versorgen; so ist sie verbunden, eine lange Zeit da zu bleiben, ja wol gar, wenn es nöthig ist, in diesem Hafen zu überwintern. Die Cargo, womit sie zurückkehren, ist nicht so reich als die der Galleonen; aber einige Schriftsteller versichern, daß sie jährlich am Werthe zunehme, welches dem Fortgange der Etablissements im Königreich Neu-Mexico zugeschrieben ist.

Die Flota verläßt Vera Cruz gemeiniglich im May. Zuweilen aber wird sie auch bis zum August daselbst aufgehalten. Alsdann seegeln die Schiffe, welche sie ausmachen, nach Havanna. Sobald sie daselbst glücklich angekommen sind, werden einige leichte Schiffe nach Europa geschickt, welche, außer dem Gelde und einigen Kaufmannsgütern, auch eine genaue Liste von der Ladung der Galleonen und der Flota dahin bringen. Diese Schiffe werden von den Spaniern die Flotilla, das ist, die kleine Flotte genennet. Die Hauptursache, warum man solche nach Spanien schicket, ist, dem Hofe zu Madrit

Gelegenheit zu geben, diejenige Convoy, welche die große Flotte escortiren soll, zu ernennen, und die Abgaben zu reguliren, welche die Kaufleute nach der Proportion des Antheils, den sie an den Galleonen und der Flota haben, entrichten müssen. Fragt der Leser dennoch, warum die große Flotte solange in Havanna bleiben muß? so dient ihm zur Antwort, daß sie dort auf guten Wind, und auf das Registerschiff, welches sie nach Hauße convoyret, warten muß.

Das Registerschiff wird darum so genennet, weil es mit allen in Spanien embarkirten Effecten in den Büchern einregistriret ist, welche zu dem Ende in der sevillischen Kammer geführet werden. Diese allgemeine Beschreibung mögte den meisten unserer Leser nicht hinlänglich seyn; wir wollen daher etwas umständlicher davon reden. Eine Gesellschaft von Kaufleuten, welche gute Gründe hat, zu glauben, daß man die europäischen Waaren in einigen besondern Hafen Westindiens sehr nöthig habe, kommt mit einer Bittschrift, worinne diese Gründe erörtert werden, bey dem Conseil der indianischen Affairen ein, und bittet um ein Privilegium, ein Schiff mit drey hundert Tonnen Last, oder darunter, nach denenjenigen Hafen, die sie nennen, schicken zu dürfen. Wenn sie dieses Privilegium erhalten, müssen sie der Krone eine gewisse Summe bezahlen, und überdem große Presente an die königliche Bedienten, vom kleinsten bis zum größten, machen. Damit inzwischen kein Verdacht eines Betrugs entstehen könne, registriren sie ihr Schiff und ihre Cargo, welche mit der ihnen zugestandenen Last übereinstimmend seyn muß. Und doch

kann

kann durch alle Behutsamkeit der Zollhäußer nicht verhindert werden, daß dieses Schiff, welches nur drey hundert Tonnen Last haben soll, nicht allein sechs hundert Tonnen Güter fähret, sondern noch überdem Passagiere mitnimmt. Von dem Register werden Copien an den Gouverneur und die königlichen Bedienten desjenigen Hafens geschicket, wohin das Registerschiff abgehet. Nun sind sie so emsig und so ehrlich, daß sie, wenn das Schiff in den Hafen einläuft, alles genau visitiren, und doch selten oder niemals einigen Unterschleif entdecken, sondern gegentheils dem Schiffe, das mit sechs oder sieben hundert Tonnen Last nach Europa zurückgehet, ein von allen königlichen Bedienten ausgefertigtes authentisches Certificat mitgeben, daß es nicht volle dreyhundert Tonnen führe. Zugleich ist eine Bittschrift um ein neues Privilegium zu eben solcher Ladung beygefüget. Mit diesen Registerschiffen wird zuweilen ein Gewinnst von zwey bis drey hundert pro Cent gemacht, welcher die Eigenthümer sehr gut in den Stand sezt, freygebig genug zu bezahlen, um den König zu betrügen, nachdem sie vorher seinen eigenen Unterthanen das Geld abgenommen haben.

Diese Registerschiffe gehen nach Buenos Ayres, S. Martha, Porto Cavallo, und andern Plätzen, wohin die Galleonen oder Flota niemals kommen. Auf der Rückkehr aber vereinigen sie sich mit denselben; so wie sie auch zuweilen mit ihnen auslaufen, und sie auf einer gewissen Breite verlassen. Die spanischen Grandes interessiren sich oft selbst, solche Privilegien zu schaffen, und einige Leute sagen ganz laut, daß

sie ihren Vortheil dabey haben. Da der aus dieser Handlung entstehende Profit diejenigen, die diesen Handel führen, in kurzer Zeit außerordentlich reich machet; so haben die Engelländer und Holländer in Westindien, welches anschlägige Leute sind, jederzeit ein starkes Verlangen bezeiget, von diesem Handel Theil zu nehmen, ohne die Umstände eines Privilegiums. Es ist ihnen auch seit vielen Jahren, theils durch Nachsicht der spanischen Gouverneurs, und theils mit Gewalt, gelungen. Zulezt aber griff dieses Uebel so sehr um sich, daß der spanische Hof sich entschloß, demselben ein Ende zu machen. Es schickte daher neue Gouverneurs nach America mit gemessenen Befehlen, diesem Uebel Einhalt zu thun.

Diese Maasregeln gaben den Guardacostas, oder Küstenbewahrern die Entstehung, welche seit der Zeit so viel Lermen in der Welt gemacht haben, und wovon wir jezt etwas näher reden müssen. Man kann nicht leugnen, daß man im Anfange zu ihrer Ausrüstung gute Gründe gehabt habe, weil einigermaßen die Engländer, noch offenbarer aber die Holländer, anfiengen, einen unerlaubten Handel mit Gewalt zu treiben. Die holländischen Schiffe hatten von 20 bis zu 36 Canonen, und deswegen konnte ihnen der Gouverneur von Carthagena nicht verhindern, an seiner Küste zu handeln. Als aber die Küstenbewahrer ausgerüstet waren, so machten diese dem Uebel auf einige Zeit ein Ende. Sie bohrten eines von diesen unrechtmäßigen Kauffardeyschiffen in den Grund, und nahmen zwey weg, deren

Car-

Cargos an hundert tausend Pfund betrug. Ja als sie sechszehn spanische Kaufleute am Bord derselben fanden, welche auf ein gegebenes Signal dahin kamen, um sich im Handel einzulassen, wurden sie alle ohne Gnade gehänget. So weit war alles recht; denn diese Schleichhändler schadeten ohnstreitig durch ihren unerlaubten Handel nicht allein dem Könige von Spanien, sondern auch den rechtmäßigen Handelsleuten ihrer eigenen Nation. Es währete aber nicht lange, so änderten die Capitains dieser Guardacostas ihre Aufführung, und griffen, statt Contrebandiers zu nehmen, das englische Commercium an, und nahmen anfänglich unter allerley unnützem Vorwande, hernach aber unter gar keinem Vorwande, alles ohne Unterscheid weg, dessen sie sich bemeistern konnten. Jedoch wir wenden uns nun von diesen räuberischen Guardacostas weg, und wollen von dem Verfalle ihrer Handlung reden. Der spanische Monarch ist in der That bey dem Besitz der reichesten Länder der ärmste, aber auch zugleich stolzeste Fürst in der ganzen Christenheit. Dieses Paradoxum ist nicht schwer zu erklären.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß man Spanien mit einem Siebe vergleichet, welches niemals voll bleibet, wenn man es auch noch sehr anfüllet. So gemein diese Vergleichung ist, so wahr ist sie. Die Art aber, wie den Spaniern ihr unermäßlicher Reichthum, oder doch der größte Theil desselben, entzogen, und den andern zugeführet wird, und in welchem Maaße solches geschehe, weiß man nicht recht, auch nicht allgemein. Folgendes aber wird einiges Licht geben.

Wenn die Regierung nach Entdeckung der neuen Welt, wie sie die Spanier mit Recht nennen, den Handel und die Manufacturen zum Augenmerk gehabt hätte; so ist höchstwahrscheinlich, daß der catholische König den ersten und wichtigsten Einfluß in alle europäische Affairen gehabt haben würde. Denn wenn alle spanische Unterthanen ohne Ausnahme in diesen entfernten Reichen Handel getrieben hätten; so würde daraus eine Seemacht entstanden seyn, welcher keine andere Nation sich hätte gleich stellen können. Oder, wenn der Handel so, wie jezt, hätte eingeschränkt seyn müssen; so würden doch, wenn solche Manufacturen eingerichtet wären, die den westindischen Handel allein, mit Ausschliessung aller Fremden, getrieben hätten, alle unermäßliche Geldsummen in Spanien geblieben seyn, und den Monarchen in den Stand gesetzet haben, allen seinen Nachbarn Gesetze zu geben. Allein da man diese Maximen, wodurch wenigstens eine feste und sehr weite, wo nicht gar eine allgemeine, Herrschaft wäre gegründet worden, aus den Augen gesetzet hat; so haben sich die Könige genöthiget gesehen, zu der feinen Politik ihre Zuflucht zu nehmen, welche Politik jedoch nur theoretisch vortreflich, in der Ausübung aber nicht sehr erwünscht gewesen ist. Sie mußten ihr Commercium durch Zwang, und ihre Macht durch das Schwerd aufrechts erhalten. Die Erfahrung hat aber gewiesen, daß das erste ganz unmöglich sey; und das lezte war vielleicht der einzige Weg, den Endzweck zu verfehlen, den sie damit erreichen wollten.

Den-

Dennoch waren die Fürsten, welche diese Schritte thaten, nicht hitzig oder übereilt, oder wollüstig oder verschwenderisch; sondern sie wurden von der ganzen Welt für die weisesten Monarchen ihrer Zeiten gehalten, und konnten auch in mancher Absicht billig dafür gehalten werden. Sie irreten, nicht aus Mangel der Fähigkeit oder rechten Application, wie man solches ihren Nachfolgern Schuld geben kann; sondern sie irreten, weil sie die Sachen nicht aus dem rechten Gesichtspunkte betrachteten, und ihre Augen blos an das schimmernde Meteor einer allgemeinen Oberherrschaft hefteten. Diese Fürsten mögen nun so weise und so einsichtsvoll gewesen seyn, als sie immer wollen; so haben sie doch in ihren Entwürfen wegen Westindien über das Ziel weggeschossen. Anstatt daß sie es als ein Eigenthumsstück hätten betrachten sollen, sahen sie es als ein Pachtstück an, von welchem sie sogleich einen so großen Nutzen ziehen müßten, als sie nur könnten.

Diejenigen, welche nur einigermaßen in der europäischen Geschichte bewandert sind, wissen, daß Spanien viele Jahre lang Kriege in Flandern, Deutschland, Italien, und zuweilen in Irrland, unterhalten hat, welche unsäglich viel Geld und Volk weggerissen haben; und sie waren doch seit Carls V Tode nicht im Stande, weder Geld noch Volk hinlänglich herbey zu schaffen. Da die Noth die meisten Familien zwang, Kriegsdienste zu nehmen; so verfielen sie darauf, ein neues Glück in Westindien zu suchen. Schaarenweise begaben sie sich dahin, nicht um das Land zu cultiviren, oder einen Handel zu errich-

ken, sondern diejenigen zu plündern, die vor ihnen da waren. Andere große Familien leisteten den Maasregeln der Krone hülfreiche Hand, in Hoffnung, in den neueroberten Ländern Vicekönige oder sonst große Staatsbedienten zu werden. Wenn nun gleich ihre Familien ihr Glück dabey gemacht haben, welches doch noch sehr in Zweifel gezogen wird; so ist inzwischen gewiß, daß sie dadurch mehr und mehr zum Ruin der spanischen Nation beygetragen haben. Denn obgleich der catholische König einmal Neapel, Sardinien, Sicilien, Meyland, andere Länder Italiens, nebst den Niederlanden, und andere Provinzen, besessen hat, die er nun verloren hat; so ist ihm doch selbst alles zum Schaden gewesen, weil man das Commercium nicht achtete, und keine Oeconomie kannte. Man hat zu Ende des lezten Jahrhunderts deutlich genug gesehen, daß die Spanier bey aller ihrer gepralten Emsigkeit und Standhaftigkeit sich durch ihre große Macht ruiniret, und sich selbst, dadurch daß sie ihre unermäßlichen Reichthümer unrecht brauchten, zu Bettlern gemacht haben. Mit großen Titeln und weitläuftigen Staaten wurden sie verächtlich schwach; und man sahe kaum eine andere als Kupfermünze in einem Lande, das jährlich über zwanzig Millionen aus seinen Plantationen ziehet.

Wir müssen noch einer andern Sache gedenken, die gewiß außerordentlich genug ist. Diese unrechte Maxime der spanischen Politik hatte eine wunderbare Würkung; sie machte alle Feinde dieser Nation reich, und ihre Freunde arm. Jeder-

dermann weiß, daß die vereinigten Provinzen sich durch den langen Krieg mit Spanien sich nicht allein frey und unabhängig, sondern auch reich und mächtig gemacht haben. Die englische Seemacht hat derselben Ursache ihren Ursprung zu danken. Hätte Philipp II. nicht die Königin Elisabeth beunruhiget, so würde die englische Flotte am Ende ihrer Regierung eben so unbeträchtlich geblieben seyn, als sie es im Anfange derselben war, da die Engländer, selbst in den engsten Meeren, beständig von Seeräubern geängstiget wurden. Der Engländer auswärtige Plantationen entstanden durch ihre Expeditionen gegen die Spanier, und ihre innländische Manufacturen waren eine Würkung der Flucht der protestantischen Unterthanen des Königs von Spanien.

Durch eine so lange Reihe übler Einrichtungen haben die Spanier ihre Sachen so sehr verschlimmert, daß sie von ihren weitläuftigen americanischen Besitzungen weder großen Vortheil haben, noch haben können. Man sagt gemeiniglich, daß sie die Verwalter für den übrigen Theil von Europa sind. Ihre Galleonen bringen nach Spanien Silber; aber weder Weißheit noch Macht kann es dort behalten; es geht geschwinder wieder heraus als es hinein gekommen ist, so sehr, daß der kleine Canton Bern würklich reicher ist und mehr Credit hat, als der König von Spanien trotz aller seiner indianischen Besitzungen. Dieses scheinet dem ersten Anblicke nach seltsam und unglaublich zu seyn; aber wenn wir es nur recht untersuchen, so ist es ganz begreiflich.

greiflich. Das Silber und die Kostbarkeiten Indiens werden gegen die Güter und Manufacturwaaren, die man dahin bringet, vertauschet; die wenigsten von diesen Waaren aber gehören den spanischen Unterthanen; denn die spanischen Kaufleute sind gleichsam nur Factoren, und der größte Theil der westindischen Kostbarkeiten gehört denen, für welche sie negotiiren. Die Krone hat weiter keine Vortheile davon als die Zolleinkünfte.

Die Aufrichtigkeit der spanischen Kaufleute ist ihrem Lande sehr verderblich; denn da sie ihre Gewährleistung niemals verrathen, so ziehen die Fremden, die ihr westindisches Commercium unter ihrem Namen decken, den gänzlichen Vortheil des hohen Preises, wofür sie ihre Waaren verkaufen. Alles also, was in Spanien bleibt, ist das Silber und Gold, das für Rechnung des Königs gebracht wird; und der Profit von den Waaren, die würklich den spanischen Kaufleuten zugehören, und von den Commißionen, welche die spanischen Factoren übernehmen. Alles andere gehet sogleich aus dem Lande.

Ein großer Theil der spanischen Truppen, und wenigstens die Hälfte ihrer Officiere, sind Ausländer, die ihre Effecten wegschicken, wenn sie so glücklich sind, welche zu haben. Der größte Theil der Künstler, Kleinkrämer, und Ladenkaufleute sind Franzosen oder Italiäner, welche, wenn sie alt werden, in ihr Vaterland zurückkehren, oder ihr Vermögen an ihre dortlebende Verwandten schicken. Ja die Arbeitsleute,

Wein-

Weinleser und Schnitter, kommen jährlich zu tausenden aus den an Spanien grenzenden französischen Provinzen; und wenn sie ihre Arbeit verrichtet, und ihren Lohn empfangen haben, gehen sie das folgende Jahr wieder nach Hauße. Wenn die Galleonen aufgehalten werden, und dem zu folge die Ankunft der americanischen Güter in einem oder mehrern Jahren nicht geschiehet; so kann man leicht begreifen, welche Unruhe und Sorge das verursachen muß, und welche Uebel nothwendig daraus entstehen müssen. Denn wenn diese americanischen Güter zu Kriegszeiten ausfallen, so hat man bey den vermehrten Ausgaben keine Fonds, und diejenigen, welche die Staatsaffairen zu besorgen haben, sind alsdann übel daran.

Die Methoden, welche der catholische König ergriff, um das westindische Commercium den Unterthanen von Altspanien zu versichern, sind die große Quelle der geringen Achtung, die man für ihn in Indien hat, und der großen Schwäche seiner einheimischen Regierung. Die Einwohner des spanischen America betrachten Gold und Silber als Dinge, die sie haben, und welche sie gern mit andern ihnen fehlenden Bedürfnissen vertauschen mögten. Es kommt daher diesem Volke sehr hart vor, daß man nicht Sorge trägt, sie aus Spanien mit den andern Nothwendigkeiten zu versehen, und daß man ihnen dennoch nicht erlaubet, sich diese Nothwendigkeiten auf andere Weise selbst zu verschaffen. Die eingebornen Spanier, die das indianische Regiment allein in ihren Händen haben, sehen dergleichen

gleichen Klagen mit demjenigen dieser Nation eigenen Stolz an, der sie allgemein gehäßig und unerträglich machet. Herr Johann Narborough versichert uns, daß die Soldaten der Garnison zu Baldivia silberne, und die Officiere goldene Degengefäße hätten; und doch sey unter der ganzen Besatzung kein einziger mit einem ganzen Rocke oder einem paar ganzen Schuhen.

Wenn ein Volk in einer solchen Lage ist, so darf man sich nicht wundern, daß es sich bemühet, einen Schleichhandel zu treiben, so wie man auf der andern Seite es seinen Nachbarn, die unter bessern Regierungen leben, die alles das wohlfeiler haben können, was den Spaniern fehlet, und doch Gold und Silber, das diese überflüßig haben, nothwendig brauchen, nicht verdenken kann, wenn sie sich zu einem solchen Schleichhandel bereit finden lassen. Zuweilen haben sogar die Gouverneurs einen Wink dazu gegeben, nicht blos aus Geitz, um an dem aus diesem Handel entspringenden Profit Theil zu nehmen, sondern weil sie die Nothwendigkeit einsahen, von so schlecht abgefaßten Gesetzen abzugehen. Und in Wahrheit, diejenige Rechtsregel, welche die Spanischen Plantationen mit Spanien verbindet, erfodert auch, daß die spanische Regierung eine wechselsweise Rücksicht auf diese Plantationen habe; und Vernachläßigung einer Sache zieht die Erlaubniß einer andern nach sich. Aus diesem Grundsatze geschahe es, daß die Gouverneurs es erlaubten, oder wenigstens darum wußten, daß die Engelländer zu Jamaica den Spaniern zu Porto Bello lange vor

dem

dem Utrechter Frieden und dem Aßiento Contract Sclaven abließen. Die Einwohner von Peru können niemals ohne Sclaven seyn. Und doch konnte die Regierung von Altspanien sie nicht damit versorgen, sondern mußte bald den Genuesern, bald den Franzosen erlauben, einen Sclavenhandel dahin zu treiben. Da diese es nicht hinlänglich thaten, so wurde der Schaden durch gedachten Handel mit den Engländern ersetzet, die aber kein eigenes Privilegium darüber hatten, sondern sich nur der Nachsicht der Gouverneurs, welche in dieser nothwendigen Sache eigentlich kein großes Verbrechen war, versprechen konnten.

Die Lage der Insel Jamaica nebst der Bequemlichkeit, Schaluppen daselbst zu bauen und zu beladen, zog die Einwohner in diesem und in andern Zweige der Handlung. Diejenigen, die sich in diesen entfernten Weltgegenden niederlassen, thun es gemeiniglich aus Gewinnsucht, und ihr Hauptaugenmerk gehet also darauf, womit das meiste zu gewinnen ist. Daher hatten sie seit langer Zeit und auf verschiedene Art, die wir hier nicht auseinander setzen wollen, den Spaniern zu Carthagena, Porto Bello, Rio de la Hacha, und in andern Orten, alle Arten von europäischen Gütern zugeführet. Sie achteten nicht die große Gefahr, welcher sie und ihre Kundleute mit Leib und Leben sich aussetzeten. Sie führten auch einen Handel mit den Indianern von Darien, mit großem Profit, aber eben so vieler Gefahr; denn die Spanier waren gewohnt, mit den Engländern oder Indianern, die

in ihre Hände fielen, keine Barmherzigkeit zu haben.

Inzwischen scheint es doch dem engländischen Interesse gemäßer zu seyn, diesem Conterbandehandel ein Ende zu machen, wenn sie sich dadurch würklich der Freundschaft Spaniens, und einer gleichmäßigen guten Aufführung in Betracht des Handels von Cadix und der Südseegesellschaft, versprechen könnten. Einen gewissen Theil der englischen Güter und Manufacturwaaren brauchen die Einwohner des spanischen America nothwendig, sie mögen solche nun durch diesen oder jenen Weg bekommen. Nun ist es für die Engländer gewiß vortheilhafter, daß sie solche auf einem öffentlichen Markt, als durch einen Schleichweg, bekommen. Jedoch sind die Engländer in diesem Stück nicht besser, als die Holländer, welche einen eben so blühenden Markthandel mit Spanien haben, und doch die ärgsten Schleichhändler sind. Von diesem Schleichhandel, der ihnen so vielen Profit bringt, wollen wir jezt etwas reden.

Die Holländer delogirten die Spanier im Jahr 1632 aus drey kleinen Inseln an der Küste Venezuela, nämlich Curacao, Bonnaire, und Aruba. Alle drey zusammen sind in Absicht ihrer Ausdehnung und Producte von weniger Bedeutung, und doch ziehen die Holländer einen unsäglichen Profit daraus. Curacao ist nicht über sieben Meilen weit von der spanischen Küste, und diese Insel war ihnen also zu einem Schleichhandel sehr gut gelegen. Er nahm seinen Anfang

fang mit dem Verkauf der Sclaven, welche die Holländer aus ihren zahlreichen Etablissements der Küste Guinea dahin brachten. Vormals kauften die Spanier solche öffentlich, und transportirten sie in ihren eigenen Schiffen zu funfzehnhundert auf einmal. Seitdem aber die Engländer von Jamaica sich auch in diesen Handel eingelassen haben, ist er beträchtlich gesunken; obgleich die Holländer die benachbarten Provinzen noch mit Negern versehen.

Die Handelsleute in Curacao und ihre Correspondenten in Holland hatten zu viel Einsicht, und verstanden sich auf die Geschäfte zu gut, als daß sie sich die Abnahme ihres Sclavenhandels hätten von den andern Vortheilen dieser Insel berauben lassen. Um den Schaden zu ersetzen, den sie durch den englischen Sclavenhandel litten, baueten sie große Magazine, und fülleten solche mit allen Arten von Europäischen Gütern an. Das brachte ihnen folgenden Nutzen: Erstlich erhielt es ihnen den Ueberbleibsel ihres Sclavenhandels; denn da die Spanier wußten, daß solchen die Gouverneurs nachsahen; so gaben sie vor, daß sie auf den Sclavenkauf ausgiengen, eigentlich aber kauften sie andere Sachen. Und zweitens lockte es die Spanier, die nun alles wagten, da sie die europäischen Waaren, deren sie bedurften, sehr wohlfeil, und zu jeder beliebigen Zeit haben konnten. Es ist unglaublich, welche große Summen jährlich auf diese Weise verhandelt werden. Ueberdem versagten die Einwohner Curacao, um ein gutes Vernehmen mit ihren Nachbarn zu unterhalten, und sich ihre Zu-

neigung bestmöglichst zu erwerben, allen Seekapern den Eingang in ihre Häfen, und kauften auch nichts von ihrem Raube, der zu gleicher Zeit öffentlich in Jamaica verkauft wurde, wo die Seekaper gemeiniglich ihr Geld verzehren. Inzwischen hinderte diese Selbstverleugnung die Einwohner von Curacao nicht, die Seekaper zu bewegen, nach S. Thomas zu fahren, wo sie sofort Schalupen mit Geld hinschickten, und alles an sich nahmen, was die Seeräuber zu verkaufen hatten; wobey sie nur die Behutsamkeit brauchten, alle diese Effecten so geschwind als möglich nach Europa zu schaffen, damit die Spanier nichts davon erführen.

In der folgenden Zeit wählten einige Kaufleute noch einen andern Weg, diese Art des Commerciums mit Schiffen zu treiben, die unmittelbar aus Europa nach den spanischen Küsten giengen. Diese Schiffe waren so bewaffnet, daß diejenigen, die sich an deren Bord befanden, alle Maasregeln, welche die Gouverneurs nur immer nahmen, verachteten; und da ihre Cargos unmittelbar von ihren ursprünglichen Eigenthümern an die Spanier kamen, so konnten sie beträchtlich wohlfeiler gelassen werden, als die, welche erst an Factoren in America aßigniret werden. Die Handelsleute wurden durch ein Signal von den Schiffen oder von dem Ufer herbey gerufen. Ein langes wohlbewaffnetes Boot nahm die Kaufleute mit ihrem Gelde am Bord, und schickte sie auch so mit ihren Gütern wieder zurück. Diese würden sich nun lieber ersäufen als gefangen nehmen lassen. Eine so außerordentliche Herzhaftigkeit hat seine guten

Grün-

Gründe, die wir jezt anführen wollen, weil deren Berührung eben so nützlich als angenehm ist.

Zu der Zeit, wenn eines von diesen Schiffen ausgerüstet wird, giebt man allen Bootsknechten Nachricht, daß sie Engagement finden können. Da melden sich dann gemeiniglich zweymal mehr als man nöthig hat. Wenn nun die Eigenthümer ihre gesezte Zahl von Bootsknechten haben, so wird nicht allein jedem Manne eine Cargo für einen gewissen Werth überlassen, sondern auch auf Credit gegeben. Auf diese Weise wird jeder am Bord befindliche Privatperson ein Eigenthümer, und fechtet, wenn das Schiff angegriffen wird, vor sein Eigenthum. Aus dieser Ursach wird er lieber den Tod wählen, als sich etwas nehmen lassen; und deswegen suchen auch die Guardacostas dergleichen Schiffe nicht gern auf, sondern suchen lieber die Markthändler, die wenig Mannschaft bey sich haben, und also schwächer sind, zu erbeuten.

Die kleine Insel S. Thomas, welche in der Nordsee ohngefähr vierzehn englische Meilen von Porto Rico, ist die einzige Besitzung, welche die Dänen in Westindien haben. Sie würde nicht viel werth seyn, wenn sie nicht auch zu einem Schleichhandel mit den benachbarten spanischen Inseln dienete. Die Dänen bringen nämlich aus ihren africanischen Colonien eine beträchtliche Anzahl Sclaven dahin, die sie nach Porto Rico und S. Domingo verkaufen. Unter dem Vorwande dieses Sclavenhandels aber setzen sie auch viele europäische Waaren ab. Man kann aus fol-

gendem Umstande urtheilen, wie mühsam dieſ Spanier ſich die Nothwendigkeiten, oder doch wenigſtens die Bequemlichkeiten des Lebens, anſchaffen müſſen. Sie ſind genöthiget, an einem Orte einzukaufen, der ein Freyhafen für alle Räuber und Seekaper von allen Nationen iſt, die da öffentlich und im Angeſichte der Spanier das verkaufen, was ſie ihnen auf die niederträchtigſte und grauſameſte Art abgenommen haben; und doch ſind die Spanier ſo zahm dabey, daß ſie ſolches nicht allein geduldig leiden, ſondern auch ſelbſt von dieſen americaniſchen Seeräubern etwas kaufen. In neuern Zeiten haben andere Nationen ſich dieſes Freyhafens zu Nutze zu machen geſuchet, und halten Waarenlager von allerley Waaren daſelbſt für diejenigen Kundleute, die ſich der Gefahr ausſetzen wollen, dahin zu kommen. Zu Kriegeszeiten haben die Seekaper allemal einen Markt an dieſem Orte.

Die Portugieſen zu Rio Janeiro haben auch mit ihren ſpaniſchen Nachbarn ein vortheilhaftes Commercium. Die Waaren, welche ſie ihnen verkaufen, ſind Zucker, Indigo, Tabak, Wein, Brandwein, Rum, einige europäiſche Waaren, und einige Sclaven. Die Einwohner dieſer Colonie ſind weit arbeitſamer, als die übrigen in den braſilianiſchen Pflanzungen, und dadurch ziehen ſie einen beträchtlichen Gewinnſt von den Einwohnern von Buenos Ayres und andern Plätzen am Fluſſe Plata. In den neuern Zeiten haben die Spanier eine ſtarke Jalouſie auf dieſe Colonie geworfen.

Außer den verschiedenen jezt angezeigten Arten, den Handel zu führen, giebt es noch eine allen Nationen gebräuchliche Art, mit deren Erwähnung wir hier schließen wollen. Die Schiffe nahen sich sehr oft den spanischen Küsten unter dem Vorwande, daß sie Mangel an Holz, Wasser, Lebensmitteln oder andern Bedürfnissen hätten, oder daß sie ihr leckes Schiff ausbessern müßten. Sie geben in solchem Falle dem Gouverneur sogleich Nachricht von ihrer großen Noth, und übersenden ihm ein beträchtliches Geschenk. Dadurch erlangen sie die Erlaubniß zu landen, ein Waarenhauß zu errichten, und ihr Schiff auszuladen. Alles dieses geschiehet unter der Aufsicht eines königlichen Bedienten, die in das Waarenhauß gebrachte Güter und Waaren werden ordentlich einregistriret, das Hauß wird zugemacht, und die Thüren werden versiegelt. Nachdem diese Präcautionen sind genommen worden, gehet das Gewerbe zur Nachtzeit vor sich durch Hülfe einer Hinterthür. Die europäischen Güter werden herausgenommen, und an deren statt werden dieselben Fächer, worinnen sie gelegen, mit Indigo, Cochenille, Tabak, Silberstangen, und andern americanischen Waaren bepacket. Damit nun aber die Käufer ihre Sachen öffentlich wieder verkaufen können, nimmt man zu einem andern Betrug seine Zuflucht. Der Schiffspatron überreicht dem Gouverneur eine Bittschrift, worinne er seinen Mangel an Gelde zu Bezahlung der bedungenen Lebensmittel, zur Errichtung des Waarenhaußes, oder zur Bezahlung des zur Ausbesserung des Schiffes gebrauchten Bauholzes vorstellet, und um die Erlaubniß bittet, einen Theil seiner Cargo zu Gelde machen

zu dürfen, um die Schulden damit zu bezahlen. Nachdem man diese Erlaubniß erhalten, werden die Waaren, die schon heimlich verkauft worden sind, öffentlich auf den Markt gebracht. Auf solche Weise wird der ganze Betrug mit allen formellen Solennitäten, die nur irgend bey einer Handlung der Gerechtigkeit und des Mitleidens können beobachtet werden, gespielet.

Die Fortsetzung folget.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zückert, Johann Friedrich, 1737-1778

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausfü hrlichen Auszuge Worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, natürlichen Geschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedener Länder und Völker gegeben wird ; Aus Bd.: 7

Berlin 1769

It.coll. 76-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465674-1
VD18 80457843-001